AUTHOR:

LEIXNER-GRUNBERG, OTTO VON

TITLE:

1888 BIS 1891 SOZIALE BRIEFE AUS BERLIN ...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1891

Master Negative #

92-80619-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

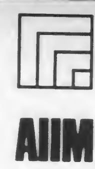
943B45 Leixner, Otto von. 1847-
L53
1888 bis 1891; soziale briefe aus Berlin, mit besonderer berücksichtigung der sozialdemokratischen strömungen. Berlin 1891. D. 16+392 p.

178928

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

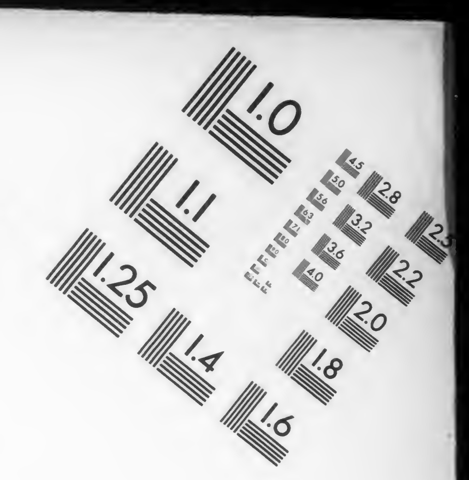
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6-26-92 INITIALS M.DC
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

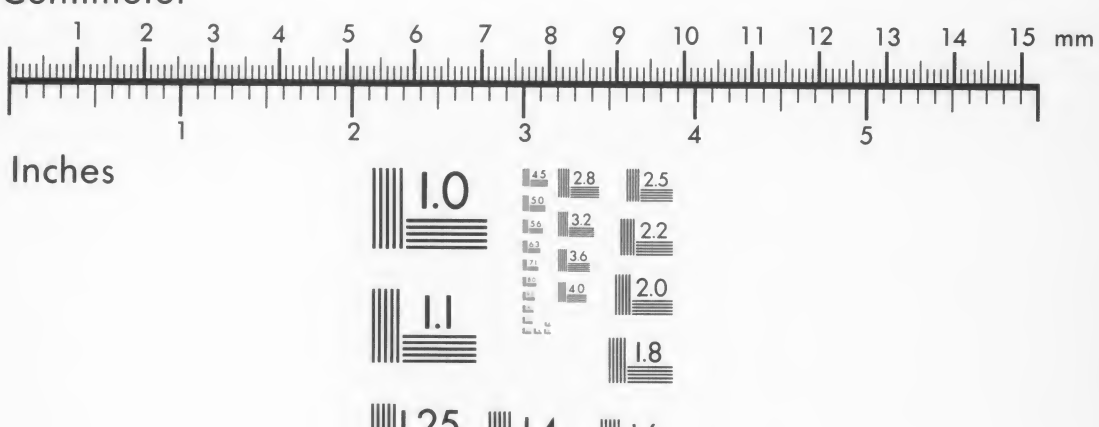


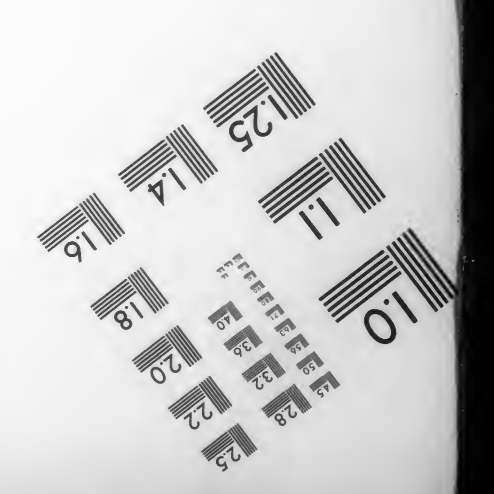
AIIM

Association for Information and Image Management

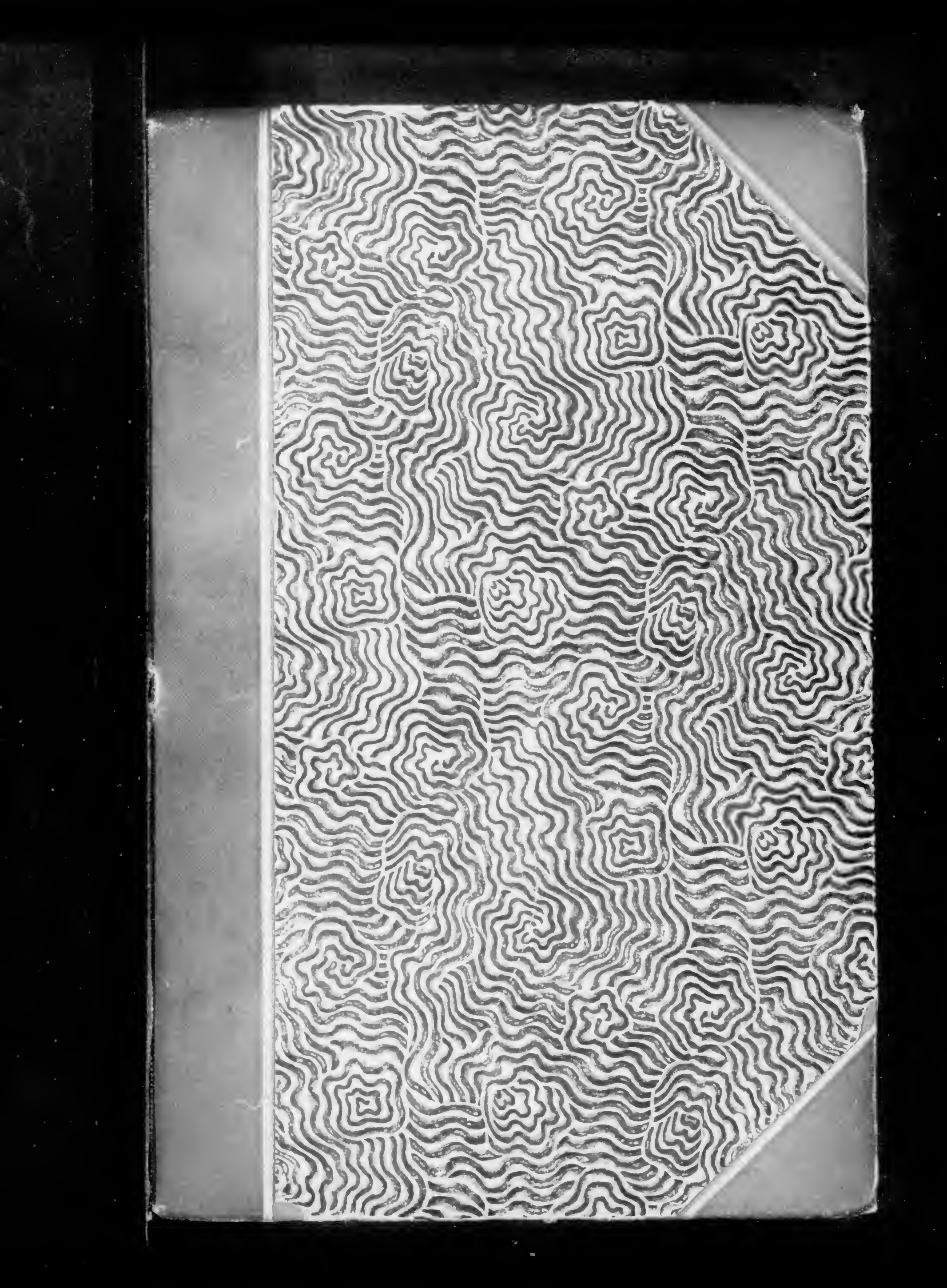
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



1888 bis 1891

Soziale Briefe aus Berlin



1888 bis 1891

Soziale Briefe aus Berlin

Mit besonderer
Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen

Von

Otto von Leixner



Berlin
Verlag von Friedrich Pfeilstücker
1891

Herrn

A. Neven-Dumont

in Köln

freundschaftlich ergeben zugeeignet

vom

Verfasser.

Einleitung.

Das vielgestaltige Leben einer Weltstadt der Gegenwart in seinen inneren Bewegungen vollständig zu schildern, ist aus mehreren Ursachen unmöglich. Der Reichtum der Erscheinungen ist ein so großer, daß kein Einzelner, und mag er den redlichsten Willen besitzen, alles zu überschauen vermag. Er wird stets genötigt sein, die eigenen Erfahrungen, die er gesammelt hat, durch fremde zu ergänzen. Außerdem erschwert ein anderer Umstand das Festhalten der Bilder: der rasche Fluß derselben. Vieles, was heute fest zu stehen scheint, ist morgen schon weggeschwemmt. Die Anfänge von gestern setzen sich nicht fort; Stimmungen und Ansichten wechseln. Wer sich nun an dieses Flüchtige halten will, verliert das Bleibende, den Zusammenhang und gelangt zu schiefen Urteilen. Wer sich in den Dienst einer politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Sippe stellt, kommt wieder in Gefahr, ungerecht oder einseitig zu urteilen. Das ist besonders heute

der Fall, wo sich überall scharfe Gegensätze ausgebildet haben und offen oder halbverhüllt leidenschaftliche Erregung die Auffassung der Verhältnisse bestimmt.

Der Verfasser dieser Briefe, die, ursprünglich in der „Köln. Ztg.“ erschienen, hier neu bearbeitet und mancherorts erweitert vorliegen, hat sich nach Kräften bemüht, gerecht zu sein und weder nach oben noch nach unten zu schmeicheln. An keiner Stelle hat er der Leidenschaft das Recht des Urteils zuerkannt, auch dort nicht, wo er, wie der Sozialdemokratie gegenüber, unbedingt Gegner ist.

Die Abschnitte, in denen diese und die Verhältnisse der handarbeitenden Stände behandelt werden, bilden den Schwerpunkt der „Sozialen Briefe“. Jeder einzelne Zug ist der Erfahrung entnommen. Aber niemals hat Haß die Feder geführt, sondern nur die unerschütterliche Überzeugung, daß ein Sieg der „neuen Lehre“ nicht nur das Reich vernichten müßte, sondern jeden neuen Staatenbau unmöglich macht; daß sie in den Geistern und Herzen der ihr anhängenden Schichten als zerstörendes Gift wirkt. Sie ist heute nicht mehr allein aus wirtschaftlichen Gründen zu erklären und zu verstehen, sondern aus psychologischen. Das habe ich im Einzelnen nachzuweisen versucht — meines Wissens ist es noch nicht geschehen.

Mit vollem Herzen steht der Verfasser auf Seite der Leidenden, der durch die Ichsucht vieler Besitzenden Bedrückten. Darum bekennt er sich auch zu den Anhängern jener Sozialreform, die in den letzten Zeiten des großen, ersten Kaisers eingeleitet worden ist und von unserm jetzigen Herrscher mit warmer Begeisterung und festem Willen mit Hilfe des Volkes weiter geführt wird. In dieser Reform sollen sich die Gegensätze von Staats- und Selbsthilfe ausgleichen. Soll sie aber ganz zur Wahrheit werden, dann wird es zur unabweislichen Forderung, daß die oft so erbärmlichen, kleinlichen Kämpfe der politischen Sippen aufhören. Sie ist kein Kinderspiel, sondern ein tiefernster, wenn auch friedlicher Krieg gegen den stärksten, inneren Feind — und zugleich ein Kampf für jene Güter der Gesittung, die von der Vergangenheit erobert, ihr Recht auf Bestand aus der Vernunft herleiten.

Einem Schriftsteller, — man muß wohl hinzufügen: einem deutschen Schriftsteller — ist es fast unmöglich gemacht, im Thatleben seines Volkes öffentlich anders zu wirken, als durch die Schrift. Es ist eine mächtige Waffe und doch machtlos zugleich. Dem Worte kann niemand die Wirkung verbürgen; ist das Buch aus den Händen des Urhebers, so hat dieser darüber jede Macht verloren; vielleicht weht ein günstiger Wind die Gedanken nach den Stellen, wo sie einem Willen begegnen, vielleicht verweht er sie.

Der Verfasser dieser Briefe weiß, daß er nicht das geschaffen hat, was er gern gewollt hätte. Das Buch

leidet an manchen Mängeln, berührt viele Erscheinungen nur flüchtig oder gar nicht. Aber vielleicht sind doch einzelne Verhältnisse nach ihren Wurzeln hin tiefer untersucht, als es bis jetzt geschehen ist, oder von einer neuen Seite her beleuchtet.

Sollte ein günstiges Geschick dem Buche eine neue Auflage bestimmen, dann lassen sich wohl einzelne Mängel beseitigen. Ein vollständiges Bild werden sie auch dann nicht bieten. Denn jedem Wissen und Können sind unüberwindliche Grenzen gesetzt, die ein ehrliches Wollen überschreiten weder kann, noch darf.

Berlin, Januar 1891.

Inhalts-Verzeichnis.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

Brief 1—9.

Berliner Leben in Haus und Öffentlichkeit.

Erster Brief.

Der „Typus“ des Berliners.

Je mehr Berlin sich zur Weltstadt entwickelt, desto mehr ähnelt sich das äußere Leben, wie es dem Beobachter sich darbietet, dem der andern Weltstädte an. Wohl giebt es Unterschiede durch den wechselnden Schauplatz: Monte Pincio, Champs Elysées, der Prado und die Sieges-Allee sind als Bühnen verschieden, das aufgeführte Stück ist jedoch mit kleinen Abänderungen überall dasselbe. Noch im vorigen Jahrhundert, einige Jahre vor der „großen Revolution“, konnte ein norddeutscher Edelmann versichern, es sei ihm schwer gewesen, zu reisen, insofern er in Petersburg sich anders habe benehmen müssen als zu Hause und in Paris anders als in Petersburg. Die verflossenen hundert Jahre haben in ihrem Verlauf eine gewisse Gleichheit des äußern Gebahrens immer stärker ausgebildet, besonders in jenen Ständen, welche man die „gebildeten“ nennt, und noch mehr in jenen, die sich selber als „exklusiv“ bezeichnen.

Aber aus den Lebensbedingungen der Großstadt entwickeln sich allüberall bestimmte Menschengattungen,

die sich, selbst bei verschiedenen Volkstypen, in ihrem äußern Benehmen, in Haltung und Ausdruck merkwürdig ähneln. Großstädtische Arbeit und großstädtisches Nichtsthun erzeugen so in Paris wie in London oder in Berlin verwandte Erscheinungen und prägen ähnliche Köpfe aus. Vornehme oder doch reiche Lebemänner, elegante Abenteurer beider Geschlechter, feinere und feinste Halbwelt, deren Vertreterinnen nicht selten klangvolle Namen tragen, Bummler aus allen möglichen Ständen, losgerissen durch Verhältnisse oder eigenen Leichtsinn vom Nährboden ihres Berufs und schon halb dem Proletariat verfallen; Rentner, deren Gestalt ebenso hübsch abgerundet ist wie ihr Vermögen, jetzt behagliche Beschauer des großstädtischen Lebens; die „goldene Jugend“ der Börsen- und Handelskreise, zum Teil fast noch im Knabenalter stehend und doch übersättigt und gelangweilt u. s. w.: diese Gestalten finden sich in jeder Weltstadt, tragen überall den Stempel ihres „Berufs“ auf den Gesichtern; sie geben dem äußerlichen Treiben in den Hauptstraßen und an Vergnügungsorten ein sehr ähnliches, oft ganz gleiches Gepräge. Dazu gesellen sich Gestalten, welche man vor dreißig Jahren etwa, wenigstens in Berlin, noch nicht kannte: die modernen Arbeiter, deren Gesichtsausdruck ein bemerkbar anderer geworden ist, vornehmlich in dem jungen und jüngsten Nachwuchs. Unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Lehren und einer durch diese oft stark begünstigten Halbbildung haben sich die Gesichter gemodelt, hat sich die Art des Auftretens verändert. Die „haßsprühenden“ Augen zwar, die unsere jüngsten Dichter — ohne vielleicht je mit einem

wirklichen Arbeiter in Berührung getreten zu sein — so melodramatisch zu verwenden wissen, sind selten so auf der Straße zu sehen. Die Leute treten fest auf; in ihren Mienen liegt oft verächtliche Gleichgültigkeit, nicht selten Spott über das Treiben um sich, ein Spott, dem zuweilen das Bewußtsein brutaler Kraft beigesellt ist. So durchschreiten sie, von wenigen beobachtet, die lustwandelnde Menge, innerlich überzeugt, daß die Zukunft ihnen gehöre — die leitenden Genossen haben es ihnen ja gesagt, und diese Männer besitzen umso stärkeren Glauben, je weniger sie denken können. Und der Glaube an die Gedanken ist bekanntlich gefährlicher als diese selbst. Solche Physiognomieen trifft man häufig in Paris auf den Boulevards und zwar hier schon länger als in Berlin, seltener in Wien und noch seltener in Rom. Auch der eigentliche Arbeiter Londons macht, wenn er halbwegs gut gestellt ist, einen andern Eindruck: er sieht bürgerlicher, behäbiger aus.

Aber dieser Typus, mag er auch wechseln, kann das frühere Gesamtbild des weltstädtischen Treibens wenig verändern. Die Ähnlichkeiten überwiegen. Sie zeigen sich auch bei ersten Vorstellungen in beliebten Theatern, bei Konzerten und in großen Gesellschaften. Was der Anstand, die zeitliche Sitte verlangen, war auch noch im vorigen Jahrhundert mehr von der nationalen Eigenart bestimmt als heute, wo wenigstens ein großer Teil der Regeln für das „Benehmen“ gemeinsames Eigentum der gebildeten Schichten geworden ist. Die höhern Gesellschaftskreise haben noch mehr Formenwesen, aber auch das ist jetzt fast überall gleich. Zuweilen steigt eine Art von

Benehmen von unten nach oben: im Stall oder auf dem Turf entstanden, wird es, besonders wenn Angehörige der „exklusiven" Gesellschaft unter sich sind, gesellschaftsfähig. Sogar Frauen derselben Kreise nehmen dann in Sprache und Bewegungen Gewohnheiten an, die sich eigentlich auf die Halbwelt beschränken sollten. Auch diese Erscheinung ist in Wien und Berlin ebenso wie in Paris zu beobachten.

Der Berichterstatter, der dieses Treiben der genießenden Gesellschaft in Augenblicksbildern festzuhalten sucht, wird trotz allem Aufwand von Geist oberflächlich bleiben müssen. Nur die Beschreibung der Schauplätze wird den Berichten unterscheidende Züge geben. Es könnte sogar vorkommen, daß man einen Aufsatz über Berliner Theatervorstellungen für einen solchen über Pariser Bühnen hält — denn mehr französische Stücke als bei uns dürften auch in Paris nicht gegeben werden.

Es fragt sich nun, ob dieses Außenleben der Weltstädte überhaupt deren eigentliches Leben bilde, ob in ihm dasjenige, was die Eigenart der einzelnen darstellt, enthalten sei. Zuweilen mag es ja der Fall sein, im allgemeinen aber liegen die eigenartigen Züge tiefer. Sie gehören dem innern Leben der Städte an, hängen mit der Geschichte des Volkes, mit dem häuslichen Leben, mit nationalen Eigenheiten zusammen. Diese innern Züge aber wirken mit bleibender Kraft auf die Entwicklung ein, beeinflussen das geistige, sittliche und volkswirtschaftliche Leben viel mächtiger als fast alle jene Erscheinungen, die man gewöhnlich als Kennzeichen der Großstadt betrachtet, weil sie sich dem Blicke sofort aufdrängen.

Dieses innere Berlin in seinen feststehenden und auch in den sich wandelnden Zügen möchte der Verfasser in diesem Buche darzustellen versuchen, mit Liebe zu der Reichshauptstadt, aber auch mit dem Bestreben wahr zu sein. Er wird dem Leser wechselnde Stoffe vorführen, ihn in mannigfache Kreise, in hohe und niedrige Schichten geleiten. Wird er dann auch manche ungesunde Erscheinung aufdecken, manche schöne Täuschung zerstören müssen, so wird sich doch auch zeigen, daß im Berliner Leben viel gesunde Kraft des Geistes und des Herzens, rege Teilnahme für Kunst und Wissenschaft, für die Werke echter christlicher Liebe vorhanden sind. Wird sich zeigen, daß die schädlichen Einflüsse der Zeit manches Üble gezeitigt haben, so doch ebenso, daß gute Überlieferungen im öffentlichen und häuslichen Leben fortwirken.

Ende der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre ist in Paris bei dem Verleger Jules Laisné eine Sammlung von kleinen Büchern in Sedez erschienen, geschmückt mit Zeichnungen von Gavarni, Daumier, H. Monnier und andern bekannten Karikaturisten der Zeit. Jedes Bändchen behandelte die „Physiologie" irgend eines Standes, irgend einer Menschengattung, aber in der Pariser Prägung desselben: Beamte, Junggesellen, Studenten, Thorhüter, Künstler, Schriftsteller, unverstandene Frauen, die Pariserin u. s. w. Manches dieser Büchlein kennzeichnet nur die Verlotterung der Zeit, andere aber haben Wert, der scharfen und treffenden Züge wegen.

Wir besitzen eine solche Bildnissammlung aus neuester Zeit nicht, obwohl der Stoff sicherlich ein sehr dankbarer wäre — hat Berlin ja doch ganz merkwürdige Typen, die Paris fehlen, z. B. den Hofprediger.

Im Grunde ist es ebensowenig möglich, den Typus des Berliners zu zeichnen, wie den eines andern Weltstädters, weil gar viel von dem, was man als „berlinisch“ zu bezeichnen pflegt, sich anderswo ebenfalls findet. Auch ist es nicht gar so leicht, den echten Eingeborenen zu studieren. Man kann Jahre hier gelebt haben und doch fast nie mit einem echten Stadtkinde in nähern Verkehr getreten sein: es ist dieselbe Erscheinung in Paris zu beobachten. Stände der Beamten, Hochschullehrer, Künstler und Schriftsteller u. s. w. ziehen ihre Mitglieder von allen Teilen des Reichs, ja selbst des Auslandes heran. In den zwei letztgenannten ist die Zahl der gebornen Berliner im Verhältnis eine sehr kleine. Wer diese kennen lernen will, muß gewisse Kreise des bürgerlichen Standes aufsuchen oder zu den Schichten der sogenannten kleinern Leute niedersteigen. Eigentliches Patriziat, wie es noch im Süden Deutschlands, besonders aber in der Schweiz (Bern) zu finden ist, giebt es bei uns nicht. Wohl aber sind noch ziemlich viele Familien von Beamten, Lehrern, Fabrikanten und Kaufleuten vorhanden, die seit drei und mehr Geschlechtern fest im Berliner Boden wurzeln und eine Menge von Überlieferungen bewahrt haben. Manche dieser Familien haben den von ihren Groß- und Urgroßvätern erworbenen Besitz zu erhalten und zu mehren verstanden, aber nicht nur den äußern, sondern auch Eigenschaften des Geistes und Gemüts. Und grade von ihnen, die oft an Tüchtigkeit und Bildung hoch über den meisten Vertretern anderer Stände stehen, erfährt die Welt gewöhnlich am wenigsten.

In der Tagesmeinung des übrigen Deutschlands und auch im Auslande hat man sich eine nicht grade schmeichelhafte Vorstellung von dem „Berliner“ gebildet. Ich denke dabei nicht an das Bild, das z. B. in gewissen französischen Blättern kindischer Haß von uns entwirft, wo man selbst die Vertreter der feinen gesellschaftlichen Form als plumpe, taktlose Gesellen hinstellt, sondern nur an jenen Typus, den man sich, ohne zu hassen, im Laufe der Jahrzehnte im deutschen Süden, in Österreich gebildet hat. Da erscheint der Berliner als anmaßend und geschwätzig; über alles macht er „schnoddrige“ Bemerkungen; bei ihm zu Hause ist alles besser, schöner, größer als anderswo. Er kritisiert über Gott und Welt und findet nur sich selber tadellos. Solche Menschen giebt es sicher — aber nicht nur in Berlin — und der Verkehr mit ihnen hat wenig Anmutendes. Aber diese Art gehört sehr selten den wahrhaft guten Ständen an und ihre Vertreter sind zumeist nicht einmal hier geboren. Wenn Provinzler in Berlin heimisch geworden sind, so setzen sie oft alles daran, die Berliner Unarten an sich zur Vollendung auszubilden; je weniger echte Bildung sie besitzen, desto mehr entwickeln sie den absprechenden, selbstbewußten Ton. Aber auch diese Erscheinung ist nicht bei uns allein zu beobachten; der Pariser gleicher Sorte macht es in der Provinz oder im Auslande nicht anders und der Londoner auch nicht.

Daß übrigens der Berliner wirklich einen starken Hang zum Kritisieren hat, ist nicht abzuleugnen. Derselbe hat jedoch nicht von jeher im Berliner Wesen gelegen. Meiner Ansicht nach — sie ließe sich durch geschichtliche Belege begründen — hat sich diese Errungenschaft erst im

Zeitalter Friedrichs des Großen, des Kritikers auf dem Thron, entwickelt und wurde dann durch die allgemeinen Stimmungen genährt. Vor etwa 1750 findet man in Schilderungen Berlins diesen Zug nicht betont, von da ab immer häufiger und entschiedener, besonders von seiten süddeutscher und österreichischer, aber auch russischer Reisenden, bis die Ansicht in unserm Jahrhundert zum Glaubenssatz geworden ist. Mit dem Hange zur Kritik entwickeln sich leicht Spottsucht und Jagd nach dem Witz. Aber all diese Eigenschaften, mögen sie immerhin bei uns in allen Schichten stark ausgeprägt sein, gehören nicht dem Berliner als solchem, sondern hauptsächlich als Großstädter an. Mäkeln und spotten, das können die Pariser, die Römer und Wiener ebensogut wie wir, wenn nicht besser.

Es sind andere Eigenschaften, die man viel mehr als jene für den Berliner kennzeichnend betrachten kann. Und als das Hauptmerkmal möchte ich die „Gemütsprüderie“ hervorheben, die durch fast alle Schichten geht. Berlin hat eine ziemlich harte Geschichte durchgemacht. Es ist dem Märker nicht leicht geworden, emporzukommen; er ist nicht von der Natur und der Geschichte verwöhnt worden; er mußte sich alles durch ununterbrochene Arbeit erzwingen, er, wie das Fürstenhaus, unter dessen Scepter er stand und steht. So entwickelten sich beweglicher Verstand und ernster Arbeitsgeist, aber wenig oder gar nicht die Fähigkeit, das Leben sorglos zu genießen, die leichte Anmut des äußern Wesens, die sogenannte Gemütlichkeit. Aber der Ernst des jahrhundertlangen Ringens hat günstig auf das Gemütsleben gewirkt, das viel lebhafter und

tiefer ist, als man gewöhnlich annimmt. Während jedoch der Süddeutsche, der Wiener zumal, seinen Gefühlen wenig Zwang auferlegt und darum wärmer **scheint**, liebt der Berliner es nicht, sich so rasch zu geben, trotzdem er innerlich rasch empfindet. Sein scharfer, zerlegender Verstand läßt ihm das Gefühl als weichlich erscheinen; er schämt sich ein wenig vor sich selber und verbirgt die Rührung oder Begeisterung gern. Ein Teil der so übelberüchtigten „Schnoddrigkeit“ und Spottsucht geht unmittelbar aus dieser Gemütsprüderie hervor und auch das zugeknöpfte Wesen hat oft in ihr seinen Ursprung. Und noch eine Eigenschaft: der Hang zur Ironie, die der Berliner sehr oft gegen sich selbst wendet. Er kann — gleichviel welchem Stande er angehört — ein fremdes Leid sehr lebhaft empfinden, in sich den Drang fühlen zu trösten, wird aber den Trost in einer Art erteilen, daß er dabei die eigene Weichheit oder auch den Bemitleideten leiser oder stärker verspottet.

So erscheint das Gefühlsleben des echten Berliners stets im Kampfe mit dem Verstande; Wärme und Kälte mischen sich oft in eigentümlicher Weise, die man sonst nirgendwo derartig als weitverbreitetes Kennzeichen zu finden vermag. Diese Ironie kann oft genug zersetzend wirken, aber vielleicht öfters noch wirkt sie als feine Würze. Hat man sich an sie gewöhnt oder sie durchbrochen, dann staunt man oft über die Innigkeit des Gefühls, die sich dahinter verbirgt, wird aber auch enttäuscht, wenn sie nur äußere Rührseligkeit entpuppt. Der kritische, spöttelnde Berliner läßt sich gern rühren. Er ist nicht so leicht zu begeistern wie der Süddeutsche, aber ist's gelungen,

dann bleibt die Bewegung eine viel länger dauernde. Gestattet der Verstand dem Berliner zu schwärmen, dann macht dieser von der Erlaubnis auch ausgiebigen Gebrauch.

Das ist in Umrissen der „Typus“ des Berliners. Aus diesem Wesen gehen auch viele Züge im häuslichen und gesellschaftlichen Leben hervor, aus ihnen erklärt sich der rasche Wechsel der Stimmungen, Menschen wie Thatsachen gegenüber; aus ihnen stammen manche eigenartige Züge in der Berliner Litteratur, Kunst und Presse. Zu leugnen ist indessen nicht, daß die Spottsucht nach außen hin vorwiegt und daß sich ihr in den letzten Jahrzehnten nicht selten ein frivoler Beigeschmack zugesellt hat, der zumeist in den Börsenkreisen seine Pflegestätte findet.

Zweiter Brief.

Was heißt „Gesellschaft“? — Die „Exklusiven“. — Beamtenstand, Offiziere. — Der Mythus von der Butterschnitte. — Zwanglosigkeit.

Fremdwörter sind offene Fallen für Begriffe; es schlüpfen oft sehr verschiedene Dinge hinein. Der Satz kann auch auf manche deutsche Worte angewandt werden. Auch mit dem Ausdruck „Gesellschaft“ lassen sich die verschiedenartigsten Vorstellungen vereinigen. Wenn ich in einem Hause Umfrage hielte, bekäme ich ein halbes Dutzend von verschiedenen Erklärungen leichtlich zusammen. Das Erdgeschoß hat ein reicher Junggeselle der Börsenkreise gemietet. Er verkehrt mit den Lebemännern unter den Berufsgenossen, mit Schauspielern zweiten Ranges, mit ehemaligen Offizieren, die Schulden halber „geschwenkt“ worden sind. Er kennt jedes Mitglied des Zirkus, der „Reichshallen“ und anderer Anstalten, wo Akrobaten und ähnliche „Künstler“ auftreten. Demselben Kreise gehört auch seine weibliche Bekanntschaft an, deren Bildnisse er im Schlafzimmer aufhängt, wo eine Wand mit ihnen fast ganz bedeckt ist.

Das erste Stockwerk bewohnt eine ziemlich bejahrte

Hofdame, jeder Zoll Aristokratin. Bei ihr ist alles à quatre épingles: sie kleidet sich so, sie geht, spricht, denkt und schläft à quatre épingles. Ihre „Gesellschaft“ ist die des Hofes und beginnt mit dem Baron — aber mit dem echten. Den „Neugebackenen“ verabscheut sie. Was nicht zur „Gesellschaft“ gehört, das beachtet sie nicht und hat darüber auch höchst unklare Vorstellungen. Die Gothaischen Almanache kennt sie fast auswendig; es giebt ihr jedesmal einen Stich, wenn sie wieder entdeckt, daß irgend ein Freifräulein oder eine junge Gräfin einen Bürgerlichen geheiratet habe. Ein Grafenhaus, in dem zwei Töchter es gethan haben und ein Sohn ein „namenloses“ Mädchen zur Frau erwählt hat, führt sie stets mit Ausdrücken tiefster sittlicher Entrüstung im Munde.

Das dritte Stockwerk ist von einem hohen richterlichen Beamten bewohnt. Seine Gesellschaft wirbt sich fast nur aus Juristenkreisen an. Bei ihm findet man Präsidenten, Räte des Kammergerichts und einzelne Hochschullehrer, bei größern Gesellschaften, wenn getanzt wird, Referendare, Assessoren und Lieutenants. Von öffentlichen Vergnügungen werden, nur „der Mädchen wegen“, die Juristenbälle besucht. Leider bis jetzt ohne Erfolg. Die Frau Geheimrat darf meiner innigsten Teilnahme sicher sein.

In den vierten Stock teilen sich ein Rechnungsrat, ehemaliger Unteroffizier, und ein kleiner Kaufmann — beide haben wieder ihre „Gesellschaft“.

Man könnte nun das Wort erklären als den Kreis jener Menschen, den der einzelne, um sich von der Arbeit zu erholen, zum Zweck der Unterhaltung aufsucht oder

bei sich sieht. Ich fühle schmerzlich das Ungenügende dieser Erklärung. Einerseits stimmt es mit dem Worte „Unterhaltung“ nicht ganz. In manchen Kreisen langweilt man sich „entsetzlich“ bei den unvermeidlichen Zusammenkünften; man versteht zwar die durchaus nicht so leichte Kunst, mit den Mundwinkeln so zu gähnen, daß es einem verbindlichen Lächeln zum Verwechseln ähnlich sieht, aber man langweilt sich dennoch.

Auch die Wendung: „um sich von der Arbeit zu erholen“, ist nicht immer zutreffend, denn es giebt viele Menschen, besonders Frauen, die allen Geist aufwenden müssen, um in das Nichtsthun Methode zu bringen. Die Weltvernunft rächt sich an ihnen: denn für sie wird das Gesellschaftsleben zur Arbeit, zu einer aufreibenden, mühsamen Arbeit.

Im allgemeinen ist bei uns die „Exklusivität“ viel stärker verbreitet, als anderswo. In Paris hat der demokratische Geist die Gesellschaft viel mehr durcheinandergewirbelt; in Italien ist die Entwicklung des Gesellschaftslebens und der Stände an sich eine andere gewesen von den Tagen der Frührenaissance an, und so auch, trotzdem die Hofetikette dort noch ziemlich strenge gehandhabt wird, in Spanien.

Wohl haben sich bei uns Verhältnisse entwickelt, die Angehörige verschiedenster Stände miteinander in Berührung bringen. Für die Männer bildet das politische Leben vielfach ein Bindemittel; besonders sind es die konservativen Parteien, in denen man fast alle Stände, vom Magnaten bis zum Handwerker vertreten findet. Aber dieser Verkehr ist meist ein äußerlicher und beeinflußt das

Gesellschaftsleben nur sehr wenig. Auch einzelne Vereine für Kunst, Wissenschaft oder öffentliche Wohlthätigkeitspflege bringen Beziehungen dieser äußern Art hervor, aus denen zuweilen Freundschaften sich gestalten, aber auch das ändert das Gesellschaftsleben wenig.

Die Frauen werden einander durch die Vereinsthätigkeit vielfach nahe gebracht. In der Arbeit für den vaterländischen Frauenverein, für das „Rote Kreuz“, im „Frauengroschenverein“ u. s. w. finden sich Angehörige aller Kreise zusammen. Da kommen die Fürstin und die Gattin des Ministers oder Generals mit der Frau des jüdischen Börsenmannes und mit einfachen Frauen aus dem untern Bürgerstande zusammen. Wenn es Not zu lindern giebt, dann verstehen sich die Herzen der Frauen, denn das menschliche Gefühl drängt alles andere zurück. Aber ist die gemeinsame Arbeit gethan, dann hört auch fast immer der Verkehr auf: die Gruppen treten auseinander und wieder in ihre „Gesellschaft“ zurück. Ehrgeizige Frauen des Geldadels benutzen diese Vereine sehr oft, um Beziehungen mit Damen der Hofkreise anzuknüpfen; man nimmt auch liebenswürdig die großen Gaben für die Vereine oder Geschenke für Bazare an, aber der Liebe Mühe ist doch vergeblich: zu einem Gesellschaftsverkehr gelangen die Ehrgeizigen fast niemals. Hier kann man sagen: „Wer zu sehr sucht, findet ganz gewiß nicht“. Den Frauen des reichen, ältern Bürgertums haftet übrigens dieses vordrängende und sich anschmeichelnde Wesen sehr selten an, sie besitzen Bürgerstolz, und mit Recht.

Die andern Berührungen sind ganz einflußlos; in den Theatern und im Zirkus, in Ausstellungen oder in

Konzerten irgend eines augenblicklichen Lieblings der vornehmen Welt, sieht man sich so obenhin oder wechselt einige gleichgültige Worte; öffentliche Vorträge anderer Art werden von Damen der obersten Kreise fast gar nicht besucht. So halten sich die Gesellschaftskreise im allgemeinen für sich, für den höhern Adel bildet der Hof den natürlichen Mittelpunkt, obwohl die großen Hofbälle und Hoftafeln nicht als „Unterhaltung“ angesehen werden. Es ist mehr „Dienst“. Nur die reichsten Vertreter des güterbesitzenden Adels können es sich gestatten, den Winter in Berlin zuzubringen. Es giebt einzelne Magnaten, die hier eigene Palais besitzen, die meisten aber beziehen große Wohnungen, die zuweilen für das ganze Jahr gemietet sind. Wenn man die Summen hört, die ein solcher Winter in Berlin verschlingt, dürften viele über Verschwendung schreien. Und doch sind Verschwender unter den Hochtories heute selten — sie haben fast alle rechnen gelernt. Aber ein solcher Haushalt mit etwa zwölf Dienstboten beiderlei Geschlechts, zu denen noch bei großen Festlichkeiten andere gemietet werden, kostet sehr viel, trotzdem ein Teil der Nahrungsmittel, Wild, Geflügel, Eier u. s. w. von den Gütern nach Berlin geschickt wird. Sind Töchter da, die bei Hofe vorgestellt und in die Gesellschaft eingeführt sind, so nimmt die Kleidung auch größere Summen in Anspruch, obwohl die jungen Damen der Hofkreise sich im allgemeinen viel einfacher tragen als die Töchter des Berliner Geldadels. Dann werden auch grade an diese Familien von allen möglichen Wohlthätigkeitsvereinen Forderungen gestellt, die wegen der gesellschaftlichen Stellung erfüllt werden müssen.

Aber selbst bei weniger großherrenhaftem Auftreten kostet ein Winter, den man mit der ganzen Familie in Berlin zubringt, sehr viel. So giebt es denn viele Grafen und Freiherren aus alten Häusern, die, obwohl „rangiert", auch im Winter auf ihren Gütern bleiben und höchstens einige Zeit in den Provinz-Hauptstädten verleben. Als verständige Landwirte und Hausväter müssen sie sich den Aufwand für einen Berliner Winter versagen. Wer aber dem Drängen seiner Frau und der Töchter dennoch nachgiebt, dem liegt ein solcher Winter dann oft Jahre „in den Gliedern". Überdies ist der Verkehr mit den Gutsnachbarn gemütlicher und zwangloser, selbst wenn das Gespräch über Spiritus, Raps, Rüben und ein wenig Zölle und Politik nicht hinauskommt und man schließlich fast immer zu den Whist- und Skatkarten greift.

An den einheimischen höhern und höchsten Adel schließt sich die diplomatische Welt, die auch heute noch zumeist aus der Aristokratie angeworben wird. Übrigens hat auch der Bürgerliche, wenn er Gesandter oder Botschafter ist, an sich schon Stellung genug durch seinen Rang. Ist er und seine Familie so liebenswürdig, wie es z. B. bei Herrn Herbette der Fall ist, dann wird er in jeder Weise als Gleicher behandelt. Das Gehen und Kommen der Diplomaten bildet oft einen erfrischenden Sauerteig, der die Masse etwas in Gärung bringt. „Neue Gesichter" bringen Abwechslung, und das reizt in diesen Kreisen mehr noch als in andern. Denn die Eingesessenen, besonders der Adel der Hofstaaten, kennen einander schon so auswendig, daß sie bei bestem Willen sich nichts Neues mehr sagen können — es müßte denn

Klatsch sein. Und wie überall, in allen Kreisen, findet dieser auch hier liebevolle Pflege und verständnisinniges Entgegenkommen. Vom andern Klatsch unterscheidet er sich nur durch die Hinneigung zum Historischen: er umfaßt auch Eltern und Großeltern; erst beim vierten Geschlecht verläßt ihn das Gedächtnis.

Zu dem Kreise gehören ferner die Minister und deren Familien. Die Herren sind zumeist von ihrem Amte so in Anspruch genommen, daß sie nur die pflichtgemäßen Gesellschaften geben und besuchen. Aber auch deren giebt es immerhin so viele, daß zur Pflege echter Geselligkeit im selbstgewählten Kreise oft herzlich wenig Zeit übrig bleibt. Die übrigen Stände treten in diesen Kreis nur ausnahmsweise ein und einzelne Gelehrte, Künstler u. s. w. meist nur bei großen Festlichkeiten des Hofes. Die Ausnahmen sind an den Fingern herzuzählen.

Die Offiziere bilden durchaus nicht, wie man im Auslande oft meint, eine festgeschlossene, gleichberechtigte Menge, wenn auch jeder Lieutenant zu Hoffesten befohlen werden kann. Aber als Gesellschaft ist das Offizierkorps nicht eins; die Standesunterschiede haben einen viel größern Einfluß, als es den Anschein hat, und bestimmen auch den Verkehr außerhalb des Regiments. Die Söhne des reichern Hochadels finden sich fast alle in bestimmten Regimentern zusammen, auch wenn sie nur ihr Jahr dort abdienen; ihr Kreis ist sonst jener der Hofgesellschaft.

Den preußischen Offizieren gemeinsam ist die Pflege guter gesellschaftlicher Formen, die doch mehr Wert besitzen, als der Deutsche ihnen im allgemeinen zuerkennt. Die Angehörigen des Generalstabs, die Lehrer und Be-

suchser der Kriegsakademie vereinigen damit ein sehr reges geistiges Streben, das sehr oft über die Grenzen des Fachs hinausgeht. Hier findet man lebhafte Teilnahme für Wissenschaft, Kunst und Litteratur: nicht selten wird man durch umfangreiches Wissen auf diesen Gebieten überrascht. Der Ton in diesen Kreisen ist nicht nur oberflächlich fein und darum auch die Geselligkeit im besten Sinne des Wortes mehr zu Hause als in der „Crême“, in der das Äußerliche und dessen Pflege überwiegen.

Da sich das Offizierskorps aus den verschiedensten Ständen anwirbt, begegnet man seinen Vertretern in den meisten Gesellschaften, wo die jüngern als eifrige, unterhaltende Tänzer sehr gesucht sind. Der Typus des preußischen Lieutenants, wie ihn deutsche und fremdländische Witzblätter verspotten und wie er oft auf der Bühne erscheint, ist in Wirklichkeit selten. Mag immerhin hier und da einer zu selbstbewußt auftreten und durch die Nase sprechen, er bildet eine Ausnahme; im allgemeinen benimmt sich auch der jüngere Offizier so, wie es die gute Sitte verlangt, höflich und entgegenkommend in jedem Gesellschaftskreis, den er besucht und besuchen darf. Immerhin schließen sich manche Offizierkorps in Berlin gegen außen, besonders von der bürgerlichen Menschheit, sehr ab und halten zu ihr nur die nötigsten Beziehungen aufrecht — z. B. zu reichen Schwiegereltern.

Mehr oder minder „exklusiv“ lebt auch der hohe Beamtenstand und leben die Lehrer der Hochschulen. Der Bildungsgang der Angehörigen dieser Kreise bringt es mit sich, daß hier ein weiterer geistiger Blick vorhanden ist. Aber sehr leicht entwickelt sich auch starkes Selbstgefühl, das nicht selten bei den gelehrten Herren in Dünkel ausartet. Ein eigentliches Gesellschaftsleben besitzen diese Stände als solche nicht. Einesteils erlauben es die Verhältnisse selbst einem hohen Beamten in Berlin sehr selten, „Haus“ zu machen. Die Familie begnügt sich, zuweilen jene Feste zu veranstalten, die man bei uns „Abfütterungen“ nennt. Schön ist die Bezeichnung nicht. Lebt die Familie nur vom Gehalt des Vaters, dann ist die Wohnung stets etwas beschränkt. Es gehört viel Begabung dazu, wenn die Hausfrau es fertig bringt, auch aus Wohn- und vielleicht Schlafzimmern für einen Abend „Gesellschaftsräume“ herzustellen, in denen fünfzig bis hundert Menschen Platz finden sollen. Da kommt es vor, daß sogar der Flur, falls er etwas größer ist als gewöhnlich in Berlin, zu einem Zimmer umgewandelt wird. Die Sache ist nicht so billig wie vor dreißig und vierzig Jahren. Damals wurden noch die sogenannten „Geheimrats-Butterbemmchen“ hergestellt: zwei durchsichtige Scheibchen Schwarzbrot bestrich man vorsichtig mit etwas Butter und legte zwischen sie eine Ahnung von Fleischbelag. Dazu wurde der ästhetische Thee gereicht, dessen Haupteigenschaft, wie boshafte Menschen sagten, es war, daß er wie das Absolute stets aus sich heraus sich von neuem erzeugen konnte. Wo sind diese schönen Zeiten! Jene „Bemmchen“ sind zu einer lieblichen Mythe geworden, deren nur Ältere noch mit stiller Wehmut gedenken. Wahrscheinlich ist das Rezept zur Herstellung verloren gegangen.

Man stellt heute ganz andere Forderungen an Küche und Keller. Und das ist ein schwerer Mißstand, der in Berlin besonders stark sich seit den letzten fünfzehn bis

zwanzig Jahren entwickelt hat. Das verteuert die Geselligkeit und zwingt zu den „Abfütterungen“, deren eine immerhin noch billiger ist, als wenn man mehrmals einen kleinen Kreis bei sich sieht. Der heutige Tafelluxus hat seinen Ursprung besonders in den Börsenkreisen. Neue Vermögen bethätigen sich nach außen am liebsten in materiellen Genüssen; die frischgebackene Million hat keine Bildung und prunkt gern — sie thut es natürlich am liebsten vor vielen Gästen. Halten sich auch gewisse Stände bis heute von diesen Kreisen fern, so haben doch letztere auf die Art des Gesellschaftslebens wachsenden Einfluß gewonnen. Es giebt Künstler, Schriftsteller, sogar einzelne Gelehrte, die zumeist bei der modernen Million verkehren und, falls ihre Einnahmen — oder ihr Kredit — dazu ausreichen, ihre Lebensweise nach dem Vorbild einrichten. Die Soupers dehnten sich allmählich zu Mittagstafeln aus und diese wieder gewannen eine mit menschlichen Mitteln kaum meßbare Länge. Jeder Gang von der Suppe an besteht aus zwei Gerichten und die Zahl der Gänge ist Legion. Schließlich schlafen Hirn und Füße ein, und nur die Kauwerkzeuge allein bleiben mechanisch in Thätigkeit. Das Essen in der Gesellschaft wird niemand in unsern Breitegraden verdammen, sobald aber das Gesellschaftsleben nur noch im Essen besteht, geht dabei jeder Rest geselligen Geistes verloren.

Bezeichnend ist eine Kleinigkeit. Noch vor etwa dreißig Jahren gab es in Berlin kaum mehr als drei „Delikatessen-Handlungen“. Heute ist Berlin W. von ihnen dicht besetzt, und schon erstrecken sie sich bis in die Vorstädte hinaus.

Mancher führt als Vorzug dieser „Gesellschaft“ an, daß man in ihr sich „zwangloser“ bewegen könne. Echte Zwanglosigkeit fordert jedoch sehr viel gesellschaftliche Bildung. Und diese ist hier wirklich nicht oft zu finden. So artet die Zwanglosigkeit meist in Formlosigkeit aus; der Witz überspringt die Grenzen, die ihm die Gegenwart von Frauen bestimmen müßte. Aber Frauen wie Mädchen sind schon an dieses Sichgehenlassen gewöhnt. So hat sich denn eine Freiheit des Benehmens und der Sprache entwickelt, die man für genial und geistreich hält, die aber in Wahrheit das Gegenteil feiner Sitte darstellt. Diese Zwanglosigkeit hat sich erst in den zwei letzten Jahrzehnten entwickelt, und Presse, Roman und Schauspiel haben viel dazu beigetragen, sie wenigstens in diesen, am wenigsten exklusiven Kreisen „gesellschaftsfähig“ zu machen.

Einen starken Gegensatz dazu bilden die alten Berliner Familien, von denen im ersten Briefe die Rede war.

Dritter Brief.

Eine alte Berliner Familie. Ihr Entstehen und ihr Leben.

Vielleicht die behaglichste Geselligkeit herrscht in einem Teile der älteren Berliner Bürgerfamilien, die sich durch die Arbeit von Geschlechtern Vermögen, Ansehen und Bildung erworben haben. Natürlich nicht in allen solchen Häusern. Zuweilen ist durch den Besitz nichts als nur wieder Besitz erzeugt worden. Gold brütete Gold aus. Dabei entwickelten sich Protzigkeit und rein materielle Genußsucht; die geistigen Güter wurden gering geachtet, sofern sie nicht ebenfalls Gold erzeugten, und ein nichts weniger als feiner Ton hat sich hier befestigt. Aber diese Häuser bilden nicht die Mehrzahl.

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, die Geschichte einer solchen älteren Familie in Kürze zu zeichnen. Ich sende Eins voraus: auch der genaue Kenner unserer hauptstädtischen Bevölkerung möge darauf verzichten, dieselbe zu erraten, denn die Züge, welche auf die Spur leiten würden, habe ich, ohne das Bild zu schädigen, weggelassen.

Diejenigen Ahnen der Familie, von denen man aus Bürgerpapieren und verblaßten Überlieferungen aus dem

18. Jahrhundert Kunde hat, gehörten dem Handwerkerstande an. Sie brachten sich ehrlich durch, aber zu größerem Besitz gelangte keiner der Geschlechtsältesten. Nur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat einer sich ein Häuschen erworben, das aber seine Witwe verkaufen mußte. Erst der Urgroßvater des heutigen Trägers des Namens gelangte durch ehrliche Arbeit und strenge Sparsamkeit in den Besitz eines Grundstücks von drei Morgen, damals am Rande der Stadt gelegen, das er für 300 Thaler erstand. Da baute er ein Häuschen, in dem er seinem Berufe nachging und die Erzeugnisse seiner Hände verkaufte. Der Sohn nahm als Siebzehnjähriger teil an den Freiheitskriegen, kehrte ohne Wunde, aber mit dem Eisernen Kreuz geschmückt zurück und heiratete die einzige Tochter eines Steinmetzen. Dieser besaß künstlerische Anlagen, die er nie hatte zur Ausbildung bringen können. Der Sinn für Schönes war die einzige Erbschaft, die er seinem Kinde vermachen konnte — und die sich auch in merkwürdiger Weise auf die Nachkommen verpflanzt hat. Das junge Paar zog in das Häuschen zu den Eltern des Gatten, der nun dem Vater im Erwerbe half. Es wäre ein ungestörtes Stillleben gewesen, hätte nicht die Zeit ihren Schatten plötzlich in das Idyll geworfen. Der Vater gehörte noch dem vorigen Jahrhundert an und verehrte im „aufgeklärten Despotismus" die Offenbarung höchster Staatsweisheit und in Friedrich dem Großen das Ideal eines Herrschers. Der Sohn aber gehörte dem jüngern Geschlecht an und neigte zu jenen noch unklaren schwärmerischen Anschauungen, die zum Wartburgfest geführt und dann die geheime Furcht

in der heiligen Allianz erweckt hatten. Dabei turnte er und hatte — so wenig gelehrte Bildung er auch besaß — Verkehr mit Studenten der Universität. Das alles ahnte der Alte nicht. Nun scheint es, als habe irgend ein Demagogenriecher unterster Gattung Verdacht gegen den Sohn gefaßt und als sei der Vater dadurch in Mißhelligkeiten gekommen. Zu einer polizeilichen Untersuchung kam es nicht, wohl aber zu einem harten Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn. Das Nähere weiß man nicht mehr. Sicher ist nur, daß der Sohn deshalb das Elternhaus verließ und sich im Einverständnis mit seinem Weibe ins Ausland begab. Über vier Jahre wanderte er in Frankreich und England herum, arbeitete dort und gewann einen weiteren Weltblick und auch reiche Erfahrungen in seinem Handwerk. Zwei Jahre leitete er eine größere Arbeitsstätte in Birmingham und kehrte dann mit einer für seine Verhältnisse nicht geringen Summe ersparten Geldes in die Heimat zurück. Es kam zur vollen Aussöhnung der Herzen, der Sohn hatte gelernt, sich zu beherrschen. Aber die Enge der Verhältnisse bedrückte ihn innerlich doch. Der Vater war nicht zu bewegen, vom alten bescheidenen Betrieb abzugehen, sah es sogar ungern, daß sein Sohn Gesellen in das Geschäft nahm und mit ihnen auf Vorrat arbeitete. Die Freiheit ward dem Sohne erst geboten, als der Vater plötzlich starb. Wenige Tage nach dem Begräbnis wurde dem nunmehrigen Namensträger ein Spätling, ein Sohn geboren, der das einzige Kind bleiben sollte.

Noch in die Jahre vor 1830 fiel der Bau einer bescheidenen Fabrikanlage, die indessen doch schon ein

Dutzend Menschen beschäftigte. Zugleich wurde in der Stadt ein Laden gemietet und dort besorgte die Frau, die Ärmel aufgestreift und eine große Schürze vorgebunden, den Verkauf der Erzeugnisse und pflegte dabei zugleich ihren Knaben, den sie jeden Morgen in einem Wägelchen nach dem Laden und dann wieder heimschob. Nur an Sonntagen blieb das Geschäft geschlossen. Als festliches Ereignis blieb bis zum Tode in der Erinnerung der Frau jener Tag haften, wo in einem neuangebauten Flügel des Vorderhauses die „gute Stube" eingeweiht wurde. Bis dahin hatte man sich mit dem Wohnzimmer begnügt. Die Möbel erschienen für die Ewigkeit gefertigt — um sie aber noch etwas länger zu erhalten, wurden sie für gewöhnlich mit Überzügen versehen, den Glasschrank ausgenommen. Die alte Mutter schlug die Hände über die Verschwendung zusammen; schließlich aber freute sie sich als echte Frau dennoch über den wachsenden Wohlstand ihres Sohnes.

Die Stimmung nach der Juli-Revolution ergriff den behäbigen jungen Bürger nur innerlich. Zu Hause und unter vertrauten Freunden räsonnierte er wacker auf die Verhältnisse, las begierig die wenigen Zeitungen, die er erlangen konnte, und schaffte sich mit Vorliebe verbotene Schriften an. Aber er war klug genug geworden, um sich nicht in Dinge zu mischen, die ihm hätten schaden können. Seine Gesinnungen formte er nach Rotteck und Welcker und entwickelte sie allmählich zu einem Demokratismus von „jemütlicher" Färbung. Das Geschäft ging vortrefflich, die Frau war als Verkäuferin unersetzlich, dabei trotz des wachsenden Wohlstandes bescheiden in

ihren Ansprüchen. Das Söhnlein wuchs zum Sohn heran und wurde aufs Gymnasium geschickt, dann auf eine polytechnische Anstalt. Der Junge sollte das Geschäft einmal im großen führen, „wissenschaftlich", wie der Vater meinte. Es war das ein Lieblingsausdruck von ihm, der sich auf den Sohn und auf den jetzt lebenden Enkel vererbt hat. Wenn dieser beim Billardspiel einen Ball verfehlt, so sagt er scherzend: „Verdient! Ich habe das Problem nicht wissenschaftlich genug aufgefaßt."

Im Jahre 1848 nahm der Alte lebendigen Anteil an der Bewegung und schwärmte für die „Republik", worüber seine Frau, eine begeisterte Verehrerin der Königin, sehr unglücklich war. Dann machte er die Wandlungen der Zeit mit, grollte gegen die Reaktion und besonders gegen die „Junker" und wurde dann in den letzten Jahren ein Anhänger der Fortschrittspartei.

Der Sohn, eine ruhigere Natur, hatte gerade 1848 das Studium an einem auswärtigen Polytechnikum beendet. Voll Herzensgüte für alle Leidenden, war er zu jedem Opfer schon als Jüngling bereit und hatte sich vorgenommen, einmal seinen Arbeitern Schützer und Vater zu sein. Aber die Politik, wie sie damals vom Eckstein aus auf der Straße betrieben wurde, stieß ihn ab, und nur seine große Selbstbeherrschung ließ ihn ruhig bleiben, wenn der Vater zuhause seine politischen Ansichten, gespickt mit Hinweisen auf Frankreich und England, in wenig gemäßigter Berliner Mundart zum besten gab. Deshalb war er froh, als der Vater forderte, er müsse jetzt sich praktisch ausbilden; er solle es gut haben, denn „das Brecheisen mit'm jroßen Bart" — so hieß der Schlüssel zu der eisernen Geldkiste — dürfe nicht geschont werden, wenn es dem einzigen Sohne gelte. Drei Jahre lang brachte der junge Mann in deutschen und französischen Fabriken zu und benutzte die Zeit mit seltener Gewissenhaftigkeit. 1852 kehrte er heim und trat als Gesellschafter in das Geschäft des Vaters ein. Auch jetzt gab es Kämpfe. Der Mann des politischen Fortschrittes war seit seiner Jugend inbezug auf das Geschäft sehr konservativ geworden. Aber die zielbewußte Festigkeit des Sohnes gewann schließlich den Sieg. Das Fabrikgebäude wurde in großen Verhältnissen neu aufgebaut und mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit versehen. Nur das Wohnhaus blieb, wie es war, ein kleiner, mehr als bescheidener Bau, in dem das alte Ehepaar für sich in gewohnter Weise lebte. Erst nach langem Kampfe entschloß sich die alte Frau, den Laden aufzugeben. In den steigenden Glanz der Verhältnisse konnte sie sich nicht finden und ebensowenig die Großmutter. Die beiden Frauen saßen oft Stunden zusammen und sprachen von der schönen alten Zeit, wo noch nicht alles ringsum so verbaut war, wo man hier noch so ruhig lebte, während jetzt die Maschinen so lärmten. Der Alte freute sich der Bedeutung des Namens seiner Firma und fuhr oft mit einem Donnerwetter in die elegischen Betrachtungen der „putzigen Kruken", wie er seine „zwei Alten" nannte.

Der Sohn hatte sich zwei Räume in der Fabrik neben den Geschäftszimmern eingerichtet. Er lebte fast nur der Arbeit; sein einziges Vergnügen bestand darin,

daß er Bilder kaufte, zuerst von Künstlern mit noch kleinem Ruf — mancher Name wurde erst später berühmt. Die Jahre rollten weiter bis 1862. Der Alte war von den Kämpfen der Zeit so in Anspruch genommen, daß er dem Sohne alles überließ. Er haßte Bismarck, in dem er den bösen Engel Preußens sah, der das Land „den Junkern ausliefern werde". Bald hatte sein Ärger für immer ein Ende, denn kurz nach der Berufung Bismarcks starb der Alte; ihm folgte bald die Großmutter. Indes hatte sich der Chef des Hauses mit der Tochter eines höhern Lehrers, der ebenfalls einer ältern Berliner Familie entstammte, verlobt und heiratete sie nach Ablauf der Trauerzeit.

Jetzt mußte das kleine Haus fallen. Aber der Sohn kannte die Mutter und liebte sie. So ließ er das kleine Gebäude, in dem Grundriß gleich, in der Ausstattung bequemer, im Hintergarten neu aufrichten als Altenheim. Während die Mutter auf dem Lande war, wurde es mit den alten Möbeln eingerichtet, und als sie heimkehrte, fand sie die Stätte innerlich ebenso, wie sie immer gewesen war, nur etwas weiter in den Hintergrund geschoben. Vorn aber wurde in der ganzen Breite des Grundstückes ein schönes, zweistöckiges Wohnhaus errichtet, außen einfach, innen aber mit gediegenem Reichtum und feinem Geschmack ausgestattet. Schon im ersten Jahre kamen Zwillinge ins Haus, ein Knabe und ein Mädchen, denen im nächsten noch ein Mädchen folgte. Wenn irgendwo Glück wohnte, so war es hier. Der Herr des Hauses war den größten Teil des Tages thätig; das Geschäft gewann viele Verbindungen mit dem Auslande,

die Zahl der Beamten und Arbeiter wurde jährlich größer, an einem der Spreekanäle mußte ein Grundstück zum Bau eines Lagerhauses erworben werden. Strengste Rechtlichkeit, geübt durch Geschlechter, war der unerschütterliche Grund, auf dem das Geschäft stand und steht. Und die geistreiche, durchaus edel geartete Gattin stand ihm als treue Hausfrau zur Seite in allem. Auch seinen Jugendgedanken blieb er treu. Für das Wohl seiner Beamten und Arbeiter sorgte er mit seiner Frau gleich einem Patriarchen. Die letztere kümmerte sich um das Wohlergehen der Frauen und Kinder, besuchte sie in den Wohnungen, sorgte für kranke Wöchnerinnen und Kinder. Niemals fuhr sie dann mit dem Wagen vor, sondern ging zu Fuß weite Wege. „Wohlthaten darf man nicht mit Komfort erweisen", das war ihr Grundsatz. Er aber wußte das Vertrauen der Männer zu gewinnen, errichtete für sie aus eigenen Mitteln Unterstützungskassen, suchte sie durch freundliches Zureden vor den Wahngedanken zu bewahren, welche die Zeit entwickelte, nährte in ihnen schlichten, religiösen Sinn, ohne je in frömmelnden Ton zu verfallen. Und kam der Weihnachtstag, so wurden alle Arbeiter bis zum kaum Aufgenommenen je nach Alter und Größe der Familie beschenkt. Einer nach dem anderen trat in das große Speisezimmer und erhielt einen Korb mit Kuchen, Obst, Nüssen und einen Geldbetrag, und dann reichten ihm Herr und Frau die Hand und wünschten ihm und den Seinigen mit warmem Herzenston ein frohes Christfest.

In diesem Hause entfaltete sich nun auch echte Ge-

selligkeit. Große Feste und Mahlzeiten fanden nicht häufig statt, wohl aber kam jeden Sonntag ein Kreis von Menschen zusammen: Künstler, einige Gelehrte, Angehörige des gebildeten Bürgertums — die meisten mit Frauen und wohl auch mit Kindern. Und das ist so geblieben. Man treibt etwas Musik — weit über die Grenzen der bloßen Kunstspielerei, man plaudert über Kunst, bespricht die neuesten Erwerbungen des Hausherrn, über Politik: aber man giebt sich ebenso ungezwungen der zwecklosen Heiterkeit hin, lacht und scherzt und kann sogar, ohne anzustoßen, übermütig sein in den Grenzen guter Sitte. Für alles Schöne und Ideale findet sich hier Verständnis; das herzenswarme Ehepaar nimmt auch innigen Anteil an allem, was das persönliche Schicksal der jungen und alten Freunde betrifft. Es versteht die Kunst, zu trösten, die noch größere, zu helfen, ohne zu verletzen. Doch ist auch hier das, was ich im ersten Brief als Eigentümlichkeit des Berliner Wesens hervorgehoben habe, zu finden: die Lust am Witz, am Necken und die Gemütsprüderie. Scherzhafte Wendungen verstecken den Ernst, die innige Teilnahme gar oft, und gutmütige Selbstironie tritt häufig zutage.

Die Geselligkeit beschränkt sich nicht auf Sonntage: fast jeden Abend erscheint irgend ein Freund. Sind die Alten zuhause, dann wird er immer gleich herzlich aufgenommen.

Zeigt auch die ganze Lebensführung den großen Reichtum, so tritt dieser doch niemals prunkend auf; er erscheint als selbstverständlich, darum auch einfach und natürlich. Die Kinder haben alle eine vortreffliche Erziehung genossen; die Mädchen wurden, obwohl nichts für die Bildung gespart wurde, doch hauptsächlich zu Müttern und Hausfrauen erzogen. Beide sind verheiratet, die eine an einen Mann der Wissenschaft, die zweite an einen Offizier mit altadeligem Namen, und beide sind glücklich und beglücken. Der Sohn, geistig begabt, ist zum Nachfolger bestimmt. Aber leider hat er nicht alle Eigenschaften der Eltern. Es ist, als ob die Willenskraft, wenn sie durch mehrere Geschlechter viel in Anspruch genommen worden ist, rasten müßte. Er ist willensschwach, mehr eine phantasiereiche Natur, mehr zum Künstler als zum Manne der That geschaffen.

Solche Familien giebt es in Berlin viele. Und in den meisten wird, trotz der Einflüsse der Zeit, der Familiensinn stark gepflegt. Es giebt einzelne, wo Vertreter von vier Geschlechtern leben und ein alter Urgroßvater, Zeitgenosse der Freiheitskriege, oder eine alte Urahne den Mittelpunkt bildet, zuweilen sogar die ganze Geschlechtsfolge beherrscht. Dann ists ein hoher Festtag, wenn sich Söhne und Töchter, Enkel und Urenkel um die ehrwürdige Ahne versammeln. Diese Familien gehören indes selten dem Stande der Kaufleute und Fabrikanten an, wie Berlin überhaupt an solchen alten Geschäftshäusern arm ist, sondern werben sich mehr aus den Kreisen der Lehrer, Professoren, Beamten u. s. w. an, die es fast nie weiter bringen, als zu mäßigem Wohlstand. Die großen, durch Handel erworbenen Vermögen bleiben übrigens auch nur äußerst selten durch drei, vier Geschlechter beisammen, dann tritt Zersplitterung oder vollständiger Vermögensverfall ein, wozu zuweilen Veränderungen in der Lage

des Handels oder das Börsenspiel Anlaß geben. Sehr oft aber liegt der Grund darin, daß die sittliche Kraft in der Geschlechtsreihe plötzlich verkümmert und ungezügelte Lebesucht der Nachkommen das Erbe der Väter verschleudert.

Vierter Brief.

Die Kreise der „modernen" Million.

Die moderne Million ist in gewissem Sinne geschichtslos, wie ihre Besitzer.'

Der Reichtum, der aus Grund und Boden hervorgegangen ist, mag in seinen Anfängen oft einem Bestandteil von Gewalt und Unrecht sein Entstehen verdanken, insofern er durch die Benutzung unbezahlter Arbeit der Hörigen mit erworben wurde. Es giebt schließlich überhaupt wenige „Rechte", in denen nicht eingeschlossen ein Atom Unrecht läge, wenig „Unrecht", das nicht ein Atom Recht enthielte.

In der Weiterentwicklung aber ergab sich für den Besitzer bei wachsendem Rechte zugleich wachsende Pflicht. Es enstanden immer mehr sittliche Beziehungen zu Staat und Fürstenhaus, Schule und Kirche, zu den Hintersassen und den Beamten, zu den Nachkommen der Familie. Dabei war stets die ununterbrochene eigene Thätigkeit der Familienhäupter nötig, denn die Natur giebt nur dem Arbeitenden ihre Früchte, versagt sie zuweilen auch dann. So fühlt sich der Mensch stets im Banne höherer Macht. Mag in dieser Beziehung noch so viel Selbstsucht ent-

halten sein, so gewinnt doch auch sie, weil mit religiösen Anschauungen früh verwoben, eine ethische Bedeutung. Der Nachkomme wird zumeist fühlen, daß sein Besitz Ergebnis der Arbeit und wohl auch des Glücks einer Reihe von Vorfahren sei und daß diesem Besitze auch Pflichten mancher Art anhaften. Er hat einen Namen erhalten, der in seiner Art auch wieder Verpflichtungen, teilweise ethischer Natur, auferlegt. Dieses Pflichtbewußtsein kann die rechtliche Verpflichtung sogar überdauern. Seit die Hörigkeit ganz aufgehoben und der ehemalige Hintersasse freier Besitzer geworden ist, braucht der einstige Grundherr sich um niemanden zu bekümmern. Aber in Jahren der Mißernte wird er den „kleinen Leuten“ dennoch beistehen, um ihnen die neue Aussaat zu ermöglichen, und seine Frau wird auch in andern Zeiten für das Wohl und Wehe der Häusler und Tagelöhner ein offenes Auge behalten.

Auch der Reichtum, der durch die umfangreiche kaufmännische oder industrielle Thätigkeit sich in einigen Geschlechtern angehäuft hat, besitzt im allgemeinen einen ethischen Charakter. Natürlich giebt es Ausnahmen, wo die ganze Geschäftsgebarung nur auf den Erwerb berechnet ist und die Mitarbeiter nach Möglichkeit ausgenutzt werden. Sonst jedoch bildet sich auch hier aus dem Zusammenhang der Geschlechter und aus dem Besitz ein Kreis sittlicher Verpflichtungen.

Gewiß — und darüber dürfen wir uns verderblichen Täuschungen nicht hingeben — ganz bewußt der Pflichten, welche die Zeit ihnen auferlegt hat, ist heute noch von den Besitzenden kaum einer unter Hunderten. Aber am

seltensten finden sich diese einzelnen unter den Besitzern der modernen Million.

Dieselbe ist das Ergebnis der „Spekulation“ im engern Sinne dieses Wortes. Berechnen muß die möglichen Vorteile auch der Warenerzeuger und der Kaufmann. Wer Klapphüte für Säuglinge herstellen oder unter den Grönländern Eismaschinen verkaufen wollte, könnte kein Geschäft machen. Aber die Berechnung stützt sich fast immer auf ein Bedürfnis, sei es auch nur ein künstlich erzeugtes, und stellt in Rechnung ein bestimmtes Maß von eigener Arbeit und fremder Mitarbeit.

Der „Spekulant“ aber *arbeitet* im strengen Sinne des Wortes *gar nicht*. Der Erfolg hängt zum Teil nur vom sogenannten Zufall ab, oder er muß durch Mittel erworben werden, die unlauter sind. Hier kommt es auf persönliche Tüchtigkeit, ausdauernde Arbeitskraft, auf kluges Benutzen fremder Bedürfnisse nicht an. Sehr oft schließt die Möglichkeit eignen Gewinnes die Notwendigkeit ein, andere zu schädigen. Aber diese „andern“ sind für den Spekulanten nicht sichtbar, kaum vorstellbar; er weiß oft überhaupt nicht, wer ihm in letzter Linie den Gewinn eigentlich bezahlt. Deshalb findet er sich auch mit dem Gewissen um so leichter ab. Dieses Glücksspielartige des „Berufs“ macht die Menschen aufgeregt, raubt ihnen die klare Festigkeit, wie männliche, ehrliche Arbeit sie giebt, und zerstört zumeist das sittliche Gefüge der Persönlichkeit. Der feinere geistige Lebensgenuß hat nur selten Wert für sie, da er nicht aufregt, ja sogar ruhige Stimmung fordert. Sie werden zu berauschenden oder betäubenden Genüssen hingedrängt, zu äußerlich prunkender

Lebensführung, zum Hazardspiel, zu Ausschweifungen jeder Art. Mancher kommt ja in reifern Jahren zur Vernunft, mancher aber nicht. Er ist körperlich lange schon ein Sterbensmann — und bleibt dabei Lebemann gemeiner Sorte bis ins Greisenalter. Wie in andern Weltstädten, besteht der Kreis der Wüstlinge zum größern Teil aus Angehörigen des Geldadels.

Das Leben der Junggesellen dieses Kreises der modernen Million bietet kaum einen Zug, den man nicht auch in Wien oder Paris beobachten könnte. Sie kleiden sich zuweilen sehr modisch — die kurzen Überzieher aus hellem Stoff, die breiten Hosen und endlos spitzen Schuhe, der kurze Stock mit silbernem oder goldenem Griff — alles, was die Männer der vornehmen Kreise fast immer ablehnen — ist bei den Jüngern des neuen Geldadels beliebt. Sie essen und trinken fein und teuer und halten oft Mätressen aus. Hier und da kommt es vor, daß sich einer ein oder zwei Dämchen mit riesigen Kosten aus Paris verschreibt, mit ihnen einige Wochen lebt und sie dann wieder heimsendet. Das ist dann höchster „pchutt“, den sich selbst in diesen Kreisen nur sehr wenige gestatten können. Andere haben andere Liebhabereien. Es wird in diesen Kreisen viel, mit und ohne Verständnis gesammelt. Das Haus eines sehr bekannten Geldmannes ist vom Flur an, durchs Treppenhaus und in den Wohnräumen voll von Kunstwerken aller Art und gleicht einer Ausstellung mehr, als es feinerem Geschmack zusagen mag.

Für das Gesellschaftsleben kommen in höherm Maße nur die Verheirateten in betracht, weil nur sie ein Haus machen können.

Zunächst fällt der Luxus der Wohnung und der Ausstattung derselben ins Auge. Er ist hauptsächlich in diesen Kreisen geübt; seit die neue deutsche Kunstindustrie, so weit sie hier herangezogen wird, sich zu heben begann, hat sie der modernen Million die größte Förderung zu verdanken. Leider ist auch durch sie die Richtung auf überladenen Prunk bestimmt worden. Geschmack hat man heute selbst nicht nötig; den geben die Baumeister und Künstler her. Aber auch sie werden sehr oft durch die Wünsche der Zahlenden bestimmt. Immer farbenreicher und kostbarer sind die Stoffe der Möbelüberzüge, Thür- und Fenstervorhänge geworden; die Formen der Renaissance, die noch vor 15 Jahren etwa in oft wirklich künstlerischer Weise zu Verwendung kamen, lösten sich langsam auf, und immer stärker machten sich die geschweiften, spielerischen Linien des Rokoko geltend. Aber das schöne Rokoko liebte die Helligkeit. Jetzt jedoch werden die Wohnungen mit bunten Fenstern verdunkelt; wo sich Teppiche anbringen lassen, werden sie verwendet, besonders orientalische, sogar die Wände bekleidet man mit Gobelins. Und dazu die Menge von Vergoldung, sodaß es überall glitzert und flimmert. Mag das Ganze noch so reich und „stimmungsvoll“ sein, der Mensch, in dem noch etwas Natur steckt, schreit nach Luft und Licht.

Vor allem aber fehlt den Ausstattungen zumeist die „Geschichte“ ebenso wie den Bewohnern. Sie haben nichts zu erzählen, als daß sie viel kosten, und mögen sie noch so viel Feudalität heucheln, ihnen fehlt die Seele. Nirgendwoher vernimmt man den stillen Laut vergangener Zeiten — die Besitzer haben zuweilen ihre Gründe, die Vergangen-

heit zu verstecken —, um kein Stück webt Erinnerung goldene Fäden; nichts erzählt von der Arbeit, den Kämpfen und Freuden der Vorfahren. Und wenn, oft im Übermaß, alte Bilder und Kunstgegenstände vorhanden sind, merkt man oft, daß sie nur zum Prunke bestimmt sind und zwischen ihnen und den Besitzern geistige Beziehungen fehlen.

Der Inhaber der modernen Million besitzt fast nie tiefere Bildung. Von seiner Jugendzeit schweigt er, man weiß selten, ob und was er gelernt hat. Während der Kaufmann oder der Industrielle, der sich aus ärmlichen Anfängen zu Ansehen und Reichtum emporgeschwungen hat, im Gefühl redlicher Arbeit sich oft gern des Anfangs rühmt, vermeidet das der Geldmann fast immer. Meist gewinnt er nur durch den Verkehr in seinen Kreisen einen gewissen Schliff, der jedoch nicht zu täuschen vermag. Er besucht Theater, Konzerte, Ausstellungen und schnappt Urteile auf die er mit großer Sicherheit zum besten giebt; zuweilen spielt er sich auch als den Verehrer des Turfs auf; in einzelnen Fällen mit Berechtigung, da er auch einmal mit Pferdehandel sich befaßt hat. Sein Streben zielt dahin, daß es im Hause „vornehm" hergehe. Dazu werden oft merkwürdige Hilfsmittel verwendet. Es ist schon Jahre her, da mußte ein Bekannter einen sehr gewandten Kammerdiener entlassen, weil derselbe allmählich sich daran gewöhnt hatte, nicht nur die Habanas seines Herrn, sondern auch dessen Börse vom Standpunkte gemeinsamen Besitzes zu betrachten. Der Entlassene trat in den Dienst eines modernsten Millionärs und wurde bald eine der wichtigsten Personen des Haushalts. Den Hausherrn

unterrichtete er im guten Benehmen, er gab sogar sein Urteil über die Kleidung der Herrin ab. Für alles, was in der Art, Gäste zu empfangen und Mahlzeiten anzuordnen, in den vornehmen Kreisen Sitte ist, gilt er heute noch als „Quelle".

In einem andern Hause dieser Art befand sich eine ältere ledige Baronesse als „Stütze". In Wahrheit als Lehrerin der guten Lebensweise. Doch sie hielt es nicht lange aus, denn das Protzentum brach jeden Augenblick in grotesker Vordringlichkeit durch den Firnis. Der Hausherr — das Folgende ist buchstäblich wahr — hatte die Gewohnheit, sich, wenn mehrere Gäste da waren, nach dem Dessert nicht nur die an sich schon widrige Spültasse, sondern auch Zahnbürste und Haarkamm bringen zu lassen. Da reinigte er das Gebiß und entfaltete einen Reichtum von Gurgel- und Kehllauten, daß es manchem Anwesenden übel wurde. Diese Sitte hielt er für originell und machte dann noch, wenn er erstaunte Gesichter wahrnahm, Witze, die vielleicht originell, sicher aber geschmacklos waren. Sein Lieblingswort war: „Der reiche X. darf sich so was schon erlauben." Seit Jahren erlaubt er sich tot zu sein — die Millionen sind noch vor ihm gestorben, und der letzte Rest seines Lebens war elend.

Leichter als die meisten Männer dieses Kreises lernen es die Frauen, sich an die äußern Formen der bessern Gesellschaft zu gewöhnen, selbst wenn sie in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsen sind. Das liegt im weiblichen Wesen. Manche ahmt in ihrem Benehmen die Frauen der obersten Kreise so nach, daß man das Nachbild nur mit sehr geübten Augen erkennt. Zuweilen jedoch verraten die

auffallende Kleidung und die großen, hastigen Bewegungen, wen man vor sich hat — falls es nicht schon der Schnitt des Gesichts und die kaum zu bändigende Fülle des Körpers erkennen lassen. In jüngster Zeit befleißigen sich die Meisten in der Vorliebe für dunkle Kleider — wenigstens auf der Straße — und ahmen so die Art der höchsten Schichten nach. Noch ist eine an sich gute Eigenschaft vieler dieser Frauen zu erwähnen: ihr Bildungsstreben geht weit über das der Männer hinaus. Sie haben die mehr oder minder klare Empfindung, daß die glänzende Umgebung nicht hinreiche, sondern auch noch anderes nötig sei. Mir sind ziemlich viele Fälle bekannt, wo Frauen schnell reich gewordener Männer mit 35 und mehr Jahren begannen, sich zu bilden. Sie nahmen Sprachunterricht, beschäftigten sich mit Musik und verschlangen Bücher verschiedenartigen Inhalts.

Zumeist bleibt es natürlich ein äußerliches Streben; die halbe Bildung wird zum Toilettenstück benutzt und gipfelt oft nur in der Fertigkeit, Halbbegriffenes mit großer Sicherheit von sich zu geben und den Anschein vielseitiger Teilnahme für Dichtkunst, Malerei, Musik und alle möglichen Wissenschaften zu erwecken. Das setzt sich dann im gesellschaftlichen Leben dieser Kreise fort. Man liebt „Namen" bei sich zu sehen, macht oft förmlich Jagd auf Schriftsteller, Künstler, Schauspieler und Gelehrte und auf Angehörige des Adels. Dabei wird eine Ausdauer entwickelt, die Bewunderung verdient. Ein jüngerer Maler von Ruf kommt zufällig mit einem Millionär neuen Schlags zusammen. Sie werden einander vorgestellt, wechseln einige Worte. Der Mann ist natürlich entzückt,

mit dem „ausgezeichneten Künstler" bekannt geworden zu sein, spricht von seinem „Mittwoch", wo oft 150 Menschen erscheinen, von seiner Frau, die auch „entzückt" wäre, wenn u. s. w. Der Maler bleibt kühl, denn das aufdringliche Wesen mißfällt ihm in hohem Grade. Zwei Tage darauf erhält er bereits eine prachtvoll gedruckte Einladung zu einem „Diner".

Der junge Maler antwortet nicht und macht auch keinen Besuch. Diese unzweideutige Unhöflichkeit, so hofft er, müsse genügen, die Leute fern zu halten. Umsonst: acht Tage später wird er zu einem Ball geladen. Er antwortet, daß er bedaure, ablehnen zu müssen, aber er könne die Zahl seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht vermehren. Das heißt auf deutsch: Ich will nicht kommen. Aber auch das schien man nicht zu verstehen, denn er wurde noch einmal zu einer Gesellschaft gebeten. Erst als er diese Einladung unbeachtet ließ, hörten die Versuche auf. Familien anderer Kreise hätten diese rühmliche Ausdauer nicht besessen, diese jedoch empfinden selbst offenbare Abweisungen oft gar nicht, und sehr oft gelingt es ihnen auch, ihr Ziel zu erreichen, sodaß wenigstens hier und da eine ihrer Gesellschaften eine Anzahl berühmter oder doch bekannter Leute enthält, vielleicht sogar ein Mitglied der Diplomaten-Körperschaft, und wäre es auch nur der jüngste Attaché der chinesischen Gesandtschaft. Diese waren nämlich — durch welche Thatsache ich wahrhaftig nicht Verwicklungen mit dem Reiche der Mitte heraufbeschwören will — am leichtesten zu haben; jetzt halten sie sich mehr zurück.

Den Hauptgenuß bietet, wie schon im letzten Briefe

angedeutet worden ist, das Essen und Trinken. Beides ist mit höchster Gewissenhaftigkeit gewählt und in Hülle und Fülle vorhanden. Nicht selten macht der Hausherr selbst mit Nachdruck auf die Güte des Gebotenen aufmerksam. In einem Falle sagte der Herr des Hauses zu einem jungen Maler: „Trinken Sie, trinken Sie! Lassen Sie die Gelegenheit nicht vorübergehen. So was kann sich ein junger Künstler doch nicht selber bezahlen!“

Der Ton ist ungezwungen, die Form auch. Es fällt nicht sonderlich auf, wenn eine Dame einem Herrn vorgestellt wird — das kommt in Berlin auch in besserer Gesellschaft oft genug vor. Man findet auch nichts dabei, wenn Herren sitzen, während Frauen oder Mädchen in ihrer Nähe stehen. Wird es sehr gemütlich, so kann es vorkommen, daß in einem kleinern Salon sich eine Dame auf ein Ruhebett legt und Herren auf den Teppich sich hinkauern. Man spricht sehr laut, zuweilen zankt man; man reißt Kalauer oder macht Witze, die zur Not in einer Herrengesellschaft durchgehen können. Immer finden sich Angehörige des schönern Teils der Menschheit, der nach verklungenen Sagen zur Hüterin der Reinheit und feinen Sitte bestimmt ist, die mitlachen, ja, vielleicht am Gespräch sich beteiligen. Man nennt sie dann „geistreich“ oder „pikant“.

Hat man, ohne zu diesen Kreisen eigentlich zu gehören, eine solche „ungezwungene Gesellschaft“ mitgemacht, dann scheidet man mit dem angenehmen Bewußtsein, daß eine kleine gemütliche Sündflut nicht einmal so ganz unangebracht wäre.

Die moderne Million hat in den letzten Jahrzehnten

auf das Berliner Gesellschaftsleben im weitern Sinne einen sehr starken und nicht guten Einfluß ausgeübt. Die Besitzer dieses neuen Reichtums gehören zu den fleißigsten Besuchern der Theater und Konzerte wie der großen Ausstellungen; sie sind die Hauptkunden vieler Maler, die am meisten schmeichelnden Verehrer manches modischen Schriftstellers. Für sie vornehmlich bestimmt sind ganze Reihen von Bühnenstücken, Romanen und Dichtungen, Gemälden und Bildwerken. So wird ein nicht geringer Teil der Erzeugnisse durch sie beeinflußt und die reine, edle Kunst zu gunsten des Verhüllt-Lüsternen, des Schwächlich-Eleganten hingeopfert. Diese Kreise vornehmlich sind die Pfleger des Fremdtums in Berlin, die eifrigsten Bewunderer der französischen Stücke und gar oft die Beförderer frivoler Lebensauffassung. In jüngster Zeit haben sie vornehmlich die neueste naturalistische Schule unterstützt und z. B. die „Freie Bühne“ begönnert. Nicht aus litterarischer Begeisterung, sondern aus Sucht nach dem Neuem, aus einer Neugierde, die von unreinen Trieben nichts weniger als frei war, aus Lust an Aufregung.

Daß es auch in diesen Kreisen Ausnahmen giebt, sittlich tüchtige und wirklich gebildete Männer und Frauen, das hebe ich hervor, weil ich es weiß. Aber der Betrachter der Sitten und Zustände kann seine Bilder nicht nach den Ausnahmen gestalten, sondern muß sich nach der Mehrheit richten.

Zu erwähnen ist schließlich die Teilnahme an den Wohlthätigkeitsbestrebungen. Unzweifelhaft ist Eins: ein großer Teil jener Einrichtungen, die durch öffentliche Beiträge leistungsfähig erhalten werden, bräche ohne Beihilfe

der „neuen Million“ zusammen. An dieser Thatsache läßt sich nichts deuteln. Die Beweggründe sind wohl nur selten hilfbereite Liebe und Bewußtsein von den Pflichten des Reichtums, am stärksten wirken selbst hier Eitelkeit und die Sucht zu prunken. Aber wollte man von allen Gutthaten, die gethan werden, das Ursprungszeugnis verlangen, das Ergebnis fiele heute wohl oft recht kläglich aus. Eitelkeit ist von je eine Weltmacht gewesen und hat oben und unten geherrscht. Vielleicht ist sie ein Kunstgriff der weltlenkenden Macht, träge Herzen wider Willen zum Dienst für das Gute herbeizuschmeicheln. Und schließlich bieten London, Paris, Wien und New-York das gleiche Bild.

Fünfter Brief.

Der kleine Mittelstand. — Seine Eigenart. — Wie er sich unterhält. — Ausflügler. — Hasenheide. — Spottlust und Gutmütigkeit.

Je mehr Gelegenheit zu Vergnügungen Stellung und Mittel eines Menschen bieten, desto schwerer zumeist wird er befriedigt werden. Was zur Gewohnheit wird, mag zwar ungern entbehrt werden, aber es bringt doch nicht wahren Genuß mit sich. Nirgendwo herrscht Langeweile so sehr, als in jenen Kreisen, in denen die Gesellschaftshetzerei halb zum Lebensberuf geworden ist.

Wie anderswo auch findet sich in Berlin die Begabung, sich harmlos zu unterhalten, am meisten in den untern Schichten. Die ganze Woche über müssen die Leute tüchtig die Hände rühren, und so hat der Sonntag bei ihnen die Bedeutung des Tages der Rast und Erholung behalten. Eben dasselbe gilt von der großen Zahl der kleinen Handelsleute, der untern Beamten und der Vertreter anderer einfacherer Berufsarten, die den Mann, nicht selten auch die Frau Tag für Tag stark beschäftigen. Sie alle sind in vielen Beziehungen ursprünglicher und natürlicher, als die Angehörigen der höhern Schichten, obwohl auch bei ihnen vielfach die Be-

dürfnisse gestiegen sind und anderseits, besonders bei den kleinen Handwerkern und Kleinkrämern, die nicht immer günstigen Erwerbsverhältnisse die harmlose Lebensfreude bedenklich eingeschränkt haben.

Aber trotz aller ungünstigen Einflüsse der Zeit und des Weltstadtlebens steckt in diesen Kreisen ein tüchtiger Kern, sie sind arbeitsam, thatkräftig, besitzen gesunden Verstand und viel mehr Gutherzigkeit, als man im Reiche geneigt ist den Berlinern zuzusprechen. Gelingt es auch seit je her einzelnen Angehörigen dieser Kreise, sich Vermögen zu erwerben, so bleiben doch die meisten bis in das Alter auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen, wenn nicht Krankheit oder andere Unglücksfälle ihnen auch dieses Hilfsmittel rauben. Sind nun die Zukunftsaussichten meist nicht sehr rosig, so beeinträchtigt das den guten Humor doch sehr selten. Der Berliner „kleine" Mann hat einen Tropfen leichten Sinnes im Blut, aber leichtsinnig ist er in seltenen Fällen. Darum auch verfällt er nicht leicht auf die Dauer in entsagende Gleichgültigkeit; die märkische Zähigkeit verscheucht die böse Stimmung wieder. Kann er wieder „schnoddrig" sein, dann ist es wieder gut. Ein kleiner Schneider war durch die Krankheit seines Weibes und eines Kindes, das auch erlag, in so bedrängte Lage gekommen, daß er die Miete nicht zahlen konnte. Der Zufall hatte ihm einen Vierteljahrsband einer Zeitschrift in die Hand gespielt; in einem Hefte derselben fand er einen Aufruf zu einer Sammlung für einen schwerkranken Handwerker. Das gab ihm den Gedanken ein, sich an den Herausgeber des Blattes zu wenden. Dieser zog Erkundigungen ein, welche die Würdigkeit des

Mannes feststellten. Günstige Umstände fügten es, daß er bei einem reichen Freunde Teilnahme für den Armen fand und diesem den Mietsbetrag einhändigen konnte. Die Freude läßt sich nicht beschreiben. Der Beschenkte erzählte das Elend der letzten Monate in unverfälschtem Berliner Deutsch, halb mit Rührung, halb mit der drolligsten Selbstironie. „Een jroßet Pläsirverjnüjen is so wat nich. Ick habe mich paarmal vor Dispration Eenen zu ville zu Jemüte jeführt, aber det dut nich jut. Da bin ick jejen mir selber dann kribbelig, et jeht mit die Arbeet nicht und det kann ik vorn Dod nicht verdragen. Aber nanu, Herr Doktor, is allens wieder im Trab." Und obwohl die Sache doch nicht allzurasch ging, der Mann behielt den Kopf oben und hat sich mit Hilfe seines wackern Weibes durchgekämpft. Dem, der nur den Vermittler der Wohlthat abgegeben hat, sendet der Schneidermeister jährlich zu Neujahr einen Dankbrief, der aber mit seinem großspurigen Schriftdeutsch seltsam gegen die Sprechweise des Schreibers absticht. Auch die Rechtschreibung ist nicht die „Forsche" (Force) des Meisters von der Nadel.

Wer diesen Teil der Bevölkerung kennen lernen will, muß zwei Eigenschaften haben: Teilnahme für die Menschen überhaupt und die Fähigkeit, wenns darauf ankommt, den Mund auf dem rechten Platz zu behalten. Ist er schüchtern oder ein „Etepetete" (Ausdruck für einen unbeholfenen, geistig langsamen Menschen), dann ist es besser, er spielt „den Drückeberger", d. h. er entfernt sich. Man muß nicht nur sich hänseln lassen können, sondern selber den andern zu hänseln verstehen in gutmütiger Weise, dann kommt man mit den Leuten vortrefflich aus.

An den Mob denke ich natürlich dabei nicht; der ist hier mindestens ebenso roh wie in andern Weltstädten.

Auch hochmütiges Auftreten muß man vermeiden; das lassen sich die kleinen Leute sehr selten gefallen. Ohne daß es der Sünder gleich bemerke, treiben sie dann mit ihm „Schindluder“, bis ihm ein Licht aufgeht, oder, wie der Berliner sagt, „ein Seifensieder uffjejangen“ ist.

Am ungezwungensten entfaltet der Berliner dieser Kreise sein Wesen an Orten der Erholung, besonders bei Ausflügen in die Umgebung. Die letztern beginnen im Berliner Frühling, das heißt genau mit dem Kalender. Mag das Wetter auch noch unfreundlich sein, das stört die guten Leute wenig. Sind die Sonntagszüge der Bahnen eingerichtet, so werden sie, wenn es nicht grade Ziegelsteine regnet, auch benutzt. Dann strömen schon am frühen Morgen Tausende nach den Bahnhöfen oder Abfahrtsstellen der kleinen Spreedampfer. Besonderer Beliebtheit erfreut sich neben dem Treptower Forst und dem weitausgedehnten Grunewald der Landstrich von Berlin nach Potsdam. Hier liegen vorerst die Villenvororte mit ihren Gastgärten und dann die Orte an der Spree und an den reizvollen Seen um und vor Potsdam.

Der Berliner dieser Kreise ist zwar nicht mehr so bedürfnislos wie vor zwanzig, dreißig Jahren, aber dennoch bescheiden genug in seinen Ansprüchen; bescheidener jedenfalls als der Wiener der gleichen Stände. Die meisten Ausflügler, besonders Familien, nehmen die feste Nahrung gewöhnlich mit. „Muttern“ sorgt für „Stullen“ und „Schrippen“, die mit kaltem Aufschnitt oder mit Käse belegt sind, wohl auch für Kaffeegebäck. Das alles

wird dann im „Freßkober“ untergebracht. Die Gastwirtschaften liefern die Getränke, besonders Bier und auch Kaffee. Letztern pflegen sich aber viele selbst zu bereiten. An manchen Gastgärten steht: „Hier kann man Kaffee kochen“; zuweilen hat sich der Wirt sogar auf den Reimgaul, wie man diese Art von Pegasus nennen könnte, geschwungen und eine Tafel über dem Eingang meldet:

Vom (!) alten Brauch wird nicht gebrochen,
Hier können Familien Kaffee kochen.

Diese Kaffeeküchen liefern das heiße Wasser, die Milch und das Geschirr, den „Mokka“ bringen die verschiedenen Mütter selber mit und kochen ihn nach Belieben: „viersträhnig“, d. h. stark, oder als eigentlichen „Familienkaffee“, d. h. so schwach, „daß er nich alleene aus der Kanne loofen dut“. Wer Berliner Humor studieren will, setze sich für eine Stunde in eine solche Küche und belausche die Gespräche der Frauen und Mädchen, die hier mit Mund und Händen fast gleich eifrig wirtschaften; vielleicht etwas mehr mit dem erstern.

Unbedingt nötig hat der Berliner Ausflügler die Gastgärten nicht. Eben so gern setzt er sich auf den Rand einer Wiese oder auf eine Stelle im Walde. Das junge Volk spielt die alten Gesellschaftsspiele, die Alten machen Witze oder sprechen über die Zeitläufte; man singt Gassenhauer oder empfindsame Lieder und ißt dazu die Stullen, deren fettige Umschlagpapiere am andern Tage melden, daß hier Residenzler gehaust haben. Diese Unsitte ist bis jetzt trotz aller Verbote noch nicht ganz auszurotten gewesen.

Die beste Beobachtungsstelle ist aber die Hasenheide.

Diese, im Süden Berlins gelegen, war ursprünglich eine wenig bebaute, mäßig mit Gehölz bestandene Heide. In weitern Kreisen bekannt ist sie geworden, weil Vater Jahn dort den ersten Turnplatz angelegt hatte, auf derselben Stelle, die jetzt von dem Standbilde des edlen Mannes beherrscht ist. Damals lag die Hasenheide weit von der Stadt, jetzt liegt sie am Umkreise derselben, einen ihrer Teile bildend. Sie stellt ein seltsames Gemisch von Wohnhäusern, Gastgärten, Bretter- und Leinwandbuden dar; hier und da sind noch kleine Kiefernbestände neben andern Bäumen erhalten, die dem Ganzen im Sommer ein fröhliches Gepräge verleihen; doch liegen auch mitten dazwischen kleine Sandwüsten.

Hier nun entfaltet sich an Sonn- und Festtagen ein fröhliches Treiben. Es giebt wohl einzelne Teile, wo die Kneipen in üblem Rufe stehen und viel Gesindel sich herumtreibt. Im allgemeinen aber gehören die Besucher der bessern Gastgärten und großen Bierbrauereien dem Stande der kleinen Bürger, der bessern Arbeiterklasse, dem untern Beamtentum, dem Militär u. s. w. an. Daneben trifft man aber auch Studenten, Näherinnen, Ladenmädchen der anständigern Art; nur hier und da machen sich Vertreterinnen der Halbwelt bemerkbar. Für sie ist der Boden hier nicht ertragreich genug.

So wogt die bunte Menge, Männer und Frauen und Kinder, zwischen den Häusern und Buden, bei den Schießständen, Karussells, staunt über die Merkwürdigkeiten, welche die bemalten Leinwände an der Außenseite der Buden versprechen, über „das größte Panorama der Welt“, über die Riesendamen, die abgerichteten Flöhe und

was es sonst noch Schönes da zu sehen giebt. Aber verblüfft ist der echte Berliner niemals lange. Wenn der Ausrufer vor einer Bude seine Herrlichkeiten anpreist, hageln oft die Witze auf ihn nieder, daß er sich kaum zu retten weiß, und in den Buden selbst werden die Erklärer fast immer durch ironische Zwischenrufe unterbrochen. Sind sie selber mit Spreewasser getauft, dann antworten sie in gleicher Weise und der verspottete Spötter muß dann vielleicht das Feld räumen. In dem allen steckt jedoch nicht wirkliche Bosheit, mag es noch so spitz klingen. Diese Art ist eben dem Berliner so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie ihn mehr beherrscht, als ihm zuweilen selber lieb ist. Die Gutmütigkeit offenbart sich in diesem Getriebe oft in drolliger Weise. Ein etwa sechsjähriger Junge hatte in dem Gedränge seine Mutter verloren. Er begann zu heulen und bald umstand ihn eine Gruppe und jeder einzelne drang in den Knaben ein. Da sagte ein großer, dicker Mann, dem Ansehen nach ein Metzger: „Sie reden alle viel zu ville und machen die Jöre duselig. Wat is denn, Puteken? Wie heißen deine Herren Eltern?“ Der Junge gab schluchzend den Namen an. Kurz entschlossen hob ihn der Mann auf die Schultern: „Puteken, jetzt halte dir man feste mit de Jebrüder Beencke (mit den Beinen)“, sagte er und begann auszuschreiten. Alle zehn Schritte etwa schrie er aus Leibeskräften: „Muttern Bräske aus der Artilleriestraße!“ Natürlich fehlte es ihm nicht an Begleitern, deren Zahl zunahm. Sie alle oder doch die meisten machten ironische Bemerkungen über Mann und Kind, dabei aber reichten sie dem letztern Äpfel und Kuchen-

stücke, und einer sagte, als der Träger stehen blieb, um sich zu verschnaufen: „Wissen Se, wenn Se heute nich zum Jröhlen (Schreien) injenommen haben, wird Sie det bald zu ville sind. Jeben Se de Jöre und ick werde jröhlen.“ Unter dem lauten Jubel der Begleiter wechselte der Junge das „Hottehü“ und weiter ging der Zug.

Das Leben im Hause ist in den genannten Kreisen natürlich im Durchschnitt ein sehr einfaches. Die teuren Mieten verschlingen einen viel größern Teil der Einnahmen, als es vom Standpunkt der gesunden Einzelwirtschaft der Fall sein sollte. Es gehört eine große Begabung zum Sparen dazu, wenn eine oft kinderreiche Familie sich ehrlich durchbringen will. Von den wirtschaftlichen Verhältnissen werde ich im vierten Abschnitte des Buches eingehend sprechen.

Bei den kleinern Beamten des Staates, der Stadt und der vielen Privatanstalten, bei städtischen Volksschullehrern u. s. w. sind die Einahmen zuweilen der Summe nach höher als bei dem Handwerker. Dafür aber sind zumeist die Bedürfnisse — ich schließe die künstlich angewöhnten aus — ebenfalls höher. Vornehmlich bringt die Erziehung der Kinder größere Ausgaben mit sich. Das Streben, die Nachkommen auf eine höhere Stufe der gesellschaftlichen Rangleiter zu heben, ist gewiß an sich begreiflich und nicht zu tadeln. Aber es hat leider in Berlin eine Ausdehnung angenommen, die schwere Mißstände nach sich ziehen muß und schon gezogen hat. Mir liegt das Schulverzeichnis der Tertia einer höhern Lehranstalt vor. Unter den Schülern sind 56 Prozent Söhne von Handwerkern und sonstigen „kleinen Leuten“.

Welche Opfer hat das den Eltern wohl gekostet? Wie viele von den Knaben werden die Schule vollenden? Das ist fraglich, sicher dagegen eins: keiner dieser Söhne von Handwerkern wird für den Erwerb des Vaters tauglich sein.

Wer das Leben und Treiben dieser Kreise ohne Voreingenommenheit betrachtet, wird bald sehen, daß in denselben sehr viel Gutmütigkeit zu finden ist. Noch mehr tritt sie im häuslichen Leben zutage. In den großen Häusern der vornehmern Stadtviertel leben die Mieter jahrelang nebeneinander und wissen kaum den Namen des Nachbarn. Diese kleinen Leute dagegen tragen einander neben sehr viel kleinlicher Neugierde und auch viel Klatschsucht noch menschliche Teilnahme entgegen. Ungebrochenes Gerechtigkeitsgefühl ist noch hier erhalten. Ein wackerer Handwerker, der die Hände rastlos bewegt, genießt die Achtung der Mitbewohner; sie nehmen Anteil an seiner Freude und seinem Leid, während ein träger, liederlicher Mensch mit offener Mißachtung behandelt wird. Ein braves Weib und eine gute Mutter findet immer Hilfe bei den Nachbarinnen, wenn es not thut, eine gewissenlose aber verfällt dem unbarmherzigen Scherbengericht der nächsten Umgebung. Welche Bedeutung die Frau in diesen Ständen hat, wird sich bei der Schilderung der Berlinerin eingehender darlegen lassen.

Wenig erfreulich wirkt in dieser Schicht der Bevölkerung das Abbröckeln der Glieder. Zeitverhältnisse und die Irrlehren der Sozialdemokratie unterhöhlen nur zu oft den Boden, auf dem der Handwerker steht. Die großen Kaufläden, mit deren Preisen er nicht in Wett-

bewerb treten kann, zwingen ihn gar oft zu bloßer Flickarbeit, die eine größere Familie nicht erhalten kann. Wenn ein Handwerker aber etwas Kapital besitzt, um den Rohstoff billiger erstehen zu können, und dabei besonders gute Arbeit liefert, kann er noch heute zu Wohlstand gelangen.

Sechster Brief.

Trinkstätten. — Bierpaläste. — Kneipenleben. — Dessen Einflüsse auf Gesundheit und Familienleben. — Die Wiener Cafés.

Zu den angenehmsten Erfindungen gehört unstreitig die Stillung des Durstes. Der Name jenes Urmenschen, der zuerst irgendwo auf dem Erdball zu Nutz und Frommen der Zeitgenossen in vorsündflutlichen Tagen die erste Kneipe aufthat, ist leider unbekannt. Jedenfalls war diese erste Anstalt sehr bescheiden. Was hat sich aber im Laufe der Jahrtausende aus dieser Keimzelle entwickelt! Die Großstädte vor allem weisen diesen Fortschritt auf. Man bezeichnete das Musikdrama als das „Kunstwerk der Zukunft" — ich leugne es nicht; das zweite Kunstwerk dieser Art ist die heutige Riesenkneipe der Groß- und Weltstädte. Auch in ihr haben sich alle Künste vereint: Baukunst, Bildnerei und Malerei, Musik — vertreten durch Riesen-Orchestrions — und Dichtung, da sie für die Wände Trinkreime liefert, in denen Durst und Vaterlandsliebe so sinnig vereint sind, wie z. B.:

„Das Trinken giebt dem Deutschen Kraft,
Es lebe hoch der Hopfensaft!"

und:

„So lang der Germane zu Biere geht,
So lang das Deutsche Reich besteht."

Es ist schwer, die genaue Zahl der Berliner Wein- und Bierkneipen zu bestimmen, weil stets eine Anzahl nach kurzem Bestehen verschwindet und neue auftauchen. Rechnet man zu den großen und kleinen Schankstätten noch die großen und mittlern Gasthöfe, die Gärten der Brauereien u. s. w., so ist die Zahl von etwa 7000 Kneipen noch zu niedrig bemessen. Da man die Kinder und einen großen Teil der weiblichen Bevölkerung abziehen muß, so bleiben für die vorhandenen Anstalten etwa 600 000 Gäste. Somit entfällt auf 90 Einwohner eine Schankstätte.

Eine sehr große Zahl von Großstädtern ist zum Kneipenleben gezwungen. Vor allem die allermeisten Junggesellen, falls sie sich nicht bei Familien in Kost und Wohnung begeben. Das thut aber nur ein sehr kleiner Teil derselben. Doch auch verheiratete Männer müssen oft die Mittagsmahlzeit in einem Speisehause einnehmen. Sehr viele Geschäftsleute, Beamte aller Art, Zeitungsschriftsteller wohnen in den entfernten Vorstädten oder in den Vororten, während ihre Arbeitsstätten und Verkaufsläden mehr im Mittelpunkte der Stadt liegen. Die Sitte des späten Mittagsmahls, 6 oder 7 Uhr abends, hat sich bei uns nicht eingebürgert; sie kann es auch nicht, weil die Zeiteinteilung des Berliners es nur ausnahmsweise gestattet. So nehmen denn Tausende von Ehemännern Mittagsbrod oder ein stärkeres Frühstück in der Freizeit zwischen den vormittägigen und nachmittägigen Arbeitsstunden zu sich.

Das eigentliche Kneipenleben beginnt jedoch erst in der Abendzeit und erstreckt sich ziemlich weit in die Nacht.

In Wien sind die meisten Speisehäuser und Trinkstätten vor 10 Uhr leer; in London geht der Angehörige der bessern Stände überhaupt nicht viel in Restaurants; sein Klub bietet ja mehr; der Südländer ist im ganzen zu mäßig, als daß ihn der Aufenthalt in Kneipen sehr anzöge und zieht das Café vor, wo er wenig oder nichts verzehrt. Bei uns dagegen ist das Gasthausleben zu einer fast unbezwinglichen Gewohnheit geworden, die nicht in Berlin allein, sondern in ganz Deutschland herrscht. Wie mir scheint, geht sie über das Maß des Gesunden schon lange weit hinaus und ist vielerorts zu einer Krankheit geworden.

Wer in Berlin einige Wochen oder Monate gewisse Hauptstraßen nicht durchschritten hat, kann sicher sein, daß er wieder einen kürzlich eröffneten Bierausschank oder gar einen neuen Bierpalast entdeckt. Es hat sich eine merkwürdige Geschäftsübung entwickelt. Seit etwa einem Jahrzehnt hat sich der Kultus des „Echten“ ausgebreitet und jetzt tobt ein Kampf der Gebräue, der zwar noch nicht seinen Homer gefunden hat, aber sicher ihn verdient. Große, sehr leistungsfähige Brauereien bieten die Mittel zur Anlage reich ausgestatteter Schankstätten, erbauen wohl auch Häuser für solche, um auf diese Art den Absatz zu steigern.

Viele dieser Wirtschaften, so z. B. jene, in denen das „Spatenbräu“ ausgeschenkt wird, sind vom frühen Vormittag an besucht und zu gewisser Zeit so überfüllt, daß man mit Mühe einen Stuhl erobert. Die Unsitte des Frühschoppens sorgt vormittags für die Füllung der Räume, der Abenddurst abends — ich zweifle nicht, daß

sich allmählich auch der Nachmittagsdurst zu einer Macht entwickeln werde. Sicherlich gewinnt der Staat, wenn viel geistige Getränke verbraucht werden, größere Einnahmen; es gewinnen Brauer und Wirte. Leider aber auch die Ärzte. Ein älterer, sehr angesehener Vertreter der Heilkunde sagte mir kürzlich: „Die Dickleibigkeit bei jungen Jahren nimmt in Berlin merklich zu. Eine große Menge von Krankheiten ist nur dem Biergenuß zuzuschreiben, der von Jahr zu Jahr in unvernünftiger Weise zunimmt. Niemals habe ich so viel Leute von dreißig bis fünfunddreißig Jahren nach Marienbad, Karlsbad und Teplitz senden müssen wie jetzt. Und in all den Fällen trägt das ‚Echte' die Hauptschuld." Diese Beobachtung haben mir andere Ärzte aus dem Kreise ihrer Erfahrung bestätigt. Der Durst ist sicherlich ein schönes Erbe unserer Altvordern, aber dessen künstliche Züchtung auf Kosten der Gesundheit scheint mir nicht allzu empfehlenswert zu sein. Das vermehrte Angebot steigert hier die Nachfrage, der Durst mehrt sich, je mehr Quellen fließen. Diese Thatsache schlägt zwar bewährten Satzungen der Volkswirtschaftslehre ins Gesicht, aber sie steht unbestreitbar da. Ein „Krach in Bier" infolge von Übererzeugung scheint in deutschen Landen unmöglich.

Aber die Schädigung der Gesundheit ist nicht das einzige der Übel, die dem Wirtshausleben entspringen. Als das größte derselben muß die Rückwirkung auf das Leben der Familie betrachtet werden.

Es ist ja dem Hausvater gewiß nicht als Unrecht anzurechnen, wenn er ein- oder zweimal in der Woche die Kreise von Bekannten und Freunden aufsucht. Die

Wohnungsverhältnisse und die Einnahmen gestatten ja nur wenigen im eigenen Hause oftmals einen größeren Kreis zu bewirten. Auch dann übrigens stellt sich das Bedürfnis ein, für einige Stunden einen Wechsel der Umgebung eintreten zu lassen. Sind auch die Gespräche am Biertisch selten Quellen politischer oder anderer Weisheit, so lenken sie doch von der Werktagsarbeit ab. Und selbst wenn einer nur über den Gang der Geschäfte, über den Lauf der Zeiten klagt, je nach seiner Parteistellung auf die Gegner schilt, so wirkt auch eine solche Erregung beim Bier wohlthätig auf das Gemüt ein.

Leider aber wird der Wirtshausbesuch immer mehr zur Gewohnheit in weiten Kreisen der Bevölkerung. Stundenlang sitzen die Männer dann in den trotz aller künstlichen Luftzufuhr staub- und raucherfüllten Zimmern und Sälen und trinken immer mehr, als zur Stillung des Durstes nötig ist. Dieses Leben giebt den besten Nährboden für jene gesteigerte Erregbarkeit ab, die in Berlin sich in allen Kämpfen des Tages bemerkbar macht. Hier gewinnen den Sieg die stärksten Lungen und die unermüdlichsten Zungen; hier wird gezüchtet jene politische Vielgeschäftigkeit, die über alles urteilt und alles verurteilt, was nicht zu dem Bekenntnis des Sprechers paßt; hier blühen jene leeren Redensarten, besonders die politischen, die dann in Vereinen und Volksversammlungen auf die Rednerbühne verpflanzt werden und leider auch in verschiedene hohe Häuser sich verirren, wo eigentlich nur des Staates Wohl höchstes Gesetz sein sollte.

Währenddem verbringen die Frauen die Abende zu Hause. Die Folge davon mußte Langeweile sein. Ist's

da verwunderlich, wenn immer mehr und mehr die Frauen auch am Wirtshausleben teilzunehmen beginnen? In sehr vielen Wirtschaften, die vom Mittelstande besucht werden, besteht die Hälfte der Kreise an den Tischen aus Frauen und Mädchen. Aber nun sind auch Kinder im Hause, wo dann oft jemand fehlt, der sie beaufsichtigen könnte. Da liegt der Ausweg an der Hand: man nimmt die Kleinen auch mit. Und so kann der Besucher der großen Schankstätten sehr oft beobachten, daß sich an den Tischen nicht nur zehn-, zwölfjährige Kinder, sondern auch solche von vier und fünf Jahren befinden. Und das zu einer Zeit, wo Kinder in das Bett gehören, und in einer Luft, in der nur ausgepichte Männerlungen es zur Not aushalten können. Das mag noch im Sommer in großen Gastgärten hingehen, zu einer anderen Zeit ist es ein Frevel an der Gesundheit der kleinen Menschenpflanzen und ein Frevel an ihren Seelen.

Je reicher die Räume ausgestattet sind und je leichter zugänglich, desto mehr ziehen sie an. Der Unterschied zwischen ihnen und den oft so sehr beschränkten Wohnungen des Mittelstandes und der unteren Schichten fällt ins Auge und das bescheidene Heim verliert immer mehr an Reiz. Dabei aber vergessen die Leute, daß sie mit jenem Gelde, das jährlich dem Moloch des Bieres geopfert wird, nicht nur das Heim sich traulicher, sondern das Leben inhaltreicher sich gestalten könnten durch geistigen Genuß. Mögen die Tempel des Gambrinus noch so großartig sein, ihre unheimliche Vermehrung erscheint mir nicht als ein Maßstab wachsender Gesittung.

Die vornehmen und teuren Wirtschaften sind viel

minder gefährlich, da sie nur einem beschränkten Kreise zugänglich sind. Aber auch sie nehmen zu an Zahl und an verschwenderischer Ausstattung.

Einen noch viel größeren Einfluß haben auf die Art des Berliner Lebens die Cafés ausgeübt. Sie sind zu uns aus Wien verpflanzt worden; Wiener sind Besitzer der meisten und die Kellner stammen fast alle, vom Zahlkellner bis zum sogenannten „Piccolo“ (dem kleinen Kellnerjungen), aus Österreich.

Früher herrschte unumschränkt die Konditorei. Mehrere derselben haben eine Rolle gespielt, waren Vereinigungsraum der Schriftsteller, Künstler, Schauspieler und zuweilen auch der Politiker. Längst ist ihre Glanzzeit vorüber; eine der berühmten nach der andern ist eingegangen, und nur Kranzler an der Ecke der Linden- und Friedrichstraße, und Josti am Potsdamer Platz halten sich noch. Heute hat jede Vorstadt ihr Wiener Café, und in einigen Hauptstraßen giebt es deren mehrere, meist mit größeren Geldmitteln ausgestattet, mit riesigen Billardsälen, Spiel- und Lesezimmern, die letzteren mit oft mehrern Hunderten von Zeitungen aus allen Ländern versehen. In dieser Hinsicht schlagen sie die Cafés aller mir bekannten Großstädte; besonders reich ist das Café Bauer, Unter den Linden, das meist besuchte Berlins, hervorragend auch durch seinen Bilderschmuck.

Diese Anstalten sind bei dem Umschwung unserer Stadt zur Weltstadt in gewissem Sinne eine Notwendigkeit geworden. Für die vielen Fremden wie für die Einheimischen, die Zeitungen lesen wollen, waren große Räume nötig, die von keiner Konditorei geboten wurden. Das

sich entwickelnde Nachtleben ist teilweise durch sie hervorgerufen, und sie werden von ihm erhalten. Es giebt jetzt kaum eine Gesellschaft mehr, nach der die Herren nicht, und wäre es noch so spät, in einem Café „endeten“. Während der Faschingszeit vornehmlich strömen oft ganze Scharen von Herren und Frauen in Balltracht gegen 3 oder 4 Uhr morgens in die Cafés; die anständigen Frauen meist aus Neugierde, die weniger anständigen aus anderen Gründen. Noch vor zwanzig Jahren wäre es beleidigend gewesen, einer Frau aus besseren Ständen vorzuschlagen, daß sie nach einem Balle in der Festtracht noch in eine solche Wirtschaft gehen solle — heute sind wir freier geworden und sehen nichts darin. Und im grunde ist der Anblick, der sich hier oft bietet, nicht eben allzu fein, denn um diese Zeit pflegen die übrigen Besucherinnen in nichts den Vestalinnen zu gleichen, und die anwesenden Männer zeichnen sich durch Zurückhaltung in Blicken und Worten nicht aus.

Auch zu anderen Zeiten sind Frauen und ganze Familien häufig in den anständigern Cafés anzutreffen — besonders auch nach Schluß der Schauspielhäuser und Musikaufführungen. Die Möglichkeit, ein künstliches Bedürfnis zu befriedigen, verstärkt es. So ist's vielen ein Bedürfnis geworden, mitten in dem wechselnden Treiben zu sitzen im aufdringlichen Licht der Glühlampen bei einer Tasse Kaffee. Alles Veranstaltungen, um die Nerven durch Aufregung abzuspannen, d. h. modern zu machen.

Für kurze Zeit übt die Beobachtung dieses Lebens einen gewissen Reiz aus. Das eine Café dient zum Zusammenkunftsort aller „Künstler“. Da kommen Mitglieder

der königlichen Schauspielhäuser und der anderen Bühnen, neben den „Sternen“ des Zirkus und anderer „Kunstanstalten“; die Springer und Clowns, die Zwerge, die „Artistin“, die abends auf dem Trapez in einem Gewande, das keinem Gewande zum Verwechseln gleicht, ihre halsbrecherischen Kunststücke zum besten giebt. Anderswo treffen sich die Männer des Zeitungswesens, wieder in einem andern Café um eine bestimmte Zeit Offiziere aus vornehmen Truppenteilen und einige jüngere Mitglieder der Gesandtschaften; zu andern Stunden kleinere Börsenleute und Geschäftsvermittler aller Art. Wieder ein anderes Café vereinigt von nachmittag bis in die späten Nachtstunden Frauenzimmer der Halbwelt und Männer aus fast allen Schichten der Gesellschaft.

Hat man jedoch dieses Getriebe ein Dutzendmal aufmerksam beobachtet, dann ist man dessen satt: es ist stets dasselbe Stück mit den gleichen Rollen, wenn auch von anderen Leuten gespielt. Aber Tausenden wird es dennoch zum Bedürfnis; sie sind nicht imstande, ihr Tagewerk abzuschließen, wenn sie nicht noch vorher eine oder mehrere Stunden in den Cafés zugebracht, elende Luft geatmet und zehn bis zwanzig Blätter überflogen haben. Es giebt deshalb Tausende, die ihre ganze Bildung nur aus Zeitungen schöpfen. Für diese brauchte der deutsche Verlag nicht ein Buch auf den Markt zu bringen.

Die Kaffeehäuser dienen zu allen möglichen Zwecken: hier werden vor und nach der Börse Geschäfte besprochen; hier Verabredungen aller Art getroffen; hier kann man Briefe schreiben; Vertreter der Zeitungen verfassen an einem Tischchen nicht selten ihre Berichte; für gar manche

ist das Café der Ort, wo er einzig zu finden ist, wenn seine Wohnung ihm nicht gestattet, jemand zu empfangen, hierher läßt er vielleicht alle für ihn bestimmten Briefe richten.

So erleichtern diese Stätten die Ausbildung des Zigeunerlebens, das in Weltstädten Tausende führen; die Zahl dieser Zigeuner, deren Treiben sich dem Blick oberflächlicher Betrachter entzieht, ist eine nicht geringe — unter ihnen findet man Schriftsteller, Künstler, Musiker, gescheiterte Referendare, Ärzte ohne Vermögen und ohne Kranke — kurz, das geistige Proletariat in allen erdenklichen Spielarten. Es wird noch geschildert werden.

Wie die Verhältnisse in den Großstädten liegen, machen sie solche Cafés ebenso nötig wie die Bierpaläste. Aber auch aus ihnen ergiebt sich vielfache Schädigung des häuslichen Lebens.

Noch gefährlicher jedoch sind die Kneipen mit weiblicher Bedienung. Diese bilden geradezu einen Krebsschaden im Berliner Leben. Im Süden Deutschlands, besonders in München, ist die Kellnerin eine landesübliche Erscheinung und ihr Beruf als solcher ein anständiger. Das ist hier nicht der Fall. Diese Bier- und Weinstuben verdienen eingehende Besprechung.

Siebenter Brief.

Kneipen mit weiblicher Bedienung. — Gattungen und Wirte derselben. — Die Kellnerin als Sklavin. — Was daraus folgt. — Die Besucher. — Einflüsse auf Sittlichkeit. — Die Kellnerin in der Litteratur. — Vorschläge.

Ein Erzeugnis der letzten zwanzig Jahre sind die Kneipen mit weiblicher Bedienung. Früher eine seltene Erscheinung, überziehen sie heute Berlin mit einem Netz, das auch die entferntesten Vorstädte umfaßt.

An sich wäre ja gegen weibliche Bedienung nichts einzuwenden. Sie ist in vielen Teilen Deutschlands sowohl in Städten wie auf dem flachen Lande seit alten Zeiten her eingebürgert. Mag auch dort der stetige Verkehr mit Männern aller Art zuweilen recht üble Folgen haben, so kann man doch nicht behaupten, daß dadurch die Sittlichkeit der Bevölkerung eine beträchtliche Einbuße erleide. Das aber ist bei uns der Fall. Die Schankstätten, wo man, wie der übliche Ausdruck lautet, von „zarter Hand" bedient wird, sind im Laufe der Zeit zu einem Krebsschaden geworden.

Es ist mir leider nicht möglich gewesen, festzustellen, wie viel derartige Kneipen es giebt. Nach ungefährer Schätzung glaube ich die Zahl auf 12 bis 1500 an-

nehmen zu dürfen, jene der Kellnerinnen dürfte mindestens 10000 betragen; andere haben sie auf 20 bis 24000 geschätzt. Diese Zahlen scheinen mir übertrieben.

Die Schenken selbst gehören den verschiedensten Abstufungen an. Einige sind mit einem gewissen Geschmack eingerichtet, Essen und Getränke sind ziemlich teuer; die Mädchen kleiden sich modisch, die Besucher gehören den höhern Ständen an. Von da geht es unmerklich hinunter bis zu schmutzigen Kneipen, in denen alle möglichen Arbeiter, Gesellen u. s. w. verkehren.

Die Wirte dieser Wein- und Bierkneipen gehören selten vom Anbeginn ihrem Beruf an. Gescheiterte Menschen verschiedener Art, zuweilen recht zweideutige Leute, die von der Polizei nicht aus den Augen gelassen werden, greifen zu diesem Erwerbszweig. Es ist kennzeichnend genug, daß die anständigen Gastwirte über diese Genossen die Achseln zucken und „Das Gasthaus", die Zeitung dieses Standes, schon mehrmals sich sehr scharf über deren Treiben geäußert hat.

Die Behörde kennt die Mißstände und giebt selten Wirtschaften mit weiblicher Bedienung die uneingeschränkte Schankgerechtigkeit (d. h. bis 1 Uhr nachts); fast alle müssen oder sollten um 11 Uhr sperren. Aber auch hier sucht man das Gesetz oft genug zu umgehen: außen sind die Läden fest geschlossen, das Hausthor ist zugesperrt. Wer aber auf eine bestimmte Weise klopft, dem wird aufgethan, und er kann bis tief in die Nacht hinein sich Wein oder Bier „von zarter Hand" reichen lassen.

Die Gerechtigkeit fordert, daß man einzelne dieser Wirtschaften ausnimmt. Es giebt solche, wo der Wirt sein Handwerk versteht, für mäßiges Geld anständige Speisen und Getränke liefert und nicht nur darauf sieht, daß der Ton der Gäste und der Kellnerinnen die Grenze der Lustigkeit nicht übersteigt, sondern sogar die Mädchen bezahlt.

Ich betone das: denn in den allermeisten Fällen erhalten die Kellnerinnen nicht nur keinen Heller, sondern sie müssen jedes Glas Bier, jedes Stückchen Fleisch, das sie den Tag über verzehren, dem Wirt ebenso hoch bezahlen wie jeder beliebige Gast. Ihr Verdienst sind die Trinkgelder, deshalb muß ihr Bemühen darin gipfeln, recht viel Gäste heranzuziehen und festzuhalten und diese wieder auf alle Art zu möglichst großen Zechausgaben zu bestimmen. In diese Kneipen gehen die Männer nicht wegen der Güte der Küche oder des Kellers, sondern nur der Mädchen wegen. Versteht es eins, recht viele anzulocken und zu großen Ausgaben zu bestimmen, so bringt der Wirt viel an und die Kellnerin erhält reichliche Trinkgelder, versteht sie es nicht oder ist sie noch zu anständig, um allerhand Mittelchen anzuwenden, so setzen sich selten Männer zu den Tischen, die sie zu versehen hat, und sie verdient nichts für den Wirt, nichts für sich — und wird eines Tages einfach entlassen.

Diese Wesen sind weiße Sklavinnen, die vollständig rechtlos dastehen. Zuerst saugt der Vermieter sie aus, dann fordert der Wirt, daß sie, um Gäste anzulocken, so ziemlich alles Schamgefühl wegwerfe. Wenn sie, was sehr selten ist, an Leib und Seele rein in dieses Dienstverhältnis eintritt, so giebt es nur zwei Wege: entweder sie bleibt rein und hat kaum so viel Einnahme, um ihr

Essen zu bezahlen, oder sie geht den Weg, den sie fast alle andern Kellnerinnen gehen sieht: sie ist allen Gästen gegenüber entgegenkommend, hört lächelnd zweifelhafte Witze, ja, unzweifelhafte Zoten an und sucht sich aus der Reihe der werbenden Männer einen, der ihr gefällt und zugleich Geld hat. Solche „Verhältnisse“ dauern selten lange. Während der Zeit aber hat das Mädchen die Stelle nicht aufgegeben — es geschieht wenigstens selten —, denn die Beschäftigung als Kellnerin schützt sie wenigstens für einige Zeit vor der Sittenpolizei, falls sie nicht allzu unvorsichtig ist.

So sind viele dieser Kneipen Vorhallen zur Prostitution. Der Ton, der meistens in ihnen sowohl zwischen Gästen und Kellnerinnen, als auch zwischen den Mädchen unter sich herrscht, stumpft allmählich das weibliche Schamgefühl ab, wenn er es nicht ganz tötet. Manche hält sich heldenhaft allen Anfechtungen gegenüber; hier und da findet eine vielleicht einen Mann, der sie zu seiner ehrlichen Frau macht. Einzelne fangen reiche Aushälter ab und besitzen vielleicht die seltene Gabe, zu sparen. Diese werden dann vielleicht Inhaberinnen einer ähnlichen Schenke, oder eröffnen einen Putzladen, oder sie abenteuern in der Welt herum. Irgend eine Anna und Minna begegnet uns dann in Ostende oder Baden-Baden als feinste Halbweltlerin. Die meisten andern sinken langsam — und versinken, wenn sie nicht den Mut besitzen, wieder in ein bürgerliches Haus als „Mädchen für Alles“ oder Köchin einzutreten und sich an schwere Arbeit zu gewöhnen.

Die tiefer stehenden Kneipen dieser Art sind lange nicht die schlechtesten. In solchen, wo anständigere Ar-

beiter und andere kleine Leute verkehren, erhalten die Mädchen das Essen vom Wirt und haben nicht nötig, sich modisch zu kleiden. Der Witz dieser Kreise ist oft sehr derb und roh, aber längst nicht so überpfeffert, wie jener der Besucher der feinen Kneipen.

Wer besucht nun diese Wirtschaften? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, denn es wird wenige Männer geben, die sie nicht besucht haben oder besuchen. Studenten, Beamte, Offiziere (in bürgerlicher Kleidung), Ärzte, Kaufleute, Börsenmänner, Abgeordnete verschiedener „hoher“ Häuser, — ich könnte die Reihe noch sehr verlängern nach oben und unten.

Wenn Ehemänner solche Wirtschaften aufsuchen, ist es auch nicht immer ganz harmlos, denn gar mancher vergeudet einer hübschen Kellnerin wegen Beträge, die zum Schuldenzahlen sich nützlicher verwenden ließen, oder er trinkt schlechten Sekt und läßt Frau und Kinder zu Hause Brot essen. Aber der Mann der Weltstadt ist im allgemeinen — leider! — schon so wetterfest, daß der Verkehr in solchen Kneipen ihn nicht schlechter machen kann, als er schon ist.

Leider aber sind es nicht nur Männer, die diese Schenken besuchen. Reichlich zwei Drittel der Gäste setzt sich aus jungen Leuten zusammen: Studenten vom ersten Semester an, Sekundaner und Primaner der höhern Mittelschulen, Fähnriche, blutjunge Handlungsbeflissene, reicher Leute Söhne, die seit ihrem 15. oder 16. Jahre die jungen Herren spielen und sich den Anschein geben, als seien sie erfahrene Lebemänner; junge Künstler, noch jüngere Schriftsteller.

Es gehört nicht viel Menschenkenntnis dazu, wenn man erschließen will, welche Folgen der Verkehr in diesen Kneipen für die Mehrzahl der jungen Leute haben muß, abgesehen von den Einflüssen der Luft und der zweifelhaften Getränke. Viele atmen hier zuerst die Sporen der ungezügelten Genußsucht ein, gewöhnen sich hier an den Ton frecher Gemeinheit oder sie tragen die erste halb knabenhafte Liebe weiblichen Wesen entgegen, die etwas anderes verlangen. Die Freiheit des Verkehrs fesselt manchen so sehr, daß er den Umgang mit anständigen Familien fast ganz aufgiebt.

In der Friedrichstraße stehen an allen Ecken der in sie mündenden Straßen Männer, die farbige Zettel verteilen. Auf diesen empfehlen sich diese Kneipen. Oft sieht man auf den Ankündigungen gezeichnet Mädchen mit kurzen Röcken und tief ausgeschnittenem Mieder; zuweilen ist auf das Blättchen von feinem Glanzpapier das Lichtbild der Besitzerin geklebt, von deren Zügen man ihr eigentliches Gewerbe auf den ersten Blick ablesen kann. Gerade halbwüchsige junge Leute von 15 bis 18 Jahren sind es, wie jeder beobachten kann, die jeden dieser angebotenen Zettel annehmen.

Nicht immer gestatten es die Lebensverhältnisse, solche Kneipen oft zu besuchen. Aber der Zug nach dem Weibe ist oft grade in diesen Jahren, zwischen 15 bis 20 Jahren, ein sehr gewaltiger. Es muß in irgend einer Art das nötige Geld herbeigeschafft werden. In welcher Art das nicht selten geschieht, zeigen die Gerichtsverhandlungen jedes Jahres zur Genüge: junge Leute bestehlen Eltern oder Vormünder, unterschlagen Gelder. So lautet dann fast immer der Schluß des Berichtes: „Den Erlös brachte er in der **straße in einer Kneipe mit weiblicher Bedienung durch, wo er zu einer Kellnerin schon länger in näherer Beziehung stand.“ Bei sehr vielen Unterschlagungen geben Verhältnisse mit Kellnerinnen den Anlaß. Leichtsinn und Unerfahrenheit liefern so manchen begabten jungen Menschen dem Verderben aus. Aber selbst wenn solche Dinge nicht geschehen, so ist es doch sicher, daß diese Kneipen im Leben der jungen Leute eine viel zu große Rolle spielen und die geistige wie die körperliche Gesundheit zahlloser Jünglinge schädigen und nicht selten die Hauptschuld tragen, wenn der Beruf oder das Studium vernachlässigt werden.

Diese Wirtschaften sind auch von Einfluß auf die Litteratur geworden. Ein Teil der sogenannten „Jüngsten“, der den Anspruch erhebt, eine neue „Schule“ vorzustellen — der Ausdruck paßt, zuweilen in doppeltem Sinne —, pflegen diese Kneipen als Hochschule der Lebenskenntnis anzusehen. In der Kellnerin sehen sie das „Weib an sich“. Es sind in den letzten fünf, sechs Jahren eine Menge von kleinern Erzählungen, Novellen und Romanen geschrieben worden, die als Iliaden der Schenke mit weiblicher Bedienung gelten können. Fast alle Heldinnen sind Kellnerinnen. Die Sache hat ihren ernsten Hintergrund. Die jungen Schriftsteller treiben sich, zuweilen vom 17. Jahre an, hauptsächlich in diesen Kneipen umher, wie sie sagen: „um das Leben kennen zu lernen“. Ihre Einbildungskraft verrottet dann allmählich und sie glauben, daß genaue Schilderung des Platten und Gemeinen Zeichen genialer Anlage sei. Selbst in der eigent-

lichen Poesie, in Liedern, in Novellen, in Versen u. s. w. ist die Berliner Kellnerin zur Heldin geworden. Gewiß kann ein solches Leben dem echten Dichter Stoff bieten, wenn aber jeder grüne Anfänger in der Halb- oder Ganzgefallenen den meist lockenden Vorwurf erblickt, dann weist diese Erscheinung auf einen Krankheitszustand der Einbildungskräfte hin, dann ist sie nichts anderes als das Ergebnis einer verlotterten Lebensführung, oder doch einer verlotterten Einbildungskraft. Mancher von den jungen Herren ist nur Phantasie-Wüstling. Aber auch so kann man sich körperlich und geistig zugrunde richten.

Mit zu diesen Kneipen können die „Tingel-Tangel“ gerechnet werden. Ihre Blütezeit ist vorüber, aber noch immer giebt es deren mehr als genug. Neben den „Künstlerinnen“ spielen auch hier die Kellnerinnen die Hauptrolle. Man findet zuweilen Töchter von guten aber verarmten Familien — ich habe einmal die Tochter einer adeligen Offizierswitwe in einer solchen Schenke gefunden — zumeist jedoch sind es ehemalige Dienstmädchen, Näherinnen u. s. w. Berlin selbst liefert die kleinste Zahl; sehr stark vertreten ist der deutsche Süden und dann Österreich. Aber auch Angehörige fremder Völker sind anzutreffen, viele Ungarinnen und Polinnen, dann Mädchen aus Dänemark, Schweden und vereinzelt auch aus der französischen Schweiz. Sogar Erzieherinnen, die keine Stellung finden konnten, haben schon zu dem Beruf der Kellnerinnen gegriffen, um sich vor dem Verhungern zu bewahren. Was ihrer sonst harrte, das ahnten sie wohl kaum.

Die Verhältnisse sind derartig, daß sie so nicht bleiben

können, denn diese Pest schädigt alle Stände. Der junge Arbeiter wird in den untern dieser Schenken ebenso mit allen Mitteln zu großen Ausgaben verlockt wie Angehörige der höhern Schichten in den bessern Wirtschaften dieser Art. Ein ungenannter Verfasser hat vor zwei Jahren eine Flugschrift über die Kellnerinnen geschrieben, die übrigens ziemlich oberflächlich war. Derselbe macht den Vorschlag, diese Kneipen einfach nach und nach zu beseitigen. Ja, gewiß wäre es zu wünschen, daß alle, die schließlich nur zur Ausbeute der Gäste und der Kellnerinnen dienen, geschlossen würden. Aber man richtete dann doch auch wieder Existenzen zugrunde. Meiner Meinung nach müßten die anständigen Gastwirte selbst die Lösung der Frage in die Hand nehmen und dabei mit den Behörden Hand in Hand gehen. Eine Schließung jener Schenken, die streng betrachtet nur die Unzucht fördern, wäre ohne Mühe zu bewirken. Dann aber müßte die Kellnerin zum Wirt in ein wirkliches Lohnverhältnis mit gegenseitigen Rechten und Pflichten treten. Ist das Mädchen mit den Lebensbedürfnissen gesichert, dann hat es die Jagd nach Trinkgeldern nicht mehr nötig und kann, wenn es nur den festen Willen hat, anständig bleiben. Größere Wirtschaften werden diesen Lohn zahlen können, die kleinern aber nicht. Sie werden dann von selbst verschwinden. So wäre es möglich, daß jener schlechte Ruf, der heute mit Recht auf diesen Schenken liegt, verschwände.

Läßt man aber die Verhältnisse sich weiter entwickeln, so werden die übeln Folgen sich immer tiefer einfressen. Die Ehre der Reichshauptstadt gestattet es nicht, gleichgültig alles gehen zu lassen, wie es geht.

Achter Brief.

Idyllen der Weltstadt. I. Eine Vorstadtstraße im neuen Moabit. — Anlage. — Bauart. — Einrichtung der Wohnungen und Preise. — Bewohner. — Läden und Kneipen. — Straßenleben. — Die Kinder als Herren der Lage. — Ihre Spiele. — Selbständigkeit der Kinder. — Frühe Stille. — Leben im Hofe. — Musikalische Genüsse. — Rufe der Händler.

Wer nicht Weltstädter vom Wirbel bis zur Sohle ist und zum Leben elektrisches Licht, Menschengetriebe, glänzende Schauläden und die Aufregungen der Gesellschaftelei nötig hat, den zieht es oft nach den stilleren Teilen Berlins. Langsam verhallt dann hinter ihm das Gebrause, die Straßen werden stiller, ihre Beleuchtung weniger aufdringlich, zuweilen für das gesteigerte Bedürfnis fast unzureichend. Man glaubt sich in eine andere Welt versetzt. Ein Bild aus ihr will ich den Lesern vorführen.

Eine Vorstadtstraße. Aber keine der alten Stadtteile. Sie ist in den letzten vier, fünf Jahren entstanden und manche Häuser sind noch im Adreßbuch von 1890 als unbewohnt angegeben, trotzdem sie in den letzten zwei Monaten des ersten Halbjahrs sich bis unters Dach mit Mietern gefüllt haben. Andere sind noch nicht bezogen.

Die Straße liegt im Nordwesten in jenem Teile, der sich von Alt-Moabit aus in der Richtung nach Plötzensee gebildet hat. Vor etwa zehn Jahren noch zumeist eine kleine Sandbüchse, ist es jetzt eine der größten Vorstädte und zugleich eine der gesundesten von ganz Berlin. In den meisten Straßen sind gleich bei der Anlage des Netzes Bäume angepflanzt worden, die sorgfältig gepflegt werden und trotz der schädlichen Einflüsse der Gasleitungen recht gut fortkommen. Linden überwiegen, doch finden sich auch Ahorn- und Birkenbäume. Das giebt im Vereine mit den kleinen Vorgärten manchen Straßen ein sehr freundliches Gepräge.

In den Häusern hat die Baukunst nicht grade Siege gefeiert, wenigstens nicht was die Ausbildung der Stirnseite betrifft. Man freut sich, wenn der Baumeister sich begnügt hat, seinen vier- oder fünf Stock hohen Kasten einfach hinzustellen und auf jeden weitern Schmuck, als auf schlichte, vorgeschobene Erker und einfache Balkone zu verzichten. Dort aber, wo er seiner Einbildungskraft die Zügel hat schießen lassen, sind schauerliche Kunstwerke entstanden. Erstes und zweites Stockwerk bis auf schwächliche Pilaster ganz flach; im dritten springt plötzlich ein wuchtiger Balkon hervor, der für zwei Mieter bestimmt ist und von kühn geschwungenen Voluten, die aus dem Bewurf, weiß Gott wie, herauswachsen, getragen wird. Auf dem Balkon entwickeln sich vier Pfeiler mit allerlei Schnörkeln überladen und gehen in schmalbrüstige Atlanten über, die nun dicke Säulen tragen müssen. Auf diesen stehen vier von den dutzendweise hergestellten Kanephoren und strecken die Hände hilfeflehend gegen das auf ihnen

lastende Dach. Im vierten Stockwerke sind noch zwischen den Säulen drei Balkone eingequetscht, die ganz und gar Kanzeln gleichen. Ein Mensch und ein Rosenstock, mehr hat auf ihnen nicht Platz. Wenn man sich so ein Haus längere Zeit betrachtet, bekommt man einen Fieberanfall und redet irre; die Tollheit steckt eben an.

Eine Art billiger Luxus ist in den Wohnungen der untern Stockwerke der Vorderhäuser fast überall zu finden. Es wird ja alles im Großen und aus schlechterm Stoff hergestellt und ahmt wirklichen Reichtum nach. Die Thüren tragen Supraporten, aus Holzstoff gepreßt, die Blattranken und Eierstäbe vergoldet. Die Decken zeigen Stuck, der meterweise gekauft und mit Schrauben befestigt wird. Verzeichnete Engel und Fabeltiere, erstere mit knallroten Backen und großen Vergißmeinnichtaugen, schweben oben in den verzwicktesten Stellungen herum. Es verschlägt nichts, wenn dann ein langer Zapfen, in den das Gasrohr für einen Kronleuchter mündet, aus dem Bauche irgend eines Himmelbewohners heraushängt. Die meisten Stockwerke enthalten zwei Wohnungen von 3 bis 4 Zimmern, Küche, und jetzt auch meistens Badestube. Das Wort „Stube“ ist allerdings mit Vorsicht aufzunehmen, denn neben der Wanne hat nichts anderes Platz; zuweilen in ihr auch nur sehr schlank gebaute Menschenkinder. Aber immerhin ist das schon ein großer Fortschritt, den man der neuesten Zeit verdankt.

Die Preise dieser Wohnungen schwanken zwischen 600 bis 850 Mark In dem 4. und 5. Stock ist derselbe Raum oft zu drei Wohnungen verwendet. Im Verhältnis zu den „feinern“ Vierteln kann man in diesem Stadtviertel um 20 bis 50 Prozent billiger wohnen. Am geringsten ist der Preisunterschied bei den ganz kleinen Wohnungen, die zumeist in die Hinterhäuser verlegt sind. Die Straße gehört zu den stillen. Sie verbindet keine Adern größern Verkehrs, es ist auch kein Bahnhof in nächster Nähe, ebensowenig sind in ihr irgendwelche großen Betriebe. Auch die Pferdebahn überquert die Straße nur am Ende. Somit fällt auch das Gerolle und Geklingel fort.

Die Bewohner setzen sich aus verschiedenen Schichten zusammen, nur die obersten und untersten fehlen. Die bessern Wohnungen haben mittlere und kleine Beamte der Post, der Steuer oder der Stadt inne; daneben finden sich einige Offiziere im Ruhestand; kleinere Kaufleute, die den Tag über in der Stadt thätig sind; bescheidene Rentner; hier und da ein Schriftsteller oder Maler. Sehr stark sind Gewerbetreibende aller Art vertreten, deren Wohnungen neben den Läden im Erdgeschoß liegen. Den größten Teil der Bewohner bilden aber besser gestellte Arbeiter aller Zweige, Werkmeister, Monteure, Former u. s. w. Hier herrscht schon stark die Sozialdemokratie; noch mehr ist das jedoch auf dem benachbarten Wedding der Fall.

Die Läden der Straße dienen fast alle den nötigsten Lebensbedürfnissen. Gemüsehändler, Bäcker in großer Zahl, an mehrern Stellen Haus an Haus, Fleischer, Milchladen — großartig Milchbureau genannt —, daneben Zigarrenverkäufer, Bartscherer. Auffallend groß ist die Menge der kleinen Kneipen, die fast alle im Schauladen die Büsten Kaiser Wilhelms II. zeigen, selbst diejenigen, in denen fast nur sozialdemokratische Arbeiter

verkehren. Leider überwiegen Schnapsläden, und die weibliche Bedienung, diese Pest Berlins, ist in einigen Schankstätten auch hier zu finden.

In dem Häuserstock, der von 32 Wohngebäuden gebildet ist und seine Hypotenuse in der besprochenen Straße hat, zählte ich nicht weniger als 23 Schankstätten, darunter sieben, in denen nur Branntwein verkauft wird. An mehreren Stellen befinden sich Trinkstätten Haus an Haus, einmal zwei in demselben Gebäude, rechts und links vom Thorwege.

Das Straßenleben, obwohl an Buntheit nicht mit jenem in den Hauptadern des Verkehrs zu vergleichen, ist doch eigenartig. Und zwar spielen die Kinder darin die größte Rolle.

In der Straße selbst liegt eine Volksschule, ein sehr großer Rohziegelbau. Die Schulkinder haben zu verschiedenen Stunden Unterricht und rücken in Abteilungen an. Sie machen, was das Äußere betrifft, fast durchweg einen guten Eindruck. Sehr selten sieht man eins, dem die Not auf das Antlitz ihre unverkennbaren Zeichen eingeschrieben hat; meist sind sie rotbackig und hinreichend genährt, nicht selten ebenso frisch, wie es etwa die Kinder in kleinen Städten oder auf dem Lande sind. Die Kleidung weist oft Spuren von Ärmlichkeit auf, aber die Kleider sind nie zerrissen, ebensowenig die Strümpfe und Schuhe. Nur die Kopfbedeckung fehlt im Sommer bei vielen Knaben und bei allen Mädchen. Es wird von der Schulbehörde ein sehr wohlthätiger Zwang ausgeübt, denn die Kinder dürfen weder mit zerrissenen, unsauberen Kleidern, noch ohne Beschuhung in den Unterricht kommen.

Die letztere ist nicht immer beliebt. Beim Verlassen des Schulgebäudes ziehen manche Knaben Strümpfe und Schuhe aus — ich dachte zuerst, es geschähe aus Sparsamkeit. Aber der Hauptgrund ist doch ein anderer. Zuweilen kommen die Sprengwagen zu der Zeit, wo eine Abteilung entlassen wird. Da krempeln sich die Jungen die Beinkleider so hoch, wie es nur geht, und nehmen, hinter den Wagen schreitend, eine Art von Regenbad, indem sie in stetem Wechsel ein Bein nach dem andern von den Wasserstrahlen besprengen lassen; mancher hält sogar den Kopf unter den Sprühregen. An der Thatsache der Abkühlung zweifle ich nicht, aber ob diese Art der Waschung die Reinlichkeit sonderlich fördere, ist mir fraglich.

Um die Mittagszeit, etwa 12 bis 1, ist die Straße von Kindern freier, dann aber tauchen Blond- und Braunköpfe von 2 bis 13 Jahren aller Enden hervor. Wie schon bemerkt, ist der Verkehr kein großer; hier und da zeigen sich Lastwagen, zumeist aber nur solche Gefährte, die Nahrungsmittel bringen, Wägelchen der Gemüse- und Milchhändler, die Hundewagen der kleinen Kohlenverkäufer u. s. w. Droschken sind ziemlich spärlich, noch seltener fahren Privatwagen durch die Straße. So bildet sie einen einzigen großen Spielplatz. Die Menge der Kinder ist eine ungeheure. Eines Tages habe ich um 5 Uhr nachmittags auf einer Strecke, die von je 12 Häusern auf jeder Seite begrenzt wird, 218 gezählt. Auf dem Bürgersteige sitzen und rutschen die ganz kleinen umher, sodaß man sich hüten muß, nicht auf ein Händchen oder Füßchen zu treten. Auf dem

Fahrdamm wird von den Jungen Ball gespielt, der überhaupt das beliebteste Spielzeug hier bildet. Auf den Randsteinen des Bürgersteigs sitzen die Mädchen von 5 bis 8 Jahren und spielen Schule; anderorts thun Knaben dasselbe. Der Unterschied besteht darin, daß der Darsteller des männlichen Lehrers sein Hauptvergnügen im Hauen findet und der Unterricht sich zuletzt stets in eine allgemeine fröhliche Rauferei verwandelt. Wirkliche Rohheiten habe ich indes noch nie beobachtet. Wunderbares leisten die Knaben in der Erzeugung von Lauten aller Art. Kreischen, Schreien, Brüllen, Quietschen, Jauchzen und Johlen: alles liefern sie in gleicher Meisterschaft. Mancher Spiele tieferer Sinn ist mir bis heute Geheimnis geblieben. Die Jungen stehen in einer Gruppe beisammen und schreien oder brüllen, bis die Gesichter vor Anstrengung rot werden, dann stieben alle plötzlich auseinander. Aufgefallen ist mir, wie wenig die Knaben Soldaten spielen. Sehr selten sieht man einige Jungen mit Kindergewehren oder Blechsäbeln.

Den Höhepunkt erreicht das Vergnügen, wenn in der Straße Wasser- oder Gasröhren oder irgendwelche Leitungen gelegt werden, d. h. wenn nach dem Berliner Ausdruck „gebuddelt“ wird. Solche Arbeiten werden hier stets mit großer Sorgfalt, aber dennoch rasch erledigt. Immerhin kann es zuweilen einige Wochen dauern. In regelmäßiger Schichtung werden die Pflasterwürfel aufeinandergelegt und dann die Erde aufgeworfen. Und nun beginnen auch die Kinder zu „buddeln“ in ihrer Art, und die Arbeiter, deren natürliche Gutmütigkeit sich am meisten den Kleinen gegenüber zeigt, legen selten Widerspruch ein,

solange das Treiben nicht allzu arg wird. Sie wissen wohl auch, daß fast alle diese Kinder ihrem eigenen Stande angehören. Da tollen nun Jungen und Mädchen auf den Erdhaufen umher, bewerfen sich mit Erde, stürmen und verteidigen die Festungen. Andere sitzen still beisammen und backen Kuchen. Manche Mutter aus den Hinterhäusern, die einen nötigen Gang zu besorgen hat, setzt ihr eineinhalb- oder zweijähriges Kind unbesorgt an einen solchen Erdhaufen und überläßt es dem Schutzengel, oder ruft das nächstbeste spielende Mädchen heran mit der Bitte, „bisken ufzupassen“.

Der Winter ändert nichts an der Spiellust, er bringt nur andere Spiele in Aufnahme. Daß Rutschbahnen angelegt werden, ist selbstverständlich. Aber noch beliebter sind kleine Schlitten. Ist der Schnee, der hier nicht so rasch entfernt wird, wie in den Hauptstraßen, etwas fester, so tummeln sich die Kinder mit Dutzenden ihrer Fuhrwerke auf dem breiten Damm umher. Mag die Kälte auch Hände, Nasen und Ohren röten, auf eins hat sie nicht den geringsten Einfluß: auf die Stimmen. Die frieren nicht ein. Ja mir scheint, als ob das Geschrei noch kräftiger im Winter, als im Sommer sei.

Ich kehre wieder zu diesem zurück. Kleine, kaum noch schulpflichtige Mädchen beaufsichtigen schon die ganz kleinen Geschwister, setzen sich mit ihnen in ein Eckchen an der Hausthüre oder auf die Stufe, die zu einem Laden führt. Manches Mütterchen dieser Art strickt an einem Strumpf, an dem die Länge zuweilen blau und der Fuß rot oder braun ist, und plappert dabei sehr würdevoll mit den Schützlingen, die mit einer Faust voll Erde sich

eingehend beschäftigen oder beschaulich an einer Semmelkruste kauen. Mädchen und Knaben werden sehr früh zu Besorgungen herangezogen und gewinnen dadurch bald eine gewisse Sicherheit. Vier- bis fünfjährige Kinder gehen mit Töpfen und Körbchen, um Milch und Nahrungsmittel beizuholen; leider sieht man sie auch oft mit einer leeren Bierflasche in die Schnapsläden eintreten. Mehrmals habe ich sogar bemerkt, daß kleine Jungen dann in ein offenes Hausthor schlüpften und rasch einen Schluck zu sich nahmen. Das ist wohl nicht Vererbung, sondern bloße Nachahmung der Gewohnheiten Erwachsener.

Wenn die Mittagsstunde kommt und mit ihr die Ruhezeit, verlassen die Rohrleger und Maurer die Arbeit. Einigen, die nicht allzufern wohnen, bringt die Frau das Mittagbrot, oft im Geleite der Kinder. Da setzt sich der Vater, nachdem er den Topf oder die tiefe Schüssel ausgelöffelt hat, auf den Erdhaufen, das Kleinste auf dem Schoß, und die Mutter kauert daneben hin. Da hört man oft fröhliches Lachen und Plaudern — nichts verrät die Stimmung, die sonst in den Arbeiterkreisen vorhanden ist.

Wenn abends die Arbeiter die Straße verlassen haben, so sind die Kinder die einzigen Herren der Lage. Dann kriechen sie in die aufgestellten oder liegenden Röhren und in die noch offenbleibenden Schachte, in denen die Leitungen ausgeführt werden. Die Hitze des Tages ist allmählich gewichen, Fenster und Ladenthüren öffnen sich, die zumeist mit Epheu oder wilden Wein bezogenen Balkone sind von luftgierigen Menschen besetzt. Vor den Hausthüren stehen plaudernde Männer und Frauen,

manche sitzen auf Stühlen in den Thürnischen oder selbst auf den Bürgersteigen und stricken oder flicken. Das sind vor allem Bewohner der Hinterhäuser. Gegen 9 Uhr verschwinden die Kinder, um etwa 10 haben sich auch fast alle Erwachsenen zurückgezogen. Kaum daß noch hier und dort ein Fenster beleuchtet aus dem Dämmern aufzuckt, und hier und da ein Wagen oder der Schritt eines Fußgängers die Stille unterbricht. Offen sind nur mehr die Kneipen, aber auch aus ihnen tönt selten wüster Lärm, da sich in diesem Straßenteil ein Polizeibureau befindet. Man könnte glauben, sich in irgend einem kleinen Städtchen zu befinden; nichts verrät die Weltstadt. Nur aus einem verhüllten Laden fällt ein schmaler Lichtstreif auf die Straße, der selten vor Mitternacht erlischt. Es ist eine Plättanstalt. Dort arbeiten die angestellten Mädchen gewöhnlich von $7^1/_2$ morgens bis 11, 12 Uhr nachts, mit Abrechnung der Pausen mindestens 13 Stunden.

Länger als auf der Straße dauert zuweilen das Leben im Hofe. Die neue Bauordnung, nach der die meisten Häuser dieser Straße eingerichtet werden mußten, ist, soviel gegen sie auch gesprochen worden sein mag, von großem Segen. In den früher entstandenen Häusern sind die Höfe oft kaum mehr als Lichtschächte, so eng, daß von Luftwechsel und Sonnenschein nicht die Rede sein kann. Jetzt aber sind es wirklich Höfe, die Luft und Licht einlassen. Auch hier spielt sich das Leben eigenartiger ab, als dort, wo ein Pförtner den Zugang bewacht. Eine bekannte und beliebte Erscheinung ist der Leiermann, der zuweilen auch Sänger ist. Mir fallen beide seine Künste gleich schwer auf die Nerven, doch be-

finde ich mich entschieden mit meinem schlechten Geschmack in der Minderheit. An Werktagen beginnt der Edle stets mit einem Tanzstück. Kaum sind die ersten Töne, ein Gemisch von Knurren und Jammern, erklungen, so rennen Kinder aus allen Stockwerken herbei und bald ist der Tanz im Schwung. Paarweise reihen sich die Mädchen von den kleinsten an bis zu den zwölf- und dreizehnjährigen. Die Berlinerin der untern Stände beginnt sich früh zu üben, sie tanzt leidenschaftlich gern und nicht selten mit Anmut. Das kann man schon an den Kindern beobachten. Die Knaben springen nur täppisch wie junge Bären nach dem Takte oder ohne ihn zu beachten und schreien dabei, um das Vergnügen zu vergrößern.

Leider taucht der Leiermann auch an Sonntagen auf. Doch nimmt er auf die Feststimmung Rücksicht, denn er beginnt (zwischen 7 und 7½ Uhr morgens!) mit einem Choral und geht dann zu einem ernstern Lied über, das den Übergang zu Schottisch und Walzer bildet.

Erfreulicher wirken die Kurrendschüler, die mit einem Lehrer zuweilen erscheinen. Die Knabenstimmen sind oft von wirklicher Schönheit, der Chor klingt voll und rein, das Einsetzen der einzelnen Stimmen beweist erstaunlich gute Schulung.

Zu den musikalischen Genüssen gehören auch die verschiedenen Ausrufe der Händler, die hier in den Höfen ertönen. Am schlichtesten wirkt der „Kohlenfritze", der sein „Kohlen" dreimal ruft und „Preßkohlen, Koks, Holz" hinzufügt, alles auf einen Ton gestimmt. Auch der Lumpenmann, der oft ein Weib ist, und der Scherenschleifer verraten nur geringe musikalische Bildung. Dagegen

leistet der Gemüsehändler meistens Vortreffliches, da er die verschiedenen Waren mit wechselnder Stimme anzeigt. Zuerst sendet er „Gemüse, Gemüse, Gemüse" voraus, wovon man nur „Müsemüsemüs" hört und dann springt er um eine Oktave höher. Besonders das Wort „Salat" mit langgezogenem zweiten a wird mit Liebe gesungen.

An warmen Abenden sitzen Männer und Frauen in Gruppen beisammen und plaudern und teilen sich Freud und Leid mit. Hier wohnen die Menschen eben näher beisammen und kommen sich deshalb auch gemütlich näher; hier ist das Wort Nachbar nicht nur eine örtliche Bezeichnung und besonders die Frauen helfen sich oft und gern mit kleinen Hilfeleistungen aus. Zu gemeinem Zank kommt es selten, da hier das wirkliche Proletariat nicht anzutreffen ist.

Auch dieses Bild bietet ein Stückchen des echten Berlins, des anonymen, um das sich die Betrachter gewöhnlich nicht kümmern.

In anderer Form tritt uns die Idylle im Verborgenen entgegen, nicht selten mit dem Schimmer echter Poesie umkleidet.

Neunter Brief.

Idyllen der Weltstadt. II. Aus versteckten Winkeln.

Wer durch die belebtesten Hauptstraßen der Weltstadt wandelt, dem scheint es fast unmöglich, daß hier noch irgendwo stille Inseln sich erhalten haben können. Das Ohr wird vom Lärm erfüllt; schwerfällige Omnibusse rasseln, unter stetigem Geklingel rollen Pferdebahnwagen, dazwischen vornehme Kutschen, Droschken, Milchwagen, deren geleerte Blechgefäße bei jedem Stoße klirren; schwerbeladene Frachtfuhrwerke poltern; über eine nahe Brücke braust unter schrillem Pfiff ein Zug daher. Es saust und zischt, poltert und donnert, knirscht und kreischt, knarrt und quietscht! Und zu diesen Geräuschen, die durch äußere Kräfte erzeugt werden, gesellen sich die mannigfaltigen Laute der lebendigen Wesen, Gepiepse von tausend Spatzen, Pferdegewieher, Hundegebell und das Geplauder und Geschwätz der Menschen. All diese Töne fließen zu einem Strome von Geräuschen zusammen, dessen Getöse den Kleinstädter betäubt, den Eingeborenen aber wenig stört, dem geübten Plastertreter sogar eine Art von Genuß bietet — vielleicht, weil es ihn hindert, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Wie das Ohr, so kann auch das Auge

nur mit Mühe irgend etwas Einzelnes fest erfassen, da sich das Bild jeden Augenblick ändert. Die geheimen Kräfte, die das Gewirre leiten, sind Genuß und Geschäft, am Tage vornehmlich das letztere. Dem tiefer dringenden Auge nur enthüllt sich das Triebwerk von Bestrebungen und Leidenschaften, das unablässig, nie ermüdend, als dämonische Kraft hinter dem bunten Bilde arbeitet.

Und in diesem brandenden Meere, das kaum für wenige Stunden des Nachts ebbt, giebt es dennoch stille Inseln, wohin sich nur kaum faßbare Töne des Weltstadtlärms verlieren, und zuweilen genügen hundert Schritte, uns aus dem Getriebe in die Einsamkeit zu bringen.

Wer durch die Potsdamerstraße geht, dem werden vielleicht schmale Wege auffallen, die zwischen zwei Häusern tief hineinführen, wo Baumwipfel einen Garten vermuten lassen.

Wir öffnen an einer Stelle die eiserne Gitterthür und durchschreiten den schmalen Weg, an dessen Ende ein zweites Gitter aus engmaschigem Drahtgeflecht steht. Hundegebell ertönt noch eher als die Glocke; langsam und behäbig kommt ein alter Gärtner, um zu öffnen. Das ist kein Berliner von heute, weder in Tracht noch in dem Benehmen. Die Kleidungsstücke gehören wahrscheinlich den fünfziger Jahren an, das Benehmen ist noch altmodischer. In einer Zahnlücke hängt ein kurzes Pfeifchen, aus der andern kommen langsam einige Worte, die sich als Gruß auslegen lassen, falls man im Enträtseln unbestimmten Gebrumms einige Übung besitzt.

Zur Linken, mit der Stirnseite nach dem Garten, steht ein kleines Haus mit hohem Erdgeschoß, in dem die

Wohnzimmer liegen; unten sind Wirtschaftsräume. Epheu klettert ungehindert über die Treppenwangen des Vorbaues, der zur Hausthür führt, überkleidet die Wände bis ans Dach und hängt wieder in langen Ranken hinunter, die leise hin und her pendeln. Von einem Vorplatz kann man rechts oder links in den Garten gelangen, der über 2½ Morgen groß ist. Den größten Teil nimmt ein der Park mit herrlichen Bäumen, Eichen, Edeltannen, Rüstern, Rotbuchen, deren einige wohl aus dem vorigen Jahrhundert stammen. In der Mitte ein Teich mit Wasserpflanzen; an schattigen Stellen steinerne, halbverwitterte Ruhesitze, aus deren Fugen sich Moos hervordrängt; an andern Stellen kleine Gartenhäuser aus dem vorigen Jahrhundert, ziemlich verfallen, aber auch von Schlinggewächsen überkleidet, die mit blühenden und grünenden Ranken die Spuren der Zeit verdecken. Hier und dort erheben sich auf Steinsockeln verschnörkelte Urnen und nicht minder verschnörkelte Bildwerke, Unsterbliche, die recht sterblich aussehen. Denn Regen und Schnee hatten keine Ehrfurcht vor den sandsteinernen Olympiern und haben in die üppigen Glieder der lächelnden Göttinnen Löcher gebohrt; die Rückseite einer Venus ist moosbekleidet, der Poseidon thront auf einer umgestürzten Urne; der Dreizack ist ein Einzack geworden, an dem eine leere Schmetterlingspuppe im leisen Windhauch hin- und herbaumelt. Selbst die Mittagssonne kann nur schwer durch das Blätterdach dringen; hier und dort nur liegt ein Lichtfleck auf den Wegen und Rasenplätzen oder gleitet ein Strahl über blühende Rosen oder bunte Blumenbeete. Den rückwärtigen Teil nimmt der Gemüse-

und Obstgarten ein, letzterer reich an köstlichen Früchten aller Art.

Wer in dem Parke wandelt, für den ist Berlin verschwunden. Selten nur bringt der Luftstrom abgerissene Laute herüber, das Geklingel der Pferdebahn ist unhörbar und sogar der schrille Pfiff des Dampfwagens dringt abgeschwächt zu einem Vogelruf herüber. In den Büschen nisten Nachtigall, Sprosser und Pirol, im Laubwerk Buchfinken.

Längs der Wege ist in Eisenringen laufend ein Seil gezogen; denn der Herr dieser Besitzung hat vor zwanzig Jahren das Augenlicht verloren — aber mit ihm nicht die Frische des Geistes. Täglich sechs bis acht Stunden läßt er sich vorlesen — Werke aus allen Wissensgebieten, zuweilen ernste Dichtungen, Shakespeare, Cervantes, Goethe, Schiller. Lebhaften Anteil nimmt er an allen Fragen des Tages und kann mit fast jugendlicher Leidenschaftlichkeit losbrechen, wenn etwas in den staatlichen Angelegenheiten ihm wider den Strich geht. Aber das stört die Idylle seines Lebens nicht. Von einer jungen Verwandten gepflegt, bringt er in heiterer Laune seine Tage hin, deren ihm behagende Einförmigkeit selten durch einen Besuch unterbrochen wird. Doch einen Besuch, einen ihm unangenehmen, mußte er empfangen: vor kurzem kam unangemeldet Freund Hein. Der fast achtzigjährige Greis, der Krankheit nur dem Namen nach kannte, mußte sterben.

Vor etwa 45 Jahren hatte er das Grundstück um einen kleinen Betrag erworben; heute ist es das Fünfzigfache wert. Nicht lange mehr werden die alten Bäume

rauschen, nicht oft mehr einen neuen Lenz erleben. Man wird sie fällen, wird die Wurzeln ausgraben und die Sträucher entfernen; die alten Götter wird man zertrümmern — das uralte Schicksal der Götter! Dann sollen sich auf dem Boden Häuser erheben, in denen seelenlose Flügel und Pianinos die Nachtigall und den Sprosser ersetzen werden. Was thut's?! Es ist eine „Insel" weniger. Nur einigen wird, wie mir, das stille Bild noch Jahre im Herzen haften, bis auch wir es vergessen haben und alles verweht ist mit uns selber.

Solcher verborgenen Gärten giebt es in dem Häusermeer immerhin bedeutend mehr, als man denken sollte. Zuweilen sind sie aber sehr, sehr klein, etwa dreißig Schritt im Gevierte. Und da steht noch ein sogenanntes „Gartenhaus" drinnen, daneben ein alter Baum oder deren zwei; für mehrere bietet sich der Raum nicht. Aber auch so bilden dieselben einen wertvollen Besitz, denn der Besitzer des Vorderhauses bringt bei dem Ansatz der Mieten die „Aussicht in einen Garten" gewissenhaft in Rechnung.

Da diese „Gartenhäuser" nicht selten alte, ziemlich vernachlässigte Bauten sind und sich für die Aufrichtung einer „Villa" nicht genug Raum bietet, so ist die Miete verhältnismäßig gering. In einem solchen Hause wohnt ein Tischler, der die zwei Zimmer im ersten Stockwerk vermietet. In ihnen haust seit langen Jahren ein Lehrer mit seiner Mutter. Wie engumfriedet ist dieses Dasein, aber welche Fülle von stillem Glück — nach stillem Entsagen — bietet es! Der Mann hat einmal geliebt, aber er sah sich vor die Wahl gestellt, entweder eine Familie

zu gründen, oder für die Mutter weiter zu sorgen. Beides hätte er damals nicht gekonnt, und als er es vielleicht vermocht hätte, war die Sehnsucht nach dem eigenen Herd vorüber. Die Mutter hielt ja alles in Ordnung, die echte Berlinerin aus dem gesunden Kleinbürgertum, voll guter Laune, bescheidenen Sinnes, tüchtige Wirtschafterin und voll Liebe zu ihrem „Einzigen". Sie lebt fast nur auf dem kleinen Stück Erde „Handtuch vorn, Handtuch hinten", wie sie es bezeichnet, und ist mit ihm ganz verwachsen. Sie hält den winzigen Fleck in Ordnung, wo „Suppenjrins" gezogen wird, sie besorgt gewissenhaft drei Rosenstöcke und den wilden Wein, der die eine Seite des Hauses überkleidet, und ruht dann auf der Bank unter dem Ahorn aus, die jeden Frühling frisch mit schönstem Weiß angestrichen wird. Auf diesem Platz unter dem dichten Gezweig spielt sich in der schönen Zeit des Jahres das Leben ab. Hier hängt auf einem in den Baum geschlagenen Nagel das Bauer mit den zwei Kanarien, die trotz aller Mühe nicht zum Nisten zu bewegen sind — was der Alten jährlich wiederkehrenden Ärger bereitet — hier hat im Schatten der sogenannte Mops seinen Ruhekorb. Als ganz kleines Hundekindlein sah er merkwürdig echt aus. Die Schnauze war ziemlich platt und schwarz, der Körper kurz, das Schwänzchen gerollt und die Färbung so, wie sie sein sollte. Aber das alles sollte sich bald als gemeine Heuchelei entpuppen, denn siehe: Körper und Schnauze wurde von Monat zu Monat gestreckter, die Schwärze verblaßte zu einem schmutzigen Grau und das Ringlein am Schwanz verschwand. Der Rassehund hatte sich zu einem ungewöhnlich gewöhnlichen Köter ver-

wandelt. Aber die alte Frau bewahrt auch diesem ihre Neigung und ruft ihn „Moppelken“.

Da sitzen die Abende hindurch Mutter und Sohn, zu denen sich zuweilen ein Berufsgenosse des letztern gesellt. Von all dem Glanz und den Freuden der Weltstadt haben sie nichts und sehnen sich auch nicht darnach; nur der Sohn besucht zuweilen ein Schauspielhaus, eine Musikaufführung oder irgend eine der öffentlichen Sammlungen — im übrigen lebt er mit ganzer Hingabe seinem Berufe, pflichtgetreu aber ohne den brennenden Ehrgeiz, der so oft allen Frieden zerstört.

Derartige Idyllen schließt die Großstadt gar viele ein, und es ist das ein wahres Glück. Ich kenne mehrere junge Ehepaare, die mitten in riesigen Mietshäusern sich solch bescheidene stille Inseln bewahren. Junge Gelehrte mit einer kleinen Einnahme von etwa 2000 bis 2400 Mk.; von Glück nicht begünstigte Künstler, die zur Not auskommen, niedere Beamte u. s. w. haben gar oft von der Natur diesen Hang zur Idylle erhalten, als eine köstliche Mitgift und adeln durch ihn die harte Notwendigkeit ihres Daseins. Diese Menschen, zumeist Mitglieder der gebildeten Stände, haben heute die härtesten Kämpfe durchzumachen. Sie besitzen außer dem Fleiß und der Begabung — die ohne Glück oft machtlos sind — keine Mittel, die Bedingungen ihrer Lage zu bessern. Sie können nicht die Arbeit künden, keinen „Ausstand“ ins Werk setzen, um höhern Lohn und Kürzung der Arbeitszeit zu erlangen; um sie kümmert sich der Staat nicht viel. Die Gesellschaft aber und die Sitte fordern, daß Mann und Frau stets anständig und rein gekleidet seien,

daß die Wohnung nett sei — und der Körper verlangt Nahrung. Ich weiß sehr wohl, was für tüchtige Eigenschaften nötig sind, wenn eine Arbeiterfamilie sich in ihrer Weise anständig durchschlagen will, aber wahrlich, das Los der erwähnten Kreise fordert zu dem gleichen Zwecke noch ein höheres Maß sittlicher Kraft. Denn die Bildung erzeugt geistige Bedürfnisse, denen zu entsagen sehr schwer fällt. Da ist's ein großes Glück, wenn der Geist der Idylle, die Freude am Kleinleben, als unsichtbares Wichtelmännchen im Hause lebt.

Ein Doktor der Philosophie, tüchtig in einem Zweige der Naturwissenschaften, hat nach achtjähriger Verlobung seine Jugendliebe heimgeführt. Das Gehalt beträgt nur 1600 Mk.; durch Nebenarbeiten verdient das junge Paar — sie stickt und näht sehr geschmackvolle Kleinigkeiten — noch 400 bis 450 Mk. Das „Nest“ liegt im äußersten Westen fünf Treppen hoch und besteht aus zwei Zimmern, einer kleinen Schlafkammer und einer Küche, so klein, daß man sich zur Not darin umdrehen kann. Der Mietspreis beträgt mit den Abgaben an 580 Mk. Die Hausfrau ist Köchin und Stubenmädchen in einer Person, sie besorgt fast alles allein. Man hat die Hilfe der höheren Mathematik nicht nötig, um sich auszurechnen, daß die beiden nicht mit Groschen, sondern mit Pfennigen rechnen müssen, um auszukommen. Aber sie verstehen die Kunst und sind glücklich und froh. Eines der Zimmer hat einen sogenannten „Balkon“, auf dem ziemlich leicht zwei Stühle, schon mit Mühe zwei Menschen Platz finden; aber bei gutem Willen geht es und an diesem fehlt es nicht. Die Aussicht entbehrt nicht des Reizes, trotz der

öden Baustellen und den Rückseiten hoher Mietshäuser mit engen, schlauchartigen Höfen, in die nur die Mittagssonne des Hochsommers hineinsehen kann. Der Blick kann auf einem großen öffentlichen Garten ausruhen und sich der Bäume und der herrlich gepflegten Rasenflecke erfreuen; er sieht viel Himmel, kann den Sonnenuntergang betrachten — so viel Schönes ohne Entgelt, ohne jede Steigerung der Miete! Der Gatte ist von 9 bis 4 Uhr im Dienst, um fünf nehmen sie das bescheidene Mahl ein, und dann wird ein Spaziergang gemacht; an Festtagen in den Zoologischen Garten; zuweilen, zur „Belohnung" für arbeitsreiche Wochen, besuchen sie die Volkskonzerte in der Philharmonie oder machen mit einigen gleichgesinnten Freunden einen Ausflug. Sonst spinnt sich das Leben gleichmäßig ab. Mann und Frau arbeiten in dem zweifenstrigen Balkonzimmer, das zugleich Wohnstube und Salon darstellt, plaudern wohl auch und lesen sich gegenseitig vor.

Welche Mühewaltung wenden so viele Menschen der Weltstadt auf, um sich zu zerstreuen! Übersättigt von Vergnügungen bleiben sie doch vergnügungshungrig, begehren stets Neues, um doch auch von dem Neuen sich bald gelangweilt abzuwenden. Der Reichtum, der ihnen alles ermöglicht, macht die meisten vor der Zeit stumpf; sie kennen nicht Zufriedenheit und unbefangene Lebensfreude, diese Märtyrer des Vergnügens. In der Beschränkung, die mit Ernst und Ruhe als Notwendigkeit aufgenommen wird, liegt für Tausende der Mittelstände die Quelle bescheidenen Glücks. Wohl hat sich die Zahl dieser Glücklichen vermindert, denn zu groß ist die Unrast der Zeit,

aber sie ist dennoch in Berlin noch bedeutend, bedeutender sicher als z. B. in Wien und nicht geringer als in Paris.

Eine besondere Gattung von Idyllikern gehört nur unserer Reichshauptstadt an. Die Stadt sowohl als auch verschiedene Bahnen besitzen noch ziemlich große Landstrecken, die vorläufig unbebaut sind. Ich weiß nicht, wer die Anregung dazu gegeben hat, kurz, diese Gründe sind in kleine Abschnitte eingeteilt worden, die man verschiedenen kleinen Leuten zur zeitlichen Nutznießung überließ. Einige dieser pflanzen Kartoffeln und Gemüse, andere haben sich wenigstens einen Teil des Grundstückchens als „Gärten" angelegt. Fast überall aber ist aus alten Latten auf möglich billigste Weise eine Laube aufgerichtet, in der zuweilen zwei, ja sogar drei Menschen unbequem Platz finden. Je nach ihrem Geschmack versuchen es die Einzelnen, das Fleckchen Erde zu schmücken; sie legen Wege an, auf denen nur ein Mensch schreiten kann; stecken blau, weiß oder grün angestrichene Stangen in den Boden, auf welchen Glaskugeln befestigt werden; einmal habe ich sogar einen Heronsball entdeckt, der für Minuten Springbrunnen vorstellte. „Aujust, puste man wieder, et jeht nich mehr." Und der Sohn pustete, daß ihm die Backen zu bersten drohten, und mit Stolz blickten dann alle Familienmitglieder auf den winzigen Strahl und ließen sich die Freude daran durch die Bemerkungen der „Jutsnachbarn" nicht stören, die ihre schnoddrigen Bemerkungen über die „Wasserkunst" hageldicht niederprasseln ließen. Manche der „Jutsbesitzer uff Kündigung" — einer sagte mir gegenüber: „Ick bin Domänendirektor bei Forbenbeck" — suchen die Laube besonders künstlerisch auszustatten.

Viele scheuen selbst weitere Wege nicht, um den Abend auf dem „Jut“ zubringen zu können, an Sonntagen wandern sie mit Kind und Kegel und dem „Freßkober“ hinaus „auf Sommerfrische“. Man freundet sich in diesen Kreisen bald an. Die Männer politisieren, trinken „verschiedene“ Weiße, singen, spielen Skat: die Kinder tummeln sich herum und raufen, die Weiber trinken Kaffee, stricken dann und — klatschen. Zu ernstern Streitigkeiten soll es sehr selten kommen.

Sieht man sich diese Menschen an, die trotz ihrer meist ziemlich gedrückten Lage so fröhlich sind, so kommt man auch zur Einsicht, daß die „Kleinen“ in ihrer Art viel bessere Lebenskünstler sind, als die Großen und Reichen. Auch das Treiben auf diesen kleinen Fleckchen Erde gehört zu den Idyllen der Weltstadt.

Und noch andre Orte giebt es, wo sich der Geist des Kleinlebens und der Zufriedenheit für Stunden niederläßt: die verschiedenen Kinderspielplätze im großen und kleinen Tiergarten, dem Humboldthain und Invalidenpark u. s. w. Für den abgehetzten Menschen der Gegenwart bietet es eine Gemütserquickung, wenn er von einer Bank aus dem Treiben der Kleinen zusieht. Überall findet man auch alte, vielleicht vereinsamte Männer und Frauen, die im Sommer stundenlang auf den Spielplätzen sich aufhalten und mit einigen der Weltbürgerchen innige Freundschaft schließen.

Zweiter Abschnitt.

Brief 10—14.

Die Berlinerin.

Zehnter Brief.

Die Berlinerin und andere Weltstädterinnen. — Erziehung der Mädchen des Volkes, der Mittelstände, des Adels. Vorzüge und Nachteile.

Wenn man Verstand besitzt und die Gabe, Ähnlichkeiten und Unterschiede zu finden oder zu erfinden, dann lassen sich scheinbar sehr scharf umrissene Bilder von den Frauen der verschiedenen Weltstädte entwerfen. Man betont dann kleine, oft nur äußerliche Verschiedenheiten und verwischt das Gleichartige.

Der ehrliche Beobachter kann das nicht. Gewiß ist das Bild der Durchschnitts-Italienerin aus Rom sehr verschieden von dem einer Berlinerin oder Pariserin. Aber trotzdem giebt es zwischen ihnen viel mehr gleiche Züge als zwischen den Männern der Länder. Auf den männlichen Geist hat die Geschichte seines Volkes überall einen viel tiefern Eindruck gemacht, als auf den weiblichen. Denn er war vornehmlich Träger derselben, er hat die leitenden Gedanken verkörpert, er hat gegen das Fremde gekämpft. Der Mann ist viel mehr Ergebnis der Kunst, das Weib steht fast überall der Natur näher; wenigstens gilt das von den Erdteilen, auf welchen sich die ältern Kulturen entwickelt haben.

Äußerliche Unterschiede zwischen Wienerinnen, Berlinerinnen und Pariserinnen lassen sich in Menge aufweisen. An der Donau besonders hat starke Völkermischung stattgefunden. Deutsches, magyarisches, slawisches, italienisches und jüdisches Blut, sogar spanisches sind hier verbunden worden und haben einen eigenartigen Frauentypus geschaffen: zur Üppigkeit der Formen neigend, sinnlich leicht erregbar, dem farbigen Scheine des Lebens und der Tracht zugeneigt; in vielen Dingen liebenswürdig, in mancher Beziehung nicht grade tief und geistiger Arbeit hold.

Aber auch die Pariserin hat viel fremdes Blut in sich. Sie ist jedoch trotz einer unleugbar ebenso leichten Auffassung des Lebens im Grunde kühler und nüchterner als die Wienerin, und darin der Berlinerin viel verwandter als man gewöhnlich denkt. Sie besitzt aber romanische Anmut und hat aus der geschichtlichen Entwicklung der Kultur heraus alles gelernt, was dem Weibe als solchem Reiz zu geben vermag. Sie besitzt einen durch viele Geschlechtsreihen geübten Geschmack, der Haltung und Bewegungen wie die Kleidung bestimmt. Dieser Geschmack ist viel weiter verbreitet als irgendwo anders. Den Forderungen des Alltaglebens gegenüber, in allem, was kluge Berechnung der Umstände und den Erwerb betrifft, steht die Pariserin über der Wienerin. Man darf natürlich nicht an die Kreise jenes Paris denken, das so lange die Lebemänner und Lebefrauen aller Länder angezogen hat, nicht an das nur genießende; die breite Schichte der Mittelkreise dient mir zum Vergleich. Hier ist die Frau eine so klug berechnende, so sparsame und so gute Wirtin, daß auf sie kaum einer jener Züge paßt, aus denen man sich bei uns gewöhnlich das Bild der Pariserin zusammensetzt. Sie kann vielleicht sogar als philisterhaft bezeichnet werden. Die Wienerin ist viel leichtlebiger. Besitzt aber diese thatsächlich oft den Reiz der Naivetät, so dürfte diese Eigenschaft bei einer Pariserin wohl nur sehr selten zu finden sein. Der Bildungsdrang ist auch bei ihr, obwohl in den letzten Jahrzehnten für weibliche Bildung viel geschehen ist, noch immer ein geringer.

Die Berlinerin steht im allgemeinen zwischen beiden. Sie hat nicht die sinnliche Frische der Schwester an der Donau, nicht deren — zuweilen nur äußerliche — Naivetät; nicht die Anmut der Pariserin und deren sicheren Geschmack.

Aber sie verdient in keiner Art die Vorwürfe, die man ihr an der Seine und der Donau so oft gemacht hat. Berlin ist durchaus nicht arm an schönen und hübschen Mädchen und Frauen, die in ihrem Wesen und Gebaren Frische und Sicherheit zeigen, in ihrer Kleidung Geschmack. Die Berlinerin der gebildeten Stände hat seit den letzten zwanzig Jahren an Geschmack bedeutend gewonnen. Prunkhaft und auffallend kleiden sich gewöhnlich nur die Frauen bestimmter Kreise — dieselben, die auch in Wien vor allem aufzufallen streben.

Das Gesicht der Berlinerin, auch niedrigen Standes, ist selten plump, der Ausdruck selten dumm. Meist sind die Augen klug, die Züge beweglich und oft von überraschend feinem Schnitt.

Und das entspricht auch dem inneren Wesen der

Berlinerin. Sie ist nicht so kühl wie die Pariserin, aber nicht so leicht erregbar wie die Wienerin. Sie ist „helle“. Das bedeutet eine Mischung von angeborenem Verstand und anerzogener Gewitztheit. Äußerlich weniger warm als die Wienerin, besitzt sie doch Gemüt — aber in der Berliner Form, als Mischung von Empfindsamkeit und leiser Ironie. Die letztere dient sehr oft als Sicherheitsklappe, wenn die erstere gefahrdrohende Spannkraft entwickelt hat. Aus ihr geht auch die „Schnoddrigkeit“ der Berlinerin hervor. Es giebt von dieser Eigenschaft mannigfaltige Abarten; es giebt schnoddrige Hofdamen ebensogut wie schnoddrige Gemüseweiber; natürlich ist die Begabung einerseits dem Salon, anderseits der Markthalle angepaßt.

Das Bildungsstreben der Berliner ist im allgemeinen sehr lebendig. Natürlicher Verstand und Ausdauer erleichtern die Aneignung eines oft bedeutenden Wissenstoffes. Aber sehr oft bleibt das Streben ein äußerliches; „Bildung“ ist zu sehr Modeware geworden, die für das Gesellschaftsleben so nötig erscheint, wie etwa ein ausgeschnittenes Kleid für den Ballsaal.

In Österreich und im deutschen Süden hört man oft, daß die Berlinerin gern kritisiere und mit ihrem Wissen prunke. Beides ist thatsächlich häufig der Fall, aber es wäre nicht gerecht, darin an sich ein Merkzeichen der Berlinerin zu finden. Das ist eine Eigentümlichkeit der Bewohner der Großstädte; die Pariserin mäkelt an Lille oder Bordeaux ebenso herum, wie die Wienerin etwa an Graz oder Brünn. Immerhin ist es nicht zu leugnen, daß der Vorwurf etwas Wahres enthält.

Unberechtigt dagegen ist es, die Berlinerin als besonders genußsüchtig hinzustellen. Der Hang nach Zerstreuungen ist heute überall stark verbreitet und muß es vornehmlich in Großstädten sein. Bei strengerer Prüfung dürfte man vielleicht sogar behaupten, daß die Berlinerin der Mittelstände sich an viel bescheidenern Freuden genügen läßt, als es in den entsprechenden Kreisen Wiens der Fall ist. Sie und die Ihrigen rechnen ebensogut wie die Mittelstände in Paris. Die Lebefrauen Berlins sind natürlich nicht um einen Deut besser als jene einer beliebigen andern Weltstadt.

Will man ein halbweg wahres Bild der Berlinerin geben, so muß man die Frauen der verschiedenen Stände zeichnen und vor allem die Erziehung des weiblichen Geschlechts ins Auge fassen.

In dieser Beziehung leistet Berlin, soweit es die Mitteilung von Wissen betrifft, sehr viel.

Schon die Volksschule kann darin als Muster gelten. Wenn ein Mädchen der untersten Schichten ruhig den Bildungsgang vollenden kann, ohne zu früh zu Hause oder in Fabriken zur Arbeit angehalten zu werden, so kann es sich für seine Bedürfnisse ein vollkommen hinreichendes Maß von Bildung erwerben. Hier ist das Richtige getroffen: von Überanstrengung ist nicht die Rede, aber nichts wird vernachlässigt. Was den Mädchen gelehrt wird, wird gründlich vermittelt. Sie schreiben hübsch und richtig, lesen gut, rechnen sicher, werden in der Religion genügend unterrichtet und lernen Lieder und Gedichte mit Verständnis des Inhalts. Der Verfasser dieser Briefe hat im Laufe von etwa 15 Jahren zehn bis zwölf solche

Mädchen, Töchter von Berliner Handwerkern, Arbeitern und kleinen Angestellten, in seinem Hause gehabt, wo sie teils zur Aushilfe verwendet wurden, teils als Kindermädchen dienten. Er war oft erstaunt sowohl über das Maß des erworbenen Wissens als auch über die Sicherheit in der Anwendung desselben.

Die Tochter des bessern Mittelstandes und der wohlhabenden Kreise werden fast immer in die „höhern Mädchenschulen“ gesandt. Es giebt deren eine Menge, verschieden an Wert; aber keine ist schlecht, weil die Aufsicht über dieselben streng geübt wird.

Wenn sie dennoch ihren Zwecken nicht genügend nachkommen, so liegt das an der Art und Weise des Lehrplans. Man erstrebt zu viel und dann Überflüssiges; man sucht mehr blendende, äußerliche Erfolge zu erreichen, als eine begrenzte, aber vertiefte Bildung; man wetteifert mit der Bildung des Jünglings und vergißt, daß dem weiblichen Geschlecht, wenigstens bei uns noch, ein anderes Ziel gesetzt ist, zu dem auch ein anderer Weg führen muß.

Schon in den untern Abteilungen dieser höhern Mädchenschulen wird viel gesündigt. Vor wenigen Jahren kam einmal ein dreizehnjähriges Mädchen zu mir und zeigte ganz verzweifelt die Hausaufgabe. Die Frage, die in einem Aufsatze behandelt werden sollte, lautete: „Warum sind Goethes Gretchen und Clärchen die Lieblingsgestalten der deutschen Frauenwelt?“ Aber die Sünden steigern sich in den höhern Klassen und erreichen den Gipfel der Unverzeihlichkeit in der sogenannten „Selekta“.

Man staunt über die Fülle der Wissenschaften, die hier behandelt werden; neben Englisch und Französisch

Litteratur und Geschichte, Physik, Chemie und Astronomie (natürlich ohne mathematische Begründung), Philosophie, Kunstgeschichte u. s. w. Je mehr Fächer im Lehrplane stehen, für desto bedeutender hält sich die Anstalt.

Ich schreibe nicht über Erziehungswesen, sondern berichte nur. Darum liegt es mir nicht ob, den Nachweis zu führen, daß diese Art von Bildung weder Hausfrauen, Gattinnen und Mütter, noch erwerbsfähige Mädchen erziehen kann. Es genüge, die Folgen hervorzuheben.

Die erste ist: nirgendwo ist die Gattung der „höheren Tochter“ in so unleidlichen Vertreterinnen zu finden, wie hier bei uns. Sie weiß alles, d. h. sie besitzt einen großen Vorrat von auswendig gelernten Urteilen und Redewendungen, die, im Gespräch richtig verteilt, den Eindruck riesiger Gelehrsamkeit — auf Ungelehrte zu machen imstande sind. Die Sicherheit, mit der solche Mädchen über sämtliche Künste und Wissenschaften sprechen, wirkt sehr oft abstoßend, weil jeder wahrhaft Gebildete diesen Bildungsschwindel durchschaut.

Gewiß finden sich unter diesen Tausenden von „Töchtern“ gar viele ernst strebende Mädchen, die thatsächlich — mir sind mehrere solche Fälle bekannt — die halben Nächte zu Hilfe nehmen, um Licht in das Chaos von gelernten Worten — denn nur Worte, nicht Begriffe vermittelt dieser Scheinunterricht — zu bringen; ja, einigen gelingt es, sich auf bestimmtem Gebiete großes Wissen zu erwerben. Die meisten aber bezahlen diese Errungenschaft, die selten Lebenswert besitzt, mit der Gesundheit. Man frage nur unsere Berliner Frauenärzte, und man wird sich überzeugen, welche Folgen diese modische Überfütterung

der weiblichen Gehirne nach sich zieht. Eine Menge von 14 bis 16 jährigen Mädchen leiden an Blutleere und an den mannigfachen Folgen derselben. Diese Mädchen tragen nun, falls sie heiraten, die Keime der Hysterie in die Ehe — und die Hysterie ist heute der eigentliche Eheteufel, ist eine der Hauptursachen der vielen glückarmen oder geradezu unglücklichen Ehen.

Neben dieser Überbürdung durch die Schule tritt die weitere durch die ins Unvernünftige gesteigerte Kunstspielerei. Unleugbar ist's: die Berlinerin der bessern Stände besitzt eine ungewöhnliche Aneignungskraft. Ich habe z. B. in keiner der deutschen Städte, die ich näher kenne, so viel fertige Klavierspielerinnen gefunden wie hier; nirgendwo so viele malende Mädchen. Aber „musikalische Seele“ und echt künstlerische Anlage ist im Verhältnis seltener als anderswo. Klugheit und Scharfsinn: das sind angeborene Gaben, selbst der Durchschnitts-Berlinerin, nicht Phantasie und künstlerischer Sinn. Aber die Mode ist eben herrisch, und ihr zuliebe werden die Künste geübt. Die Musikschulen sind überflutet, eine Reihe von Malern, darunter sehr bekannte, wie Gussow oder Schnee, unterrichten 30—60 junge Mädchen, von denen oft kaum eine wirkliche Begabung besitzt. Die nächste Folge ist auch hier die Fingerfertigkeit des Urteils den Kunstschöpfungen Berufener gegenüber und dann verbildeter Geschmack. Man glaube nicht, daß alle diese Mädchen, welche Klavier, Geige, Violoncell spielen und den Generalbaß lernen, oder malen und Thon kneten, es „nötig haben“. Der größere Teil treibt damit nur ästhetisch aufgeputzten Müßiggang und genügt bloß einem Kitzel der Eitelkeit; wenige behalten das bescheidene Gefühl, daß ihre Hervorbringungen sehr fraglichen Wert besitzen. Auch diese Art von Vielgeschäftigkeit mit ihrem Gefolge von Konzertlaufen und Galeriewettrennen schädigt in den gebildeten Ständen sehr oft die Gesundheit des weiblichen Geschlechts. So entwickeln sich jene in Berlin sehr häufigen Gestalten mit der Schlankheit einer Wespe, mit dem platten Oberkörper und den schmalen Gesichtchen. Hier wäre ein Umschwung sehr zuträglich.

In den höchsten Kreisen und in den reichsten Familien überwiegt die häusliche Erziehung. Das Senden in ausländische Pensionate ist nicht Mode; wenn die Mädchen aus dem Hause müssen, so kommen sie in deutsche Anstalten, wie etwa in die Charlottenburger Anstalt, die auch von Töchtern des Landadels ziemlich stark besucht ist. Die Französin ist etwas zurückgedrängt, die englische Miß wurde in den letzten Jahrzehnten sehr bevorzugt. Im allgemeinen ist die Erziehung der Töchter des reichern Adels eine weniger wissenschaftliche, aber mehr natürliche. Man pflegt den Körper meist viel mehr als in andern Ständen. Und das ist gewiß nicht ein Nachteil.

Elfter Brief.

Eine klare Vorstellung des Lebens der kleinen Leute ist nicht leicht zu gewinnen. — Die Frau des Handwerkers. — Ausstattung. — Wohnung. — Die Thätigkeit der „Meisterin“. — Gute Seiten der Berlinerin dieser Stände. — Geistige Bedürfnisse. — Radikale Frauen unter den Kleinbürgern.

Dem Angehörigen der höheren Stände ist es sehr erschwert, sich von dem Leben der kleinen Handwerker und der Arbeiter eine der Wahrheit entsprechende Vorstellung zu erwerben. Teilnahme an den Bestrebungen gewisser Vereine gewährt wohl kurze Blicke in das Leben der verarmten Mitglieder dieser Kreise, aber das vermittelt noch nicht genügend die Erkenntnis der Zustände. Für diese fehlt uns oft jeder Maßstab. Was uns als Freude oder Vergnügen gilt, davon wissen die Leute oft nichts, während wir denken, daß es ihnen fehle; Dinge, welche uns wertlos scheinen, sind für sie von Wert; andere Kleinigkeiten, die wir nicht beachten, erregen hier Leid, und vieles, was uns Kämpfe und Schmerzen verursacht, wird von ihnen belacht. Aber das sind nicht die einzigen Fehlerquellen bei der Beobachtung. Der Hauptgrund für falsche Wahrnehmungen liegt darin, daß diese Kreise sich uns selten so zeigen, wie sie sind. Wir kommen zum kleinen

Handwerker meist nur als Besteller — dieser Verkehr gewährt selten tiefere Einblicke, oder als Mitglieder eines Vereins, als Beamte u. s. w. Auch in diesem Falle lassen sich die Leute nicht gehen.

Noch schlimmer ist's bestellt, wenn man das Leben der Arbeiter beobachten will. Diese treten dem Beobachter, wenn er in seiner Erscheinung zu den „Bourgeois“ zu gehören scheint, mit offenem Mißtrauen entgegen, und zwar alle: Männer, Weiber und selbst Kinder. Man muß, wie der Russe sagt, „ins Volk gehen“, wenn man das häusliche Leben dieser Schichten, das Wirken der Frau kennen lernen will.

Je gedrückter sich die Lage des kleinen Handwerkers gestaltet, desto schwerer wird das Los des Weibes. Viele der Frauen haben früher als Dienstboten gedient; viel seltener sind sie in Fabriken thätig gewesen. Nach zehn-, ja zwanzigjähriger Dienstzeit treten sie mit einer kleinen ersparten Summe in die Ehe; manche hat sich sogar inzwischen eine Art von Ausstattung an Wäsche, Geschirr und einigen Möbelstücken angeschafft, immer mit dem Gedanken an irgend einen Mann. Sie hat zwar gewiß an dem Schicksal mancher verehelichten Freundin gesehen, daß die Bündnisse Ursache schweren Elends werden können. Aber es lebt in ihr der Drang, für sich selber zu wirtschaften, nicht immer nur für andere.

Der Erkorene ihres Herzens — oder ihres Verstandes — besitzt vielleicht auch ein bescheidenes Sümmchen. Nach langen Berechnungen glaubt das Paar, für den Anfang versorgt zu sein. Wenn das Mädchen einige Jahre in einer besser gestellten Familie zur Zufriedenheit

gedient hat, so kommt es auch heute noch in Berlin vor, daß man ihr irgendwie eine Beihilfe zur Begründung des Hausstandes gewährt. Dafür wird die Herrschaft dann zur Hochzeit eingeladen. Diese Kreise begnügen sich mit der bürgerlichen Eheschließung nur in sehr seltenen Fällen; wollte es auch der Mann, so doch nicht die Braut, die zumeist vom Lande stammt und den Segen der Kirche nicht entbehren will.

Die Wohnungsfrage macht nicht geringe Schwierigkeiten. Unbedingt nötig sind Werkstätte, sodann Wohn- und Schlafzimmer in Einem, Küche und vielleicht eine Kammer. Die Notwendigkeit, zu sparen, weist auf die billigern Stadtgegenden, auf Keller- und Hofwohnungen hin; allzu hoch oben darf das Heim nicht liegen, weil es sonst für die Kunden zu unbequem wäre. Eine solche Wohnung, im übrigen jeder Bequemlichkeit entbehrend, kostet zwischen 300 bis 420 Mark, die je nach der Vereinbarung in Vierteljahrs- oder Monatsteilbeträgen im voraus zu entrichten sind.

Die Möbel — allzu viele sind es nicht — lassen sich ziemlich leicht auf den „Leihvertrag“ hin beschaffen. Die Sachen bleiben dann Eigentum des Händlers so lange, bis die letzte Monats- oder Wochenzahlung geleistet ist.

Trotz aller zum Teil sehr berechtigten Klagen hat das kleine Handwerk noch immer nährenden Boden. Ist der Mann fleißig und mäßig, weiß das Weib zu sparen, so kommen sie durch. Aber selbst dann liegt auf dem Weibe eine Menge von Arbeit. Sie muß alles herbeischaffen und in Ordnung halten, muß die Kunst üben,

mit dem bescheidensten Tagegeld von 1 Mark bis 1.50 alle Mahlzeiten zu bestreiten. Wenn Kinder sich einfinden, genügt der Betrag natürlich nicht, oder nur unter dem eisernen Zwange der Notwendigkeit. Die Mutter hat dann neben dem Haushalt die Kinder zu besorgen, so lange diese die Hilfe nötig haben. Wenn sie sich bewegen können, läßt man ihnen Freiheit, und so krabbeln die kleinen Geschöpfe in den meist sonnenlosen und luftarmen Höfen umher, freuen sich aber dennoch ihres Lebens.

Der Kinderreichtum ist meist nicht gering, aber er nimmt nach meinen Beobachtungen entschieden etwas ab. Gewisse Lehren der Malthusianer haben heute ihren Weg schon zu den kleinen Leuten Berlins gefunden und wir steuern langsam dem „Zweikindersystem" zu. Das nebenbei.

Nur eine Frau kann sich eine klare Vorstellung davon machen, was es heißt, mit den zwei Armen alles selbst zu besorgen: kochen, scheuern, flicken, nähen, Kinder warten, waschen und Einkäufe machen. Daneben macht die Meisterin auch oft noch Ausgänge zu den Kunden oder besorgt den Ankauf der Rohstoffe. Von einer Rast am Tage ist keine Rede, dem Lärm der Werkstatt ist nicht zu entkommen, denn die Räume sind dicht beisammen, und im Winter vermehrt ihn die Kinderschar, weil sie weniger hinaus kann. Und so spinnt sich das Leben Jahr für Jahr ab, und nur die sommerlichen Sonntage bieten zuweilen Abwechslung. Und trotz alledem: wirklich verbitterten Weibern begegnet man nicht oft. Sie haben wenig Zeit, sich der Unzufriedenheit hinzugeben; ist die Laune schlecht, dann zanken sie mit dem Manne,

hauen die Kinder und werden so wieder die Mißstimmung los.

Bessern sich die Verhältnisse auch nur langsam und kehrt bescheidener Wohlstand ein, so freuen sich Menschen dieser Kreise viel lebhafter und natürlicher auch über den kleinen Erfolg.

Am reichsten entfaltet die Berlinerin dieser Schichten ihre Tugenden dort, wo die kleinen Leute dichter zusammenwohnen. In den vornehmen Vierteln findet man auch kleine Handwerker — besonders häufig als Thürhüter, wo sie dann die Wohnung sehr billig, zuweilen umsonst erhalten, dafür aber Flure, Treppen und den Hofraum rein halten müssen, vielleicht auch die Mieten einziehen. Aber hier wohnen sie nur eingesprengt in andere Schichten. Gewiß bringt das Zusammenwohnen in Miethäusern der Vorstädte manches Üble mit sich. Die Männer kommen meist gut miteinander aus, die Weiber vertragen sich minder leicht. Oft hat der Hausverwalter Mühe genug, Ordnung zu schaffen, wenn der Friede gestört worden ist.

Tritt aber Not in einer der kleinen Familien ein, wird eine der Frauen krank, so offenbart sich das Gute in oft wahrhaft rührender Weise. Die noch so beschäftigten Nachbarinnen finden dann stets Zeit, sich hilfreich zu erweisen durch That und Wort. Und ist der Ausdruck des Mitgefühls auch oft ungeschickt, dieses selbst entspringt dem tiefsten Herzen.

Gutmütig ist die Berlinerin an sich, hier vielleicht noch mehr, weil sie das Elend oft selbst auskosten mußte. Gehen die Geschäfte schlecht oder wird der Mann zum

Trinker, dann beginnt für das Weib dieser Schicht ein Martyrium ohne gleichen — dann aber wird oft eine sittliche Kraft und Größe entfaltet, daß man vor einem solchen Weibe mit Ehrfurcht den Hut ziehen möchte wie vor einer Fürstin.

Sie waschen für andere, plätten, suchen Aufwartestellen und sind meistens unermüdlich thätig. Wenn sie in einem Hause den Tag über arbeiten und dort die Mahlzeiten erhalten, so beschränken sie ihre Eßlust, um den Rest in Töpfen heim bringen zu können. Zuweilen kommt es wohl auch vor, daß die Wäscherin oder Aufwartefrau riesige Anforderungen auf Ernährung stellt. Man könnte sich nicht erklären, wohin die belegten Schnitten verschwinden, wenn man nicht in der Waschküche oder im Hausflur einige Kinder entdeckte, die vom Überfluß der Mutter mitgefüttert werden. Diese Thatsache ist der sparsamen Hausfrau nicht gerade angenehm, aber zumeist drückt sie das eine Auge zu, besonders wenn die Hilfskraft tüchtig ist.

Die geistigen Bedürfnisse der Frauen dieser Kreise sind naturgemäß nicht groß. Begabungen sind auch hier vorhanden, aber sie wenden sich unter dem Einfluß der Verhältnisse ganz der Gestaltung des Alltaglebens zu. Bücher findet man wenig, leider sind auch die wenigen selten passend. Wohl ist die Bibel noch oft vorhanden, aber neben ihr liegen blaue, grüne oder gelbe Hefte, Lieferungen von jenen „Kolportage-Romanen“, mit denen die kleinen Leute vornehmlich überschwemmt werden. Der „Kolporteur“ gehört in den Vorstadthäusern zu den bekanntesten Gestalten; er weiß zu schwatzen, preist seine

Ware nebst den „Prämien“ mit solcher Begeisterung an, daß der Erfolg selten ausbleibt. Diese Romane selbst sind durch ihre Unwahrheit und Lust am Grauenhaften, zuweilen durch ihre geschlechtliche Unsittlichkeit geradezu Gift für viele Leser, besonders für die halbwüchsige Jugend. Die Hefte wandern oft von einer Familie zur andern; häufig ist jede auf einen andern Roman unterzeichnet und die Hefte werden dann umgetauscht. Für den Preis, den solcher Schund kostet, ließen sich mehrere gute Bücher kaufen, aber diese zu suchen ist den Leuten schwierig, während die schlechten in das Haus gebracht werden. Wohl werden auch „Traktätchen“ so verbreitet, aber der Ton derselben ist leider so wenig volkstümlich gehalten, daß diese erzählenden Schriften oder religiösen Abhandlungen mehr Anlaß zum Spott geben, als Belehrung verbreiten.

Das religiöse Gefühl ist zwar lebendiger als man annimmt. In Vierteln, wo ein Prediger beliebt ist und in echter Teilnahme sich auch um die kleinen Leute bekümmert, dort gewinnt es auch im Leben Ausdruck. Aber leider sind die Gemeinden zu groß und die Priester verstehen oft das Volk nicht, bekümmern sich nicht selten nur aus der Ferne um dessen Leiden und Freuden. Ist's dann ein Wunder, wenn selbst die einfachen Frauen das Religiöse nur mehr als eine Formsache, die Kirche als Einrichtung für die höheren Stände ansehen? Die Zeit, in der die Kinder eingesegnet werden sollen, bringt wohl wieder Beziehungen zur Kirche mit sich, aber eben nur äußerliche. Sehr oft empfinden selbst die Mütter nichts anderes dabei als die unangenehme Verpflichtung, dem

Sohne oder der Tochter ein festliches Kleid zu beschaffen.

Sonstige Einflüsse geistiger Mächte gelangen nicht oft in diese Schichten. Selbst die billigen Theater können nur sehr selten besucht werden, und das, was sie bieten, ist nicht danach angethan, besonders bildend zu wirken. Die Sammlungen von Kunstwerken werden an Sonn- und Festtagen sehr früh geschlossen oder gar nicht geöffnet; an Werktagen haben aber diese Leute keine Zeit.

Es wäre jedoch unrichtig, wollte man die Berlinerin der untern Schichten beschuldigen, daß sie dem Geistigen gegenüber stumpf sei. Sie zeigt sogar sehr lebhaft jene Bewunderung, welche naive Bildungslosigkeit der Bildung entgegenträgt. Den besten Beweis liefert die Thatsache, daß manche Handwerkersfrau ihre Tochter in die höhere Mädchenschule sendet und daß sie und ihr Mann nicht selten schwere Opfer bringen, um einen Sohn studieren zu lassen. Es ist das vielleicht unverständig, aber es geschieht. Ich kannte die Witwe eines Tischlers, welche mit dem Ertrage ihrer Handarbeiten einen Sohn studieren ließ, und eine andere, die noch 1888 mit Wollwaren auf dem Rücken die Vororte Berlins durchzog und mit dem Ertrage ihres Handels ihrem Sohn die Erlangung der ärztlichen Doktorwürde möglich gemacht hat. Wenn so oft Söhne der Handwerker auf die Mittelschulen geschickt werden, so ist in Berlin nach meiner Erfahrung sehr oft die Mutter die Veranlassung dazu.

Bei den häufigen Berührungen, die zwischen den Familien kleiner Handwerker und denen der Fabriksarbeiter stattfinden, haben sich radikale Anschauungen auch

in die erstern verpflanzt. Manche Schusters- oder Schreinersfrau versteht es, über die Verhältnisse zu wettern; sie findet, daß Könige überflüssig seien, daß die Frauen der „Burschoas“ — darunter begreift sie alles, was nicht Handwerker und kleiner Mann ist — sich frevelhaft aufputzen; sie ist imstande, sich mit einigen aufgeschnappten Redensarten als Atheistin zu erklären. Aber solche Erscheinungen sind doch noch ziemlich vereinzelt, während sie in dem Stande der Industriearbeiter es nicht mehr sind.

Zwölfter Brief.

Die Frau in den sozialdemokratischen Kreisen als eine besondere Gattung. — Kinder in der Fabrik. — Zur Erziehung der künftigen Hausfrau geschieht nichts. — Einwirkung der Genossinnen. — Selbstaufopferung. — Wilde Ehen. — Sittliche Anschauungen und die Wohnungsverhältnisse. — Schlafburschentum. — Ehen. — Gute und schlechte Ehen. — Ehescheidungen unter Arbeitern. — Gesunder Sinn vieler Frauen dieser Kreise. — Geistige und religiöse Bedürfnisse.

Wer die Verhältnisse der untern Schichten nur obenhin kennt, ist leicht geneigt, die kleinen Leute als eine unterschiedslose Masse anzusehen. Das ist aber eine irrtümliche Meinung. Ein Teil der Fabriksarbeiter bietet zwar in seinem häuslichen Leben dasselbe Bild wie der kleine Handwerker oder Angestellte. Wo jedoch die sozialdemokratischen Ansichten sich schon tiefer eingefressen haben, dort hat sich auch das Weib zu einem Sonderwesen entwickelt, das für sich betrachtet werden muß, weil es ein Ergebnis ganz bestimmter Verhältnisse und Anschauungen zu werden beginnt oder stellenweise schon ist.

Ich weiß sehr gut, daß unter unsern Berliner Arbeitern sich noch ein gesunder Kern befindet: die Männer tüchtig und pflichtgetreu, die Frauen unermüdlich und

auf alle Weise besorgt, ihre Kinder nach Kräften gut zu erziehen. Aber die sozialdemokratischen Anschauungen haben das Familienleben schon an vielen Stellen unterwühlt, ja, vernichtet. Auch die folgenden Zeilen, durchaus der Erfahrung entnommen, wollen nicht anklagen, sondern nur sachlich schildern.

Die Töchter der Fabriksarbeiter besuchen natürlich auch die Volksschulen. Sehr oft empfindet es die Mutter als eine Last, denn das Mädchen könnte, falls es kräftig ist, schon zum Verdienen herangezogen werden. Manche Mutter ist vernünftig; sie kennt das Leben in den Fabriken und weiß, daß ihr Kind auch in solchen Betrieben, wo Männer nur in geringer Zahl beschäftigt sind, in wenigen Jahren sittlich verdorben sein wird. Sie zieht es vor, ihre Tochter zur Aushilfe oder zur Beaufsichtigung von kleinen Kindern in Dienst gehen zu lassen, sobald die Schulzeit abgeschlossen ist. Beträgt der Lohn auch nicht viel — anfangs etwa 72—81 Mark jährlich —, so hat das Mädchen doch Kost und Schlafstelle und ist zumeist auch vor sittlichen Gefahren geschützt.

Aber in der Mehrzahl der Fälle geht es anders: das Mädchen soll für das Elternhaus mitverdienen helfen und wird deshalb so früh, als eben angeht, in die Fabrik geschickt.

Schon das Leben in der Kindheit hat es wenig von dem gelehrt, was die künftige Hausfrau bedarf. Die Mutter ist in vielen Fällen auch Fabriksmädchen gewesen und hat die Wirtschaft mit Ach und Krach geführt. Nicht selten geht sie selbst auch auf Arbeit und bekümmert sich um die Wirtschaft nur in den Freistunden. Es giebt

wohl Arbeiterfrauen, die ihre kleine Wohnung peinlich sauber halten, aber die meisten können es beim besten Willen nicht. Wenn in einem Zimmer, einer Kammer und einer kleinen Küche Mann, Weib, drei und mehr Kinder und vielleicht auch noch ein Schlafbursche wohnen, ist es schwer, alles stets in sauberm Stande zu erhalten; eine größere Wohnung kann aber der Arbeiter, der im Durchschnitt 72—108 Mark monatlich verdient, nicht mieten. Kostet doch schon die kleine ein Viertel, ja selbst ein Drittel des gesamten Verdienstes.

Sollen die Kleider der Familienmitglieder in Ordnung gehalten, soll jedes Loch stets gestopft oder mit Flicken gedeckt werden, dann muß die Mutter die Nacht zu Hilfe nehmen — war sie aber auch den Tag über auf der Arbeit, dann fehlt ihr oft einfach die Körperkraft zu weitern Leistungen. Als Zukunft ihrer Tochter sieht sie vielleicht das gleiche Los, wozu sollte sie da ihr Kind in dem unterweisen, was zur Führung eines Haushalts nötig ist? Das lernt sich schließlich von selbst — wie sie meint.

So wächst das Kind heran, bis es fabrikreif geworden ist. Es heißt dann früh aufstehen, oft um fünf, wenn die Arbeitsstätte weit entfernt liegt. Die Fabrikgesetzgebung läßt bei Vierzehn- bis Sechzehnjährigen zehn- bis elfstündige Beschäftigung zu; aber es giebt sehr viele Eltern, die nichts dagegen haben, wenn die halbreifen Mädchen noch länger arbeiten, falls sie mehr Lohn nach Hause bringen, und außerdem werden trotz aller Gesetze und Fabrikinspektoren Kinder recht oft länger beschäftigt.

Die in den Ruhepausen geführten Gespräche sind wenig bildend. — Falls das Mädchen bis zu seinem Eintritt noch unschuldig geblieben sein sollte, hier verliert es die innere Reinheit meist sehr bald und lernt Verhältnisse und Dinge kennen, von denen das Kind auch eines kleinen selbständigen Handwerkers nichts erfährt. Die ältern Genossinnen haben gewöhnlich schon sehr früh Beziehungen zu Männern und sprechen darüber nicht selten mit cynischer Offenheit. So werden Neugier und Genußsucht geweckt neben der Eitelkeit, der das Weib in allen Ständen leicht zugänglich ist.

Anfangs giebt das Mädchen den Lohn vielleicht vollständig zum gemeinsamen Haushalt ab, falls ihn die Mutter, was heute nicht mehr oft geschieht, nicht selbst am Zahltage in Empfang nimmt. Die ursprüngliche Weibernatur zeigt sich oft auch hier, indem Mädchen sich für das Haus opfern und oft noch die karge Freizeit zu Nebenarbeiten benutzen, für die jüngern Geschwister thätig sind oder sich durch Nähen noch etwas zu verdienen suchen. Ein solches Mädchen, Tochter eines Schlossers, der bei Borsig arbeitete, hat nach zehnstündiger Fabrikarbeit Jahre lang noch bis in die Nacht Kinderkleidchen genäht, um einem jüngern Bruder den Besuch der Kunstgewerbeschule zu ermöglichen.

Aber das sind leider Ausnahmen. Denn die Verführung ist zu groß und der Einfluß der Genossinnen selten ein guter. Wird das Mädchen größer, so will es den Verdienst für sich haben. Aber nicht um zu sparen. Die Putzsucht ist auch in diese Kreise schon längst eingedrungen und die schwer verdienten Markstücke werden

für Stöckelschuhe, bunte Schleifen und andere Kleidungsstücke oder für süßes Naschwerk verschlendert.

Natürlich heiraten manche einen fleißigen Arbeiter und werden gute Frauen und Mütter. Aber immer mehr greifen die wilden Ehen um sich — oft unter den Augen der Eltern. Das geschieht nicht nur unter dem Zwange der Verhältnisse, welche die Gründung eines Haushalts erschweren, sondern sehr oft unter Einwirkung gewisser Anschauungen über die Ehe, die unter den jüngern sozialdemokratischen Arbeitern üppig wuchern. Oft zieht das Mädchen zu seinem „Bräutigam", „sie geht mit ihm", wie man sagt, in eine dürftig eingerichtete Kammer. Tagsüber sind beide in der Fabrik, abends und an freien Tagen leben sie zusammen. Die Folgen bleiben nicht aus; vielleicht weckt die Mutterwürde alle guten Eigenschaften, und es kommt zur bürgerlichen Eheschließung und zu einem geregelten Leben — oder die „Engelmacherinnen" erhalten ein neues Opfer. Selten dauern solche wilden Ehen länger als ein oder zwei Jahre, dann geht das Paar auseinander. Oft genug fällt sie der Prostitution anheim, und es geschieht dann häufig, daß der einstige „Bräutigam" zum Zuhälter hinabsinkt. In öffentlichen Versammlungen hört man gar oft, wie die „Besitzenden" als Moloch hingestellt werden, dem die „Unschuld der Mädchen des Proletariats" geopfert wird. Das ist eine rednerische Wendung, der in der Wirklichkeit nur seltene Fälle entsprechen. Die ersten Verführer der Mädchen dieser Kreise sind in der erdrückenden Mehrzahl Angehörige des eigenen Standes; nicht selten — leider! — sind schon Mädchen von elf und zwölf Jahren nicht mehr jung-

fräulich. Eine der entsetzlichsten Folgen der Wohnungsverhältnisse.

Die Anschauungen über Sittlichkeit sind in diesen Kreisen meist sehr locker. Aber das kann uns nicht Wunder nehmen, denn es geht vor allem aus den Wohnungsverhältnissen mit eiserner Notwendigkeit hervor. Einen Hauptschaden bildet das Schlafburschentum. Um einen Teil des Wohnungsgeldes einzubringen, werden Schlafstellen an Arbeiter — aber auch an Arbeiterinnen — vermietet. Der Preis derselben schwankt zwischen 0.75 Pfg. bis 1.25, selten darüber für die Woche. In der Küche oder in der Kammer ist dann ein schmales Lager aufgeschlagen, zuweilen sogar zwei, oder es werden nur abends Strohsäcke mit Leinen und einer Decke hingelegt. Am Morgen reinigen sich dann sehr oft die Männer zu gleicher Zeit mit den reifenden oder erwachsenen Mädchen in demselben Raum, im Sommer vielleicht in dem schmalen Gange zwischen zwei solcher Wohnungen, und es werden Gespräche geführt, die nicht für keusche Ohren berechnet sind. Viele Eltern empfinden, selbst wenn der Mann noch so umstürzlerisch denkt, es als eine Schmach, wenn die Tochter fällt, viele aber zucken die Achseln darüber. „Davon stirbt man nicht." Man kann die Erwachsenen in Gegenwart von Kindern über alle solche Verhältnisse mit der größten Unbefangenheit sprechen hören — oft genug mischt sich die Zote als Würze ein. Es ist nur natürlich, wenn oft Mädchen von zehn bis zwölf Jahren Dinge wissen, die eine durch die Verhältnisse der bessern Stände beschützte Frau überhaupt niemals erfährt.

Wenn nun ein solches Mädchen eine Ehe eingeht — es geschieht gewöhnlich nur vor dem Standesbeamten — dann liegen die Angelegenheiten selten genug so, daß sie das Glück des Bundes verbürgen. Vor allem ist eines fast unbedingt sicher: wenn auch das Weib fortfährt, Fabrikarbeiterin zu bleiben, so kommt es niemals zu einem halbwegs geregelten Haushalt. Die kleine Wohnung ist kaum mehr als Schlafstelle. Und wenn auch anfangs die bei einem kleineren Möbelhändler entnommenen Geräte gut aussehen, lange dauert es nicht. Die Frau versteht nicht recht, den kleinen Besitz zu erhalten, sie hat es nie gelernt, das bescheidene Nest freundlich zu machen durch Kleinigkeiten. Wenn der Mann die Abende noch zu Hause zubringt, dann kann sich ja allmählich häuslicher Sinn entwickeln. Aber gar oft hält er es nicht lange aus, beginnt wieder Kneipen und Versammlungen zu besuchen. Das ist zumeist der Anfang vom Ende. Man könnte, wenn nicht eine Störung des Betriebs die Einnahmen schmälert oder gar raubt, bei geordneter Wirtschaft in bescheidener Sorglosigkeit leben. Aber dann muß der Mann auf die tägliche Kneipe verzichten, darf nicht sich an allen „Radauversammlungen" beteiligen und ebenso muß die Frau sparsam sein. Sonst kommt es leicht zur Not; man beginnt mehr auf Borg zu nehmen, als man am Samstag bezahlen kann; der Mann giebt immer um so weniger für das Haus, je mehr er für die Kneipe verbraucht.

Ist aber gar erst einmal der Alkoholteufel eingezogen, dann geht es mit allem rasch abwärts. Manches Weib nimmt die Sache wohl leicht und leichtsinnig. Viele andere aber entfalten in diesem Elend oft bewunderungs-

würdigen Mut und harren bei dem Mann aus, auch wenn er schon verlumpt ist und sie unter den Ausbrüchen seiner Roheit zu leiden haben. Im allgemeinen erweist sich das Weib in diesen Verhältnissen als der sittlich stärkere Teil; es hat trotz der schädigenden Einwirkungen der Kindheit und Jugend mehr natürliches Pflichtgefühl. Die Anträge auf Ehescheidung, so weit sie aus diesen Kreisen stammen, zeigen in der Mehrzahl den Mann als schuldigen Teil. Vorenthaltung des Haushaltsgeldes, böswilliges Verlassen und Mißhandlungen sind die Hauptursachen der Scheidungsanträge. Nur in etwa einem Zehntel der Fälle reichen die Ehemänner die Klage ein.

In den hauptsächlich von Arbeitern bewohnten Häusern bilden solche Ehezwiste den Gegenstand allgemeiner Teilnahme. Mögen die einzelnen Frauen sich auch sonst nicht zum besten vertragen, dann treten sie einig für die geplagte Geschlechtsgenossin ein. Aber auch die Männer stellen sich dann zumeist auf die Seite des Weibes. Sie müßten blind sein, wenn die Erfahrung sie nicht lehrte, wie schwer oft das Schicksal eines solchen Weibes ist, das von der Ehe kaum etwas anderes als die Schattenseiten kennen lernt. Woche für Woche hat sie Kämpfe durchzumachen, um nur das nötigste Haushaltsgeld dem Mann abzuringen. Sie stellt sich am Zahltage vielleicht an den Ausgang der Fabrik, um dem Gatten aufzulauern; sie weiß, daß, wenn sie nicht durch Bitten, Drohen oder Schimpfen einige Thaler des Lohnes herauspreßt, er den Ertrag den Sonntag und oft auch den Montag über in der unsinnigsten Weise vergeudet. Es reicht notdürftig für Bezahlung der in der Woche

auf Borg entlehnten Waren, aber wenigstens kann sie mit den Kindern wieder eine Woche auf Borg leben — elend, aber doch leben. Diese Weiber ertragen ja viel, sie sind nicht empfindlich und wehren sich auch, aber es gehört übermenschliche Kraft dazu, diesen Kampf allzulange zu ertragen. Nicht selten bessert sich dann die Lage nach der Scheidung, und manche Frau bringt sich und die Kinder redlich durch, oft aber verkommt sie mit den Sprossen in Not und Elend, oder sie wirft sich, wenn es noch geht, dem Laster in die Arme und geht schließlich doch zugrunde.

Aber man findet doch auch manchen in seiner Art musterhaften Haushalt. Mag die Frau auch von sozialdemokratischen Phrasen angekränkelt sein, so ist das mehr Mund- als Geisteskrankheit. Ihr natürlicher Verstand und Sparsinn sagen ihr, daß es mit der „Verteilung der Güter“ noch seine guten Wege habe. Sie hat zu oft auch das Wort gehört: „Du meenst wohl, du brauchst nur Teller zu sagen, dann haste (hast du) Kuchen?“ Und so regt sie von früh bis spät die Hände und macht trotz der bescheidenen Einnahme „Schwenzelpfennige“ — Ersparnisse vom Haushaltsgeld —, welche sie „auf die hohe Kante legt“. Und so schlagen sich die Leute durch mit gutem Berliner Humor, zufrieden mit bescheidenen Freuden: „Herrjott, sind wir verjnügt und haben't jar nicht nötig.“

Die natürlichen Anlagen der Berlinerin zeigen sich auch bei den Frauen dieses Standes. Man erstaunt oft über die gesunden Ansichten, über viele Lebensverhältnisse, über die eigenartige, treffende Ausdrucksweise, besonders

wenn die Frauen „Entre nanu“ sind. Deshalb beurteilen sie oft das Gerede der Männer sehr treffend, schelten über die „freie Liebe“ und die Staatserziehung der Kinder; gegen beide Ideale der Sozialdemokratie wehrt sich das Weiberherz, wenn es noch natürlich empfindet. Vielleicht sagt auch mancher dieser Frauen der Verstand, daß trotz aller schönen Worte das Weib unter einer Herrschaft der Sozialdemokratie so zur Magd hinabgedrückt würde, wie sie es nie war und nirgendwo ist. — Die geistigen Bedürfnisse sind nicht groß. Neben einer sozialdemokratischen Zeitung, die oft von einem halben Dutzend Familien zusammen gehalten wird, sind nur noch jene elenden Lieferungsromane zu finden. Wenn darin die obern Stände als schlecht, die untern als edel dargestellt werden, dann ist man befriedigt. Aber seltsamerweise erregt es ebensolches Entzücken, wenn ein Mädchen aus dem Arbeiterstande schließlich einen reichen Bankier oder gar einen Grafen heiratet. Die Romantik liegt eben im weiblichen Herzen.

Sehr zu beklagen ist die weitverbreitete Gleichgültigkeit gegen alles religiöse Leben. Das ewige Geschimpfe der Männer gegen die „Pfaffen“ und der rohe Atheismus, der im Gefolge der sozialdemokratischen Lehren sich breit macht, sind nicht ohne Einfluß geblieben. Damit mußte sich die Verrohung der Gemüter verbreiten. Aber im Weibe wehrt sich doch sehr oft das Innerste gegen diese gänzliche Gottentfremdung. Und so kommt es doch oft genug vor, daß der Mann den „Freigeist“ herausbeißt, d. h. einige aufgeschnappte Redensarten im Munde führt, während die Frau in ihrer Art noch Religion

bewahrt und bethätigt. Wo das aber nicht mehr der Fall ist, dort offenbart sich nicht selten erschreckende Verwahrlosung des Gemüts, die bei einem weiblichen Wesen doppelt abstoßend wirkt. Sehr oft mögen der Kampf ums Leben und die Not schon frühzeitig den Glauben an das Höhere schwächen. Das andere thun dann die Phrasen der Männer, aufgeschnappte Sätze aus verschiedenen Büchern und Flugschriften, in denen die „neue Botschaft des Heils" gepredigt wird.

Im Laufe des Jahres 1890 ist die atheistische Strömung stärker hervorgetreten und in öffentlichen Versammlungen haben oft auch Frauen das Wort ergriffen. Jeden Menschen von fühlendem Herzen mußte ein Gefühl des Mitleids ergreifen, wenn er das verstandlose Geschimpfe anhörte, wenn er dann sah, wie junge Burschen und Mädchen jedem Spottwort über Gott und Religion mit Gelächter und Beifall zustimmten.

Auf die inneren Wurzeln dieser ganzen Bewegung werde ich noch eingehend zu sprechen kommen.

Jedenfalls irren alle, die über derartige Erscheinungen noch mit Behagen witzeln können. Wenn auch diejenigen Arbeiterfrauen und Fabriksmädchen, die wöchentlich einige Abende bis Mitternacht und länger solchen Versammlungen beiwohnen, an Zahl nicht groß sind, so verbreiten sie doch das Gift der Gemütsverarmung stetig weiter. Andrerseits hat es seinen Nutzen, daß nur durch die Öffentlichkeit dieser Verhandlungen auch weitere Kreise mehr davon erfahren, wie ein Teil der sozialdemokratischen Kreise denkt und fühlt.

Dreizehnter Brief.

Die Frau im gebildeten Mittelstande. — Ihre Arbeitsamkeit. — Einfachheit des Lebens. — „Verschämte Arbeit" und deren Ertrag. — „Taschengeld". — Das ältere und das jüngere Geschlecht. — Größerer Luxus im mittlern Kaufmannsstande. — Sittliche Lebensführung. — Religiöse Stimmungen. — Wohlthätigkeit und Heldinnen der „Charitas".

Der gebildete Mittelstand hat im allgemeinen mehr mit dem Leben zu kämpfen als der kleine Handwerker. Meist sind die Mitglieder von Kindheit auf an ein besseres Leben gewöhnt und haben geistige und leibliche Bedürfnisse, deren sie sich nicht leicht entschlagen. Je nachdem sie einem bestimmten Verbande angehören, wird von ihnen Teilnahme am geselligen Leben desselben gefordert, die stets Ausgaben mit sich bringt. Die Sorge, die Kinder auf gleicher Stufe zu erhalten, verteuert die Erziehung. Ich habe hier jene Beamten, Lehrer, Offiziere, mittlere Kaufleute u. s. w. im Auge, deren Einkommen sich etwa zwischen 3000—6000 Mark bewegt.

In diesen Kreisen wird von der Frau viel verlangt, wenn die Verhältnisse geordnete bleiben sollen. Natürlich fehlt es nicht an solchen Frauen, die nicht die geringsten

Anlagen zur Haushälterin besitzen, und verschuldete Familien giebt es auch hier. Im allgemeinen aber entfalten die Frauen ungewöhnliche Tüchtigkeit, sind wirtschaftlich in jeder Beziehung und greifen tüchtig ein, streben auch, die Töchter zu guten Hausfrauen zu machen.

Die Berlinerinnen dieser Kreise zeichnen sich zumeist durch nimmermüde Arbeitsamkeit aus. Sie holen allein oder mit dem „Mädchen für alles" die nötigen Lebensmittel ein — mit Vorliebe, seit die Markthallen bestehen, gegen Abend, wo Fleisch, Gemüse u. s. w. billiger als am Vormittag sind —; sie greifen in der Küche zu, nähen die Kleider für die weiblichen Mitglieder im Hause mit Hilfe derselben, putzen die Hüte und machen aus wenigem viel. Der Ankauf eines Mantels oder eines bessern Kleides aus einem Geschäft ist ein Ereignis, das zuerst mit dem Vater eingehend besprochen wird, und wenn dieser unter Seufzern und Gebrumm das Geld herausgegeben hat, noch eingehender im weiblichen Staatsrat des Hauses. Die Kleider vererben sich von Mutter auf Tochter, vom Vater auf den Sohn; des erstern alter Überrock muß den „neuen" des hoffnungsvollen Sprößlings abgeben, nachdem er vielleicht bei Spindler gefärbt und von einem kleinen Schneider gekürzt worden ist. Die Mahlzeiten sind zumeist, selbst bei höhern Beamten und Offizieren, für gewöhnlich sehr einfach. Man könnte vielleicht sogar sagen, daß die Berliner Familien dieser Kreise sich nicht immer ausreichend nähren, wenn sie sich auch satt machen. Die Wohnung, Kleidung, Schulgelder, das „standesgemäße" Auftreten verschlingen so viel, daß der für die Ernährung bestimmte Teil der Einnahmen über

Gebühr geschmälert wird. Sind mehrere Töchter da, die man vielleicht einmal oder zweimal im Winter auf einen Ball führt, dann muß diese Ausgabe an den Mahlzeiten eingebracht werden.

Zu den besten Hausfrauen gehören oft die Gattinnen der Offiziere. Wenn die Frau so gut wie kein Vermögen besitzt und der Hauptmann 1. Klasse noch nicht erreicht ist, so ist es wahrhaftig keine Kleinigkeit, in Berlin durchzukommen. Das „Standesgemäße" herrscht in diesen Kreisen viel unbarmherziger als anderswo. Außen ist alles sehr anständig, vielleicht sogar „elegant"; wenn die Familie jedoch für sich ist, dann begnügt sie sich mit dem Einfachsten, um ehrlich durchzukommen. In der neuesten Zeit bereitet sich darin eine Wandlung vor, insofern man in Militärkreisen die Geselligkeit, was deren Kosten betrifft, zu vereinfachen strebt. Es ist sehr wünschenswert, daß dieses Streben ein dauerndes bleibe. In der Kleidung sind die Offiziersfrauen und Töchter, selbst die wohlhabenden, meist sehr einfach und unauffällig, wenn sie auf der Straße erscheinen. Schlichte Farben verlangt heute schon die in besseren Kreisen übliche Sitte.

Es giebt in Berlin eine große Menge von Geschäften für Wäsche-Ausstattungen und ähnliches, die neben den eigentlichen Arbeiterinnen eine Anzahl von „Damen" beschäftigen. Eines der ersten derselben, in einer bekannten Straße, giebt die Arbeit an Frauen der besten Stände. Der Besitzer sagte mir, es vergingen kaum ein Tag, wo sich ihm nicht solche anböten, sowohl aus Berlin wie aus der Provinz. Gewisse kunstvolle Arbeiten werden auch gut bezahlt, aber sie sind natürlich selten zu vergeben;

die andern dagegen bringen, da nur freie Stunden für die Ausführung benutzt werden, 30 Pfennige bis höchstens 1 Mark täglich ein.

In einer sehr gebildeten Familie arbeiten die Mutter und drei Töchter fast in der ganzen Freizeit gestickte Einsätze. Der Ertrag eines halben Jahres belief sich auf 192 Mark 60 Pfennige. Von diesem Gelde bestreitet die Frau die Ausgaben für Kleider, Schuhe und Handschuhe. Anderswo aber wird das so gewonnene Taschengeld für überflüssigen Putz und für Näschereien verschwendet — und die Einnahmen der armen Näherinnen werden durch diesen Wettbewerb vermindert.

In andern Familien werden Porzellangefäße, Thonkrüge bemalt, Neujahrs- und andere Karten entworfen, Makartsträuße gebunden — oder man versucht es mit der Litteratur. Jeder Herausgeber eines Blattes kann die Thatsache bestätigen, daß ihm jährlich Dutzende von Frauen und Mädchen mit unbrauchbaren Erstlingsversuchen kommen. Die Meisten sagen dann: „Ich bin mit einem kleinen Honorar zufrieden, denn ich möchte mir nur ein Taschengeld verdienen."

Wird das ehrlich Erworbene für nötige Ausgaben verwandt, dann läßt sich gegen diese „verschämte" Arbeit nichts einwenden. Aber nur zu oft arbeiten die Mädchen aus Eitelkeit, um den Verdienst für irgend ein teures Kleidungsstück hinauszuwerfen. Solche junge Damen wären unglücklich, wenn ihr Kreis es durch Zufall erführe, daß sie um Geld thätig, sind und manche blickt mit Hochmut auf jene Geschlechtsgenossinnen hinunter, die ihren ganzen Lebensunterhalt durch bezahlte Arbeit

bestreitet. Doch das ist keine Berliner Eigentümlichkeit — diese Erscheinung findet sich überall.

Im allgemeinen aber bietet das Familienleben dieser Kreise ein erfreuliches Bild. Die Frauen sind viel einfacher und anspruchsloser als die derselben Schichten in andern Großstädten. Tüchtig ist besonders das ältere Geschlecht. Es hat zwar nicht so viel durcheinander gelernt wie das jüngste, aber eben deshalb ist es zumeist frischer, natürlicher, mehr weiblich und dabei zugleich geistig regsamer. Wohl fehlt es nicht an Frauen, deren Bildung, oft genug schon verspottet, aus „schnodderigen" Redensarten besteht, in denen sich die Schattenseite des Berliner Wesens offenbart. Das ist aber nicht die Regel. Bei den ältern Frauen findet man noch Bildungsüberlieferungen, die zuweilen bis in die späte Romantik und in die Zeit vor 1848 zurückreichen. Es liegt teils Empfindsamkeit, teils ein Anflug von Freigeisterei in dieser Art, daneben aber starker häuslicher Sinn, naive Freude am Schönen und die Begabung für heitere Geselligkeit im kleinern Kreise. Das jüngste Geschlecht besitzt diese Eigenschaft in geringerm Maße oder oft gar nicht. Es ist hausflüchtig geworden, liebt vielmehr den Schein, die lärmenden Vergnügungen und sucht mehr durch scheinbare Vielseitigkeit der Bildung zu blenden, als durch weibliches Wesen zu leuchten und zu erwärmen. Aber oft hat es auch den berechtigten Drang, sich selbständiger zu entwickeln, um nicht auf den „Mann" Jagd machen zu müssen.

Viel mehr Luxus als bei Beamten, Lehrern, Offizieren u. s. w. herrscht im mittleren Kaufmannsstande.

Der Zeitgeist hat es bewirkt, daß gar viele glauben, ihr „Kredit" gewinne durch die Kleider der Frau und einen gewissen Reichtum des häuslichen Lebens. Man neigt in diesen Kreisen an sich zu einer materialistischen Auffassung des Lebens, was indessen überall der Fall ist, wo das Geldverdienen das höchste Ziel der Thätigkeit bildet. Es giebt zwar auch hier Familien, in welchen ungewöhnlich viel geistiges Leben zu finden ist; immerhin sind es nur Ausnahmen. Die Frauen dieses Standes könnten von den Pariser Mitschwestern der gleichen Kreise manches lernen. Dort ist die Frau zumeist der gewandte Geschäftsgenosse des Mannes, die Mitbegründerin des Vermögens. Bei uns bringt sie vielleicht Geld in die Ehe, dann aber bekümmert sie sich in den meisten Fällen nicht weiter um die Thätigkeit des Mannes, selbst wenn sie sonst eine gute Hausfrau ist. Streben nach Bildung ist zwar um so mehr vorhanden, je weniger die Eltern in ihrer Jugend davon errungen haben. Aber es bleibt oberflächlich. Man schickt die Mädchen in die höhern Töchterschulen, sonnt sich in ihrem „Wissen", läßt sie Klavier spielen, Sprachen betreiben, aber alles mehr des Scheines wegen als aus tieferer Teilnahme. Nicht selten ist jedoch die Erscheinung, daß unter dem einseitigen Erwerbsgeist, der das Leben der Familie bestimmt, ein Kind, Knabe oder Mädchen, um so entschiedener nach der geistigen Seite sich entwickelt und brennenden Haß oder doch tiefe Abneigung gegen die nur materialistischen Lebensanschauungen der Umgebung in sich großzieht.

Die sittliche Lebensführung der Frauen der hier behandelten Stände ist im ganzen vortrefflich. Gewiß

geschieht manches, was nicht geschehen sollte. Die Heiligkeit der Ehe hat, das ist leider nicht abzuleugnen, gelitten, mußte besonders dadurch leiden, daß z. B. im Kaufmannsstande — aber auch bei Offizieren — so oft nur Geldrücksichten die Wahl bestimmen und die Bündnisse „durch die Zeitung“ hier immer häufiger werden. Aber noch immer unterliegen Fehltritte der scharfen Verurteilung; man spricht von ihnen nicht mit jenem duldsamen Lächeln, das aus tiefer innerer Entsittlichung hervorgeht. Die Untreue des Weibes ist im Beamtentum, in den Kreisen der Lehrer und Offiziere eine sehr seltene Erscheinung. Ich bin weit davon entfernt, Berlin für eine Stätte unbefleckter Tugend ausgeben zu wollen; es giebt viel sittlichen Schmutz, besonders in einzelnen Schichten der Gesellschaft. Aber im ganzen möchte ich doch behaupten, daß die sittliche Lebensführung der Berlinerin in den Mittelständen eine bessere, reinere sei, als in mancher andern Weltstadt. Die Arbeitsamkeit und der kühlere Sinn der Berlinerin haben mitgeholfen, strengeres Pflichtbewußtsein aufrecht zu erhalten.

Über die religiösen Stimmungen der Frauen dieser Kreise ist es nicht leicht zu sprechen. Auch die Frau ist heute nicht unberührt von den verneinenden Strömungen der Zeit, sie ist wenigstens in vielen Fällen gleichgültiger geworden. Die Bildung, die nur auf Aneignung von Wissensstoff ausgeht, schadet dem Weibe viel mehr als dem Manne. Dieser kann sich durch den Wust von Zeitwahrheiten wieder in sein Gemüt hineinarbeiten; ist aber bei der Frau das Gehirn mit oberflächlichem Wissen vollgepfropft, kann es dem Herzen gefährlich werden. Das

ist gewiß in vielen Tausenden von Fällen geschehen, besonders im jungen Geschlechte. Aber dennoch kann man sagen, daß auch hier das Gemütsbedürfnis ein zu lebhaftes ist, um nicht religiöse Nahrung für sich zu fordern. Mehr als dem Manne gegenüber entscheidet die Persönlichkeit des Priesters. Viele Berliner Pastoren haben unter den Frauen eine begeisterte Gemeinde, deren Feuereifer sogar zuweilen einen leisen Stich in das Komische erhält. Aber diese Einflüsse sind doch zumeist segensreiche. Die Berlinerin ist im allgemeinen gutherzig, und diese Eigenschaft hat sie befähigt zu der lebendigen Teilnahme an unzähligen kirchlichen und nichtkirchlichen Wohlthätigkeitsbestrebungen. Es ist nicht zu leugnen, daß oft auch recht weltliche Beweggründe, Eitelkeit vor allem, mitspielen. Besonders ist das der Fall bei Wohlthätigkeitsverkäufen, die unter dem Schutz irgend einer hohen Frau stehen. Aber daneben ist doch in höherm Maße das weibliche Herz bethätigt. Gar viele opfern Zeit, Kraft und Geld ganz im stillen, arbeiten, ohne sich nennen zu lassen und hervorzudrängen, rein aus religiösem Pflichtgefühl. Dieses Wirken der Frau ist allmählich zu einer Macht in unserm gesellschaftlichen Leben geworden. Man müßte nur wünschen, daß diese Kräfte sich weniger zersplitterten, als es heute leider geschieht. Wie viel des Lächerlichen sich auch bei dieser Wohlthätigkeit zeigen möge, sie bildet doch eine glänzende, eine der schönsten Seiten des Berliner Lebens. Und die Frauen des gebildeten Mittelstandes gehören zu den eifrigsten, thatkräftigsten Helferinnen. Viel mehr noch könnten sie leisten, wenn die Stadt wie der Staat sie in *amtlicher*

Stellung auf diesem Gebiete neben den Männern verwenden wollte.

Welche Opferfähigkeit im Weibe steckt, das können zwei meiner Erfahrung entnommene Beispiele zeigen. Eine gebildete Frau, Witwe mit bescheidenem Einkommen, hat ganz arme Kinder auf der Straße aufgelesen und zu sich genommen. Um sie zu ernähren, beschränkte sie die Nahrung auf Pflanzenkost. Sie unterrichtete die Kleinen, kleidete und beherbergte sie durch Jahre. Eine andere, eine ältere unverheiratete Tochter eines bekannten, jetzt toten Mannes, hat eine noch schwerere Aufgabe auf sich genommen. Sie widmete alle Kraft den gefallenen Geschlechtsgenossinnen. In stürmischen Winternächten ging sie durch die Straßen, und fand sie eine jener Verlorenen, die durch Hunger und Not getrieben umherirrten, so sprach sie dieselben an und bot ihnen ein Unterkommen. Sie hat Spott, Hohn, ja, Thätlichkeiten sich gefallen lassen, ohne zu wanken und zu ermüden. Oft war alles vergebens, nicht selten aber rettete sie eines dieser Geschöpfe wirklich. In diesen beiden Frauen war der christliche Gedanke die treibende Macht. Nur in kleinem Kreise kennt man ihr Wirken; mag der Erfolg auch ein beschränkter sein, die weibliche Liebeskraft, die duldend überwindende, strahlt aus ihrem Thun in himmlischer Klarheit.

Vierzehnter Brief.

Die Freilassung des Weibes. — Die Emanzipation des Fleisches hat wenig Vertreterinnen. — Die Freimachung des weiblichen Geistes und deren große Irrtümer. — Folgen der Verbildung. — Die Berlinerin in der Politik. — Frauen der gebildeten und vornehmen Stände in der Sozialdemokratie. — Beispiele und Erfahrungen.

Je größer die Bevölkerungszahl einer Stadt ist, desto tiefergründig ist der Nährboden, der sich den verschiedenen Zeitgedanken bietet. Jede Strömung im Geistes- und Empfindungsleben findet hier Menschen, die sich von ihr ergreifen lassen und dann ihre Kräfte aufwenden, um Mitkämpfer zu gewinnen.

So haben denn natürlich jene Bestrebungen, die auf die sogenannte „Freilassung des Weibes" hinarbeiten, auch bei uns Nacheiferung geweckt. Jene Emanzipierten, die vor allem frei sein wollen von der Sitte und der Sittlichkeit, sind in Berlin nicht seltener und nicht häufiger, als in den meisten Großstädten Europas. Ergebnisse schlechter Erziehung, mit leicht erregbarem Blute begabt, zuweilen nicht ohne Bildung, benutzen sie gewisse neuzeitliche Lehren, um den niedrigen Trieben ein schillerndes Mäntelchen umzuhängen. Man findet solche Frauen zer-

streut in verschiedenen Kreisen, im Hochadel, unter der Geldaristokratie und selbst hier und da im Bürgertum. Wenn aber auch einige davon viel besprochen werden, so spielen sie im allgemeinen noch lange nicht eine solche Rolle, wie ihre Gesinnungsgenossinnen in Paris oder London. Ein Teil unserer Tagesblätter sündigt ja sehr viel durch Pflege des Klatsches, aber dennoch bringt er nicht Nachrichten über jeden Streich solcher Frauen. Das Geschwätze darüber wird mündlich abgemacht; und in dieser Beziehung leisten auch die müßigen Zungen der Reichshauptstadt Bewunderungswürdiges.

Im Grunde gehören diese Erscheinungen nicht in die Reihe der eigentlich „Emanzipierten“. Es ist ein Unrecht, wenn man jedes Bestreben des weiblichen Geschlechts, sich freier bewegen zu können, sofort mit jener Freilassung des Fleisches zusammenwirft. Anderseits liegt in dieser Scheu der deutschen Frau vor allem, was der überlieferten Sitte sich allzu schroff entgegenstellt, doch ein großer Teil Berechtigung.

Es kann hier auf die Thatsache hingewiesen werden, daß in Nordamerika, der Hochburg der Weibergleichstellung, in den letzten Jahren immer öfter gebildete Frauen auftreten, die sich den Bestrebungen der „Frauenrechtlerinnen“ thatkräftig entgegenstellen und bei einem großen Teile der Geschlechtsgenossinnen Beifall finden. Das allein könnte manche deutsche Vertreterin dieser Strömung zum Nachdenken bringen, wenn leidenschaftliche Frauen überhaupt durch Thatsachen dazu zu bringen wären. Sie sind es aber nicht.

Unter dem Einflusse des Zeitgeistes hat sich seit

etwa 25 Jahren vor allem das Streben herausgebildet, den Bildungskreis des Weibes zu erweitern. Die höhere Töchterschule zog immer neue Gegenstände in ihren Lehrplan. Das genügte jedoch nicht. Es entwickelte sich das Streben nach der Gründung einer Art von Hochschule für das weibliche Geschlecht. So entstand allmählich das „Viktoria-Lyceum“ in jener Form, in der es heute besteht. Von hervorragenden Lehrern werden hier Vorträge gehalten über Philosophie und Geschichte dieser Wissenschaft, über Staaten- und Kunstgeschichte, über Stoffe aus der Altertumswissenschaft, über Mathematik, Botanik, Pflanzenphysiologie, über antike und moderne Litteratur u. s. w. Daneben behandelt man Französisch, Englisch, Italienisch und Latein. Das Ganze ist eine unklare Nachahmung einer Universität, unklar, insofern kein einziges Wissensgebiet in abgeschlossener Weise behandelt wird; unklar ferner, weil das hier erworbene Wissen nur ausnahmsweise für das Leben verwertet werden kann. Aus lauter Bestreben, dem Weibe Wissen zu vermitteln, hat man vergessen, das Weib zu *bilden*. Man geht von der ganz falschen Vorstellung aus, daß die Teilung des Lebendigen, die sich in den Geschlechtern darstellt, nichts sei als ein inhaltsloser Witz des Weltgeistes. Wir haben in Berlin, abgesehen von einer Zahl von Lehrerinnen, in den gebildeten Ständen Hunderte von Frauen, die mit Leidenschaft alle Mittel in Bewegung setzen, um den höhern Unterricht der Mädchen nach der Art unserer Hochschulen zu gestalten. Unsere Männer kranken schon vielfach an Übersättigung der Gehirne, jetzt sollen auch die Frauen demselben Zustande entgegengeführt werden;

unsere gesamte Kultur macht es nötig, daß sich das Weib so viel wie möglich gesund und natürlich erhalte, und nun soll auch dieses um alle jene Eigenschaften gebracht werden, durch welche es seine geschichtliche Aufgabe, die Bildung des Menschengemüts, gelöst hat und immer wieder lösen muß. Wenn man verschiedene in der jüngsten Zeit erschienene Flugschriften liest, in denen von Frauenfedern das zu Erstrebende dargestellt wird, so mag man immerhin zugeben, daß die Verfasserinnen viel gelernt haben. Daneben aber bemerkt man eine fast leidenschaftliche Verbitterung dem Manne gegenüber. Die Ursachen derselben sind verschieden. Zuweilen zeigt der angesäuerte Ton, daß die Verfasserin aus altjüngferlicher Verstimmung heraus urteilt; anderseits bemerkt man, daß der Kampf gegen die Verwendung des Mannes in der weiblichen Erziehung aus dem Kampfe ums Dasein hervorgegangen sei.

Der Verfasser dieser Briefe kennt eine große Zahl von Berlinerinnen — und nicht nur von solchen —, die sich auf alle mögliche Art höhere männliche Bildung eigen zu machen suchten oder suchen. Es sind darunter ungewöhnlich begabte und auch liebenswürdige Geschöpfe. Dennoch steht er nicht an, zu behaupten: die Mehrzahl hat diesen Bestrebungen die Gesundheit des Körpers und die Frische des Gemüts geopfert. In jener Zeit, wo der weibliche Körper Luft, Licht und Bewegung bedarf, haben sie bis in die Nächte hinein geistig gearbeitet, haben ihren Kopf mit Thatsachen aus allen möglichen Wissenschaften angefüllt, ohne auf irgend einem Gebiete den verbindenden Faden gefunden zu haben. Sie sind blutleer und in hohem

Grade erregbar geworden und bar jeder Jugendfrische. Im Bemühen, den Verstand zum einzigen Herrscher ihres Innenlebens zu machen, haben sie die Frische des Gefühls, die natürliche Schlichtheit weiblichen Empfindens eingebüßt und schleichen nun, müde Greisinnen von kaum 30 Jahren, umher. Bei mancher hat sich trotz aller Halbheit der Bildung ein geradezu unleidlicher Wissensdünkel ausgebildet. Der wahrhaft gebildete Mann weicht ihnen aus, der ungebildete flieht sie, und das gesunde, natürliche Weib vermeidet ihren Umgang. So stehen diese Mädchen als Zwitterbildungen zwischen den Geschlechtern, nicht Mann noch Weib, weder fähig, den erstern an irgend einem Platze zu ersetzen, noch jemals imstande, die großen Aufgaben des Weibes auf sich zu nehmen und zu lösen. Allmählich verbittern ihre Herzen, und sie selber werden innerlich tief unglücklich.

Leider sind Erscheinungen dieser Art nicht mehr selten in Berlin, und sie würden noch häufiger, wenn die falsche Mädchenbildung zum Grundsatz der höhern weiblichen Schule werden sollte.

Die erregte Stimmung der Zeit macht es erklärlich, wenn das Weib der Weltstadt seine Teilnahme den Vorgängen des öffentlichen Lebens mehr zuwendet, als es sonst der Fall war. Hinter den Kulissen der politischen Schaubühne spielt die Berlinerin bis jetzt noch kaum eine größere Rolle; dennoch hat es an Versuchen zu Auftreten nach dem Vorbilde französischer, englischer und amerikanischer Geschlechtsgenossinnen nicht gefehlt. Im allgemeinen kann man behaupten, daß jedesmal, wenn eine Frau besondere Teilnahme für irgend eine Partei zeigt,

sie einen Mann dieser Partei beachtenswert findet. In früheren Jahrzehnten, bis etwa nach 70, konnte man im gebildeten Bürgertum viele Frauen finden, die sich zum Fortschritt bekannten. Einzelne vereinten in ihren Salons verschiedene Führer. Auch hat es eine Dame versucht, zur Egeria eines großen Mannes zu werden, was ihr freilich nicht gelungen ist. Unsere leitenden Männer sind trotz aller Verehrung, die sie dem Weibe vielleicht zollen mögen, sehr selten geneigt, das weibliche Geschlecht als Mitarbeiter in staatlichen Geschäften willkommen zu heißen. Nicht nur Fürst Bismarck allein hegte in sich starken Widerwillen gegen politische Frauen. Überdies hat die Deutsche, auch die Berlinerin, nicht die Neigung, sich in diese öffentlichen Angelegenheiten viel einzumischen. Darum aber darf man noch nicht behaupten, daß die Ereignisse der Zeit ohne Eindruck geblieben seien. Und da zeigt sich wieder die alte Wahrheit, daß die Frau, leichter ergriffen von Leidenschaft, sich gern dem äußersten Standpunkte zuwendet. Wir haben in verschiedenen Kreisen der Gesellschaft nicht nur demokratisch, sondern sogar sozialdemokratisch gesinnte Frauen. Sie stehen zusammen auf demselben Bekenntnis wie verschiedene Frauenrechtlerinnen der andern Länder. Sie fordern nicht nur vollständig gleiche Bildung für beide Geschlechter, sondern auch die unbedingte Gleichstellung des Weibes im gesamten Staatsleben. Vereinzelt mögen solche Frauen schon früher dagewesen sein, entwickelt aber hat sich diese Gruppe erst seit etwa zehn Jahren. Einen äußerlichen Anstoß hat die durch Frau Guillaume, geb. Gräfin Schack, angeregte Bewegung für den britisch-kontinentalen Bund gegeben,

der bekanntlich die Abschaffung der staatlich beaufsichtigten Prostitution zum Ziele hat. Der damals gebildete Verein spaltete sich sehr bald, und es zweigte sich von ihm der sogenannte „Kulturbund“ ab, dessen Teilnehmerinnen mit wenigen Ausnahmen den radikalsten Ansichten anhingen. Einzelne davon haben später in der Lohnfrage der Arbeiterinnen auch einige Zeit die Führung innegehabt. Selbst Frauen, die in ihrer Art scharf denken, wählen zum Ausgangspunkt ihrer Erörterungen bloß Sätze, die aus einem leidenschaftlichen Gefühl hervorgegangen sind. Dieses Gefühl ist oft nichts als brennender Ehrgeiz und starke Herrschsucht. Sie möchten gern die ersten sein und predigen darum gern die Gleichheit, mehr jedoch im Blick nach oben als mit Rücksicht auf die untern. Einmal ergriffen von der Bewegung, werden sie von der Leidenschaft immer weiter getrieben. Mehrere dieser Frauen, darunter die Gattin eines adeligen höhern Staatsbeamten, predigten in öffentlichen Versammlungen in schärfster Weise gegen das Bestehende und äußerten im engern Kreise Ansichten, die man nur mehr als anarchistisch bezeichnen kann. Natürlich waren und sind sie Gegner des bestehenden Staates und schwärmen, so wie einst die Verehrerinnen des Philosophen Feuerbach es thaten, für eine unmögliche Republik; sie verdammen die Priester und die Religion. Der Sohn einer dieser Frauen mußte von einer höhern Mittelschule wegen Majestätsbeleidigung entfernt werden; in den Zwischenstunden schimpfte der begabte, aber irregeleitete Knabe über alles, was den Altersgenossen als heilig galt. In einem zweiten Falle wurden alle Kinder mit Absicht zu

Atheisten erzogen. In einem dritten befand sich der ganze Haushalt in unbeschreiblicher Verwirrung: die Frau studierte den halben Tag sozialistische Schriften, von jenen des Grafen Saint-Simon angefangen bis zu Marx und Bebel hinunter; sie schrieb politische Briefe aus Deutschland für radikale englische Blätter und verwandte die Abende dazu, entweder in Versammlungen zu sprechen oder Freundinnen von ähnlicher Gesinnung zu besuchen. Das Frauenwahlrecht ist es vor allem, was dieser Kreis erstrebt. Man mag immerhin sagen, daß diesen Erscheinungen viel Lächerliches anhafte. Das ist wahr. Ich weiß z. B., daß eine dieser Frauen stets gegen den Luxus der Besitzenden Donnerworte schleuderte, selbst aber ihre Kleider und Mäntel in einem der vornehmsten Geschäfte Berlins machen ließ. Eine zweite borgte sich sozialistische Schriften und schrieb aus denselben die schneidigsten Sätze ab, die sie dann ohne jeglichen innern Zusammenhang in ihre geschriebenen oder gesprochenen Wassersuppen hineinbrockte. Eine dritte, die in einem Vororte Berlins wohnte, konnte sich niemals darüber beruhigen, daß die Bahnen vier Klassen hätten — darum fuhr sie wohl immer mit der zweiten. Und eine andere: alte Jungfer, mit Gift gegen die Männer durchaus gefüllt, schalt mit grimmigen Worten über alles, was jemals vom Manne gethan worden war, verfluchte die Gesetze, den Reichstag, die Verfassung, kurz, alles. Und warum der Lärm? Weil keiner des verachteten Geschlechts es wert gehalten hatte, sie zu ehelichen. Gewiß, es liegt in dieser Erscheinung sehr viel Lächerliches. Aber dennoch ist sie nicht so ungefährlich, wie mancher es sich wohl denken mag. Das

Bestreben solcher Frauen ist es natürlich, Bundesgenossen zu werben. Da wenden sie sich denn vor allem an ältere und jüngere Mädchen, denen sie mit ihren klingenden Redensarten die Köpfe verdrehen. Zugleich aber suchen sie Anknüpfungen in den sozialdemokratischen Kreisen, zuerst mit Frauen, dann mit den Männern. Diesen ist jede Mitstreiterin aus den „besitzenden Ständen“ sehr willkommen. Mit ironischem Lächeln sehen die Herren dann auf diese Frauen, die mit Feuereifer an dem Aste sägen, worauf sie sitzen — schmeicheln ihnen mit kluger Berechnung und nutzen sie nebenbei, wenn möglich, aus. Ich kenne eine adelige Dame, die, jetzt im Auslande lebend, jährlich sicher die Hälfte ihrer Einnahmen den Sozialdemokraten und Anarchisten widmet. Vor etwa sechs Jahren war sie, obwohl freidenkerisch angehaucht, noch gemäßigt — heute hält sie in ihrer neuen Wohnstätte Brandreden, die denen des Fürsten Krapotkin nicht im geringsten nachstehen. Gewiß, das sind Ausnahmen, aber die Stimmung, aus der sie sich entwickelt haben, ist nicht mehr so vereinzelt. Frauen brauchen geraume Zeit, ehe sie alles Überlieferte abstreifen, dann aber schrecken sie vor nichts zurück. Nicht der klare Gedanke, sondern die inhaltlose, tolle Leidenschaft leitet sie und drückt ihnen — bildlich und thatsächlich — die Brandfackel in die Hand, wenn der Augenblick gekommen ist. Ihre Worte aber wirken auf die Menge umso aufregender, weil diese sagen kann: „Seht, diese Frau gehört zu den Gebildeten, Vornehmen und Besitzenden, sie kennt ihre Kreise und sie spricht so. Wir haben also recht, wenn wir sagen, daß alles zugrunde gerichtet werden müsse, ehe es besser werden kann.“

Das Beispiel ist an Frauen und Mädchen der unteren Schichten nicht eindruckslos vorübergegangen. Schon in den Lohnkämpfen weiblicher Arbeiter sind öfters Frauen aus den Kreisen aufgetreten. Manche hat, ohne revolutionäre Anwandlungen, schlicht und warm berichtet über das Elend, das leider gerade unter Arbeiterinnen, bei Wäsche- und Mäntelnäherinnen, bei den Plätterinnen u. s. w. herrscht. Die Angaben fußten auf der Wahrheit, denn die Löhne sind sehr schlecht, die Ausnützung der Kraft geht über alles Maß.

Bald aber konnte man, schon 1888, in den Versammlungen wahrnehmen, daß die „schärfere Tonart" immer entschiedener sich geltend machte und die Rednerinnen sich einfach zur Sozialdemokratie bekannten. Hie und da fiel ein vernünftiges Wort, zumeist aber herrschte die leere, aufgeblasene Phrase. Diese gewann zuletzt, als sich die Erörterungen im Laufe des Jahres 1890 der religiösen Frage und der „freien Liebe" zuwandten, vollends den Sieg. Die Weiber schwatzten sinn- und verstandlos, von der Mehrheit beklatscht. Und offen trat bei verschiedenen Führerinnen die eigentümliche Herrschsucht des Weibes hervor, es kam zu Reibereien, Sticheleien, Schimpfereien zwischen den eifersüchtigen Vertreterinnen der neuen Lehre. — Zugleich offenbarte sich bei einzelnen der Haß gegen die Männerwelt und eine Rednerin verstieg sich — Ende November 1890 — zu der Behauptung, daß es nicht besser werden könne, ehe nicht das Weib alles beherrsche. Es werde so kommen; sie sehe schon alle Männer „am Waschfaß" stehen.

Man kann ja über solche Dinge lachen. Wer aber

sieht, wie durch diese Bewegung die Verrohung in die weiblichen Gemüter gepflanzt, wie durch das Anpreisen der freien Liebe, durch den blöden Spott über alles Religiöse das weibliche Zartgefühl abgestumpft wird, der wird wohl kaum mehr lachen können.

Aber ganz ohne Humor ist auch diese Sache nicht. Die Weiber, die so wütig für die Sozialdemokratie eintreten, ahnen eins nicht: wenn diese je zum Siege käme, fiele es ihr nicht ein, die Herrschaft mit dem weiblichen Geschlecht zu teilen. Und erhöbe man die freie Liebe zum Grundsatz, dann sänke das Weib in wenigen Jahrzehnten in eine Magdschaft, die es unter allen „verrotteten Zuständen" vorher noch nie hatte erdulden müssen.

Dritter Abschnitt.

Brief 15—19.

Einiges aus dem häuslichen Wirtschaftsleben Berlins.

Fünfzehnter Brief.

Wirtschaftliches. I. — Schwierigkeit des Urteils. — Einfluß der Zeitströmungen auf die Lebenshaltung. — Steigender Luxus. — Wie er oft ermöglicht wird. — Sparen bei Arbeitern. — Der gebildete Mittelstand.

Nichts läßt sich so schwer beurteilen, als das häusliche Wirtschaftsleben der Bewohner einer Weltstadt. Wohl bieten sich verschiedene äußere Anhaltspunkte, die das Urteil zu erleichtern scheinen. Man glaubt aus der Höhe der Steuerbeträge, der hinterlegten Spargelder u. s. w. auf den Reichtum, auf die Sparsamkeit und andere wirtschaftliche Eigenschaften schließen zu können. Aber die Erfahrung lehrt, daß nichts gefährlicher ist für die Erkenntnis der Sachlage, als voreiliges Schließen aus den Zahlen der Statistik. Diese Wissenschaft, so groß ihre Bedeutung auch sein möge, sagt nichts aus über die innern Gründe; die Zahl, mag sie noch so genau ermittelt sein, verrät nichts als sich selbst, und die gleichen Zahlen können aus verschiedenen Ursachen herstammen. Es ist ähnlich wie in der Physik, und schon Newton hat es ausgesprochen: in Zahlenverhältnissen ausgesprochene Gesetze verraten nicht das Wesen der Kraft, sondern nur die Art des äußern Wirkens.

So lassen sich auch aus dem äußern Auftreten der Menschen auf die wirtschaftliche Lage sichere Schlüsse nicht ziehen. Betrachtet man die Menge der Bier- und Weinhäuser, die von Jahr zu Jahr mit größerm Glanze ausgestattet werden; sieht man das Gedränge allerorten, wo Unterhaltung und Kunstgenuß geboten wird oder für die Schaulust der Menge gesorgt ist, so mag man wohl zu der Überzeugung kommen, daß für das minder Nötige viel Geld verfügbar sein müsse. Gewiß können diese Erscheinungen ihre Begründung darin finden, daß mehr Mittel vorhanden sind, als die Lebenserhaltung — das Wort nicht in zu engem Sinne genommen — fordert. Aber ebenso kann die Ursache darin liegen, daß auf Kosten des Nötigen der Genuß- und Lebesucht Opfer gebracht werden, die das gesunde Wirtschaftsleben der Familien in Grund und Boden verderben.

Daß Berlins Reichtum in den letzten Jahrzehnten sich beträchtlich vermehrt hat, darüber kann kaum ein Zweifel entstehen. Die Frage ist nur, ob die Lebenshaltung in gleichem oder in höherm Maße gestiegen sei. Wer nun das Berliner Leben genauer kennt, wird keinen Augenblick anstehen, das letztere zu bejahen. Die Bedürfnisse sind so ziemlich in allen Ständen beträchtlich gestiegen, auch dort, wo die Einnahmen es nicht oder nur um ein geringes gethan haben.

„Bedürfnis“ ist ein sehr unklares Wort, denn auch das Überflüssige, ja, Unvernünftige kann Bedürfnis werden, wenn der sittliche Wille dagegen nicht ankämpft. Dieser aber hängt bei dem Durchschnitt der Menschen von den Einflüssen der Umgebung ab. Selbst wenn die Einsicht zu Zeiten manches Thun als thöricht erkennt, hat sie nicht die Kraft, den Willen zu lenken, im Gegenteil schafft dieser unter dem Zwange des Beispiels sich die ihm passenden Meinungen und wird so dem ungesunden Teil des Zeitgeistes unterthan.

Eine große Menge von Menschen der verschiedenen Stände ist heute abhängiger denn je von diesen Meinungen, von dem, was „man“ sagt. Früher, etwa noch vor zwanzig, dreißig Jahren begnügte man sich viel mehr mit dem Bewußtsein, innerhalb eines bestimmten Kreises eine Stelle innerlich auszufüllen. Der reiche Kaufmann lebte gut, aber er prunkte seltener als heute; dem Künstler, dem Gelehrten, dem höhern Beamten u. s. w. fiel es nicht ein, den Luxus der Geldkreise nachzuahmen; den mittlern Bürgerstand und den Arbeiter lockte das Beispiel noch weniger.

Das hat seitdem tiefgreifende Wandlungen erlitten. Der Hang nach dem Schein, nach äußerm Genuß ist in fast allen Kreisen gestiegen, selbst dort, wo die Einnahmen stehen geblieben sind. Kaufleute, die unter der augenblicklichen Lage des Marktes Schaden erleiden, wagen es nicht, ihre Lebensführung einzuschränken und sagen: „Wenn die Leute erfahren, daß ich das und das nicht mehr thue, so erhalte ich keinen Kredit; ich kann den Haushalt, der auf größern Zuschnitt berechnet ist, nicht plötzlich zurückstoppen, ohne mich schwer zu schädigen.“ So wird an Dingen, die sich dem Blicke der Öffentlichkeit entziehen, gespart, in allem, was sich beobachten läßt, der gewohnte Gang innegehalten. Nicht selten entfaltet man nach außen noch größern Luxus, um den Leuten Sand in die Augen

zu streuen und es irgend einem Mitbewerber gleich zu thun. Die vielfachen Beziehungen zwischen den neuen Millionen und den Kreisen der Gelehrten, Hochschullehrer, Künstler und Schriftsteller haben nach dieser Richtung wenig günstig gewirkt. Wohl halten noch manche angesehene Vertreter der geistigen Berufe an einfacherer Sitte fest, trotzdem die Einnahmen gestiegen sind. Ihre Wohnungen sind einfach eingerichtet, ihre Geselligkeit ist noch von der ältern Überlieferung bestimmt, die den geistigen Genuß in erste Reihe stellte. Hier findet man noch Häuser, in denen bei aller Gediegenheit und bei allem Reichtum jeder aufdringliche Prunk vermieden und das Haus die eigentliche Stätte der Erholung und des Vergnügens ist.

Leider aber ist das nicht mehr die Überzahl der Fälle. Materielle Genußsucht bestimmt heute selbst bei vielen Rittern vom Geiste die ganze Lebensführung. Der Haushalt erhält oft einen fürstlichen Zuschnitt; die Wohnungen sind mit verschwenderischem Prunk ausgestattet; die äußern Vergnügungen nehmen große Beträge in Anspruch; die Frauen und Töchter treten sehr glänzend auf. Oft gestatten die Einnahmen den Prunk, aber es liegt auch dann etwas Ungesundes darin. Wenn z. B. bei einem bedeutenden Gelehrten, der ein glänzendes Abendessen für dreißig Gäste giebt, ein Gang herumgereicht wird, der nur aus Spargelköpfen zubereitet ist — nebenbei bemerkt im November —, so darf man das ohne Übertreibung als sinnlose Verschwendung bezeichnen.

Nun aber sind die Verhältnisse nur selten derartig, daß sie ein reiches Leben ungestraft gestatten. Die Beispiele jedoch wirken weiter, und die Frauen vornehmlich

sind es, die gar oft den Anlaß zur Überschreitung der gebotenen Lebensführung geben. Bei vielen Angestellten des Staates oder der Stadt kann man die Einnahmen auf Heller und Pfennig berechnen und kann sich sagen, was für das Überflüssige etwa übrig bleibt. Ist die Familie zahlreich, sodaß eine größere Wohnung unumgänglich nötig ist, so verschlingt schon die Miete den vierten Teil der Einnahme, zuweilen mehr. Dann kommen Kleider, Nahrung, Unterricht u. s. w. Es scheint, als könne nichts für den äußern Lebensgenuß übrig bleiben. Dennoch sieht man die Leute in Schauspielhäusern und Konzertsälen, auf Bällen u. s. w. Und im Sommer bringen sie vier bis fünf Wochen in Seebädern oder der Schweiz zu. Wie ist das möglich? Entweder werden Schulden gemacht — leider ist's bei uns so leicht, alles auf Borg zu erhalten — oder man beschneidet das Notwendige. Und das ist der häufigere Fall. Man glaubt nicht, welche Beschränkungen sich die Leute oft im häuslichen Leben auferlegen. Die Nahrung ist ganz unzureichend; Brot, Gemüse. Kartoffeln und die billigste Fleischware spielen die Hauptrolle in der Beköstigung; man feilscht um 10 Pfennig bei einer Klavierstunde, man spart an Beleuchtung und Heizung — nur um nach außen „standesgemäß“ auftreten und auf der Sommerreise gut leben zu können. Nur nicht gegen im Range Gleichstehende zurücktreten! Diese Vorstellung schon macht viele unglücklich, und so leben sie thöricht und unwirtschaftlich, damit dem Götzen des falschen Ehrgeizes das Opfer nicht entzogen werden müsse. Gewiß gehören gute Eigenschaften des Hausherrn und der Hausfrau dazu, um im innern Leben sich Jahre so be-

schränken zu können. Aber diese Tugenden sind falsch angewandt und tragen keine guten Früchte, da sie mit Thorheit verschwistert sind und gar oft den Hang nach äußerm Genußleben in den Kindern großziehen und durch den Gegensatz von Schein und Wirklichkeit die innere Wahrhaftigkeit der jungen Seelen vergiften. So mehrt sich die Überschätzung des äußern Genusses, der Drang nach den Mitteln, ihn zu erkaufen, und gezüchtet wird das Strebertum, dem die innern Güter feil sind, wenn sich für sie äußere gewinnen lassen.

Über die Verhältnisse hinausleben: das ist das Gepräge, dem man heute bei den meisten Familien in allen Ständen begegnet. Von oben ist das Beispiel ausgegangen, hauptsächlich von der neuen Million, von unten kam ihm der unbestimmte Drang nach besserer Lebenshaltung entgegen. Er ist ein unbedingt berechtigter Trieb, solange Verstand und redlicher Fleiß an seiner Seite stehen, sonst aber bildet er eine Gefahr für das wirtschaftliche Leben. Und eine solche ist er thatsächlich geworden, sehr oft auch in den untern Ständen, bei den Arbeitern. Daß bei vielen derselben Hunger nach geistigen Gütern vorhanden ist, wird der Verfasser noch zeigen. Daneben aber herrscht, und in viel höherm Maße, als man nach den Reden der Führer vermuten müßte, der Drang nach nur äußerm Genuß, der auch hier die gleichen wirtschaftlichen Folgen nach sich zieht wie in den andern Ständen. Vor allem ist das bei den jüngern und jüngsten Arbeitern oft der Fall. Selbst wenn die Einnahmen bei verständiger Lebensführung hinreichten und Ersparnisse gestatteten, wird selten etwas „auf die hohe Kante" gelegt, sondern alles

bis zum letzten Heller verbraucht. Und wenn die Befriedigung gewisser Leidenschaften auch bei dem Reichen das Hundertfache kosten mag, die Triebe sind hier und dort die gleichen, in beiden Fällen unrein und vernunftwidrig, schädlich für das Wirtschaftsleben des einzelnen.

Ich fuhr mit der Pferdebahn kürzlich nach einer Vorstadt. Neben mir saßen zwei Fleischergesellen, die von einem dritten sprachen. Der eine erzählte, es gehe diesem recht gut, er lasse sich nichts abgehen und habe einen Thaler täglich. Da sagte mein Nachbar: „Eh ick for'n Dhaler den Tag arbeete, eher laß ick mir dat Fleesch uf die Knochen verfaulen".

Die Ausdrucksweise war sehr kräftig und ich bin fern davon, aus diesem Wort mehr zu schließen als erlaubt ist. Thatsache aber ist es, daß viele Arbeiter nicht zufrieden sind damit, ihr Leben innerhalb ihres Kreises anständig zu erhalten, sondern daß sie mehr verlangen. Auch das ist berechtigt, wenn dieses Mehr guten Zwecken diente, aber das ist sehr oft nicht der Fall; es wird meist nur für materielle Genüsse verwendet, oft einfach verludert. Die sozialdemokratischen Gedanken sind an sich dem Sparsinn feindlich, denn Geld zu sparen ist ein Zugeständnis an die bestehende Ordnung und ein Eingeständnis, daß auch heute noch ein fleißiger, unverheirateter Arbeiter sparen kann, wenn er nur den ehrlichen Willen dazu hat. Die waschechten jungen Sozialdemokraten spötteln deshalb mit Vorliebe über jeden, der noch der Bourgeoisansicht huldigt, daß man alles, was über den Notbedarf hinausreicht, ansammeln soll. Das ältere Geschlecht ist in dieser Beziehung noch nicht so weit fortgeschritten. Wenn es

die Verhältnisse irgendwie gestatten, denkt es noch an den Sparpfennig.

Die Sucht nach äußerm Schein und nach Vergnügungen tritt kaum irgendwo so stark und oft so komisch hervor wie bei den weiblichen Dienstboten Berlins, die eine besondere Betrachtung verdienen. Am stärksten äußert sich die Putzsucht natürlich bei den jüngern. Sie und der Drang nach ungebundenem Leben führen grade aus diesen Kreisen der Prostitution sehr viele Opfer zu. Die Mädchen sparen nicht gern oder nur für unwirtschaftliche Zwecke, für einen Federhut oder für Pelzkragen und Muffe. In einer mir bekannten Familie wurde jeder Dienstbote nur unter einer Bedingung gemietet: er mußte zugeben, daß monatlich die Hälfte oder doch ein Drittel des Lohnes vom Hausherrn auf die Sparkasse gebracht wurde. Viele gingen darauf nicht ein; die es thaten, waren dann besonders gut angelegte Mädchen, die später sehr dankbar für die Vorsorge gewesen sind und bis zu zehn Jahren in dem Hause blieben. Das sind nur leider Ausnahmefälle. Meist sind die weiblichen Dienstboten für sich und ihre Herrschaft gleich unwirtschaftlich.

Man preist unsern Mittelstand sehr oft. Und gewiß nicht mit Unrecht, denn er besitzt vortreffliche Eigenschaften. Aber die Gabe der Wirtschaftlichkeit hat er nicht mehr in so hohem Grade wie früher. Ich glaube sogar, daß z. B. die entsprechenden Stände in Paris die Kunst des Zusammenhaltens in reicherm Maße besitzen, und daß die Frau dort das Miterwerben besser versteht, als es im Durchschnitt bei uns in Berlin der Fall ist. Sicher behaupten kann man es von den mittlern und kleinen

Kaufleuten und Handwerkern, deren Frauen in Paris dem Mann einen Bediensteten ersparen und nichts im Auge haben, als ein Vermögen zu gewinnen, sei es auch noch so bescheiden. Der Sparsinn ist in diesen Kreisen ungemein entwickelt, wie ich glaube, mehr als bei uns. Man verzichtet leichter auf augenblickliche Vergnügungen der Zukunft wegen, die bei uns nicht immer im genügenden Maße bedacht wird.

Dagegen giebt es andere Schichten des gebildeten Mittelstandes, die Kreise der Lehrer, der mittlern Beamtenschaft u. s. w., wo noch vielfach die einfachen Überlieferungen der frühern Geschlechter festgehalten werden. Hier entfaltet sich der gute Berliner Geist zu reicher Blüte. Unerschütterliches Pflichtgefühl beherrscht das gesamte Leben; jede unnötige Ausgabe wird vermieden, die Vergnügungen sind spärlich zugemessen, bescheiden und harmlos, werden aber umsomehr gewürdigt. Für diese Kreise ist es nicht leicht, sich wirtschaftlich in Ordnung zu halten. Wie immer der Reichtum im allgemeinen, wie die Lebensanforderungen ringsum wachsen mögen, ihre Einnahmen haben damit nicht Schritt gehalten. Es gehört nun ein nicht geringes Maß sittlicher Kraft dazu, einerseits den Beruf mit treuer Hingabe zu erfüllen, anderseits die Lockungen zu einem weniger entsagenden Leben abzuweisen. Hier müssen Mann und Frau ihrer Aufgabe in vollem Maße gewachsen sein, wenn sie sich ehrlich durchkämpfen wollen. Vieles Nötige ist teurer geworden; die Erziehung kostet mehr als früher, da man mehr verlangt und oft die Bildung das einzige ist, was die Eltern den Kindern mitgeben können. Kaum in einem andern Kreise dürften

an die wirtschaftlichen Tugenden der deutschen Frau so hohe Anforderungen gestellt werden als hier.

Um den Lesern über die Art der Verwendung der Einkünfte bei verschieden großen Einkommen ein genaues Bild zu geben, werde ich drei Haushaltungen nach den mir von den Vorständen derselben gelieferten Aufzeichnungen zu schildern versuchen, die eines Rentners, die eines höhern Beamten und schließlich die eines verheirateten, aber kinderlosen Arbeiters. Der Etat eines Junggesellen, ebenfalls eines Arbeiters, soll den Beschluß bilden.

Sechzehnter Brief.

Wirtschaftliches. II. — Ein reiches Haus. — Allgemeine Lebenshaltung desselben. — Übersicht der Ausgaben. — Verhältnis einzelner Ausgaben zur Gesamteinnahme. — Bemerkungen.

Sämtliche Haushaltungen, die hier eingehender geschildert werden sollen, befinden sich in geordnetem Zustande. Das beweist schon die Thatsache, daß ich über sie berichten kann; ein schlechter Hauswirt wird auch einem Freunde oder sonst einem Vertrauensmann wohl nur selten den Einblick in seine verfahrenen Verhältnisse gewähren.

Der erste Haushalt kann vom Standpunkt der Mehrheit als ein reicher bezeichnet werden. Der Vorsteher gehört den höheren Schichten der feinen Gesellschaft an; die Lebensführung ist in keiner Art knauserig, aber doch mäßig, denn der Tisch ist einfach bestellt ohne teure Leckerbissen, das äußere Auftreten aller Familienmitglieder zeigt in allem jene Einfachheit, die der echten Bildung gemäß ist. Luxus in dem Sinne, den die moderne Million dem Worte beilegt, wird nicht geübt, weder in den Kleidern noch in Vergnügungen, noch in der Zimmerausstattung. Die Einrichtung der Wohnung ist gediegen, anheimelnd

schon durch viele Geräte und Bilder, die noch von den Vorfahren stammen, von feinem Geschmack in der Anordnung zeugend. Den Mittelpunkt des Lebens bildet das Haus. Große öffentliche Bälle werden nie, gewöhnliche Vergnügungsorte, wie Gastwirtschaften oder Cafés, sehr selten, Schauspielhäuser und Konzerte nur hier und da besucht. Die Frau des Hauses wie der Herr entstammen einem alten Geschlecht, in dem die besten Überlieferungen bewahrt geblieben sind. Fern von Hochmut besitzen sie jenen Stolz, der sie vieles „Moderne" in Führung des Lebens abweisen läßt. Sie ist wirtschaftlich ohne Knickerei, eine treue gute Gattin, eine sorgsame Mutter, die den ihrigen lebt, ohne deshalb Teilnahme für geistiges Leben vermissen zu lassen. Das Ehepaar hat zwei Töchter von 19 und 21 Jahren und einen Sohn, der die Rechte studiert, nicht in Berlin, sondern an einer kleinern Hochschule, wo noch Lehrer und Schüler in innigere Beziehungen treten können, wo das Leben einfacher und die Verführungen geringer sind als in der Weltstadt. Die Töchter haben eine vortreffliche Erziehung erhalten, zumeist im Hause; man hat sie nicht in allen vorhandenen Wissenschaften ausbilden lassen, sie können weder über Kant noch über die Spektralanalyse, auch nicht über Darwin oder die Atomistik ein fertiges Urteil abgeben. Aber sie sind frisch, geistig und körperlich gesund, thätig im Hause, natürlich, für das Schöne empfänglich. Die eine hat sich in der Malerei, die andere im Klavierspiel ausgebildet; beider Leistungen gehen über die salongemäße Kunstspielerei hinaus, aber keine von beiden spielt sich als Meisterin auf, die, wie die Mehrzahl der „höhern Töchter", über

alle Bilder und Musikwerke mit verblüffendem Selbstbewußtsein aburteilen darf. Man liest im Hause mit Auswahl; nicht viel Romane, wohl aber Reiseschilderungen, Lebensbeschreibungen, Geschichtswerke neben Werken von echtem dichterischem Gehalt.

Die Geselligkeit des Hauses beschränkt sich fast nur auf befreundete oder doch gut bekannte Familien, die miteinander im Vergnügungskartell stehen. Im Winter vom November bis März ist alle zwei Wochen ein fester Abend eingerichtet. Das Gebotene ist vorzüglich zubereitet, aber mehr als zwei Gänge kommen nicht auf den Tisch. Man erscheint zwischen sieben und acht und trennt sich gegen Mitternacht, erfrischt durch zwanglose Unterhaltung, die von Scherz zum Ernst und umgekehrt sich bewegt, durch Gesang und Klavierspiel bereichert, aber nicht totgeschlagen wird. Auch wer an einem anderen Tage aufs Geratewohl erscheint, ist willkommen.

Die Familie schwört nicht auf den Glaubenssatz, daß man jedes Jahr eine Reise machen müsse, wolle man nicht in schlechten Ruf kommen. Zuweilen verläßt sie Berlin, aber ob sich die Fahrt nach der Ostsee, in den Schwarzwald oder die Schweiz wende, sie vermeidet jene Orte, wo die Menschen zu Tausenden zusammenlaufen, um oft mitten in der Natur ebenso unnatürlich sich zu geberden und zu leben, wie sie es zu Hause auch thun.

Die Kleider der weiblichen Familienglieder werden mit seltenen Ausnahmen zu Hause gemacht mit Hilfe einer guten Schneiderin; der angeborene Geschmack ist der Hauptmitarbeiter, und so sehen besonders die Töchter stets eigenartig und vornehm aus, modern zwar, aber weit

entfernt von jener modischen Geckenhaftigkeit, die so oft bei Frauen der reichen Häuser sich bemerkbar macht und zweifeln läßt, ob man ein Mitglied der anständigen Gesellschaft vor sich habe oder nicht.

Der Hausherr sammelt bestimmte Gegenstände der Kleinkunst. Die Sammlung ist im Kreise der Kenner nicht unbekannt; aber niemals wird der festgesetzte Betrag im Jahre überschritten.

Die Wirtschaftsübersicht wird noch Gelegenheit zu weitern Bemerkungen geben. Ich habe wohl nicht nötig, hervorzuheben, daß die folgende Aufstellung nicht jede kleine Ausgabe im einzelnen anführen kann. Wo nichts bemerkt ist, gelten die Zahlen für 1888.

	Mark
Einnahmen aus preußischen Staatspapieren	23 165,—

Ausgaben:

	Mark
Wohnung (Gesellschaftszimmer, Eßzimmer, Zimmer des Herrn, der Frau, der zwei Töchter, zwei Schlafzimmer, Fremdenstube und Nebenraum) mit Abgaben	2 460,—
Dienstboten (Köchin 72 Thlr. und 50 Mk. Weihnachtsgeld, Stubenmädchen 60 Thlr. und 40 Mk. Weihnachtsgeld)	486,—
Haushalt (d. h. Nahrung) für den Monat 350 Mk.	4 200,—
Im Winter 10 „Abende“, im Durchschnitt zu 60 Mk. (es kommen 15—25 Personen)	600,—
Neuanschaffungen und Verbesserungen (Wäsche, Geschirr u. s. w.) etwa	300,—
Mk.	8 046,—

	Mark
Bekleidung und Beschuhung: Übertrag	8 046,—
1) für Frau und Töchter (im Durchschnitt von vier Jahren)	542,—
2) für den Hausherrn	186,—
3) für den Sohn	260,—
Sohn: Monatswechsel von 200 Mk. für neun Monate und 150 Mk. für Bücher . .	1 950,—
Töchter: Musik- und Malstunden nebst Noten und Farben	560,—
Bücherrechnung, Zeitungen und Zeitschriften (1888)	412,50
Taschengeld für die Frau	600,—
„ für jede Tochter 240 Mk. . .	480,—
Sommerreise vier Wochen	1 120,—
Hausarzt (er ist im Jahre nur zweimal nötig gewesen), fester Betrag	300,—
Zahnarzt	122,—
Apotheke	2,25
Allerlei (Wäsche, Glätten des Parkettbodens, Lohndiener, Trinkgelder, Neujahrsgelder für Briefträger u. s. w., Teppichreinigung)	453,50
Einem gelähmten Jugendfreunde als fester Beitrag zu seinem kleinen Ruhegehalt monatlich 60 Mk.	720,—
Wohlthätigkeitskasse, d. h. Ausgaben für Vereine, Sammlungen u. s. w., wird von der Frau verwaltet und erhält jeden 1. Januar den festen Betrag von . .	1 000,—
Mk.	16 754,25

	Mark
Übertrag	16 754,25
Weihnachtsgeschenke (außer Dienstboten) im Durchschnitt jährlich	1 000,—
Postausgaben (der Hausherr unterhält einen ziemlich großen Briefwechsel mit Sammlern)	62,30
Steuern (Staat, Stadt, Kirchen u. s. w.) .	1 146,—
Möbel-Feuerversicherung für fünf Jahre im voraus bezahlt 175 Mk., für das Jahr also	35,—
Ausstattungsversicherung. Seit der Geburt jeder Tochter werden jährlich für jede 500 Mk. angelegt. Der Betrag ist für die Aussteuer im Fall einer Heirat bestimmt	1 000,—
Heizung. Zentralheizung in der Wohnung und Koks für die Küche	390,—
Beleuchtung: Gas, Petroleum, Kerzen, im Durchschnitt	275,—
Cigarren im Durchschnitt von vier Jahren .	325,—
Vergnügungen (Schauspiel und Oper, Konzerte, Nachmittags-Ausflüge im Sommer) im Durchschnitt	220,—
Betrag: Mk.	21 207 55

Der Einnahmerest wird nicht zum Kapital geschlagen; der Hausherr ist der Überzeugung, daß nach menschlicher Voraussicht die Zukunft der Seinigen gesichert sei — „für die weitere Zukunft müssen die Enkel sorgen“. Nach Abzug von verschiedenen kleinern Beträgen, die in der obigen Aufstellung nicht enthalten sind, wird der Rest öffentlichen Anstalten (ohne Nennung des Spenders) überwiesen oder dazu verwandt, irgend eine ehrliche Familie, die ohne Schuld in gefährliche Lage gekommen ist, zu retten. Der Hausherr selber geht auf die Suche, erkundigt sich nach allem aufs genaueste. Sieht er ein, daß gründliche Hilfe möglich ist, so ist er selbst zu länger dauernder Unterstützung bereit.

Von Belang ist es nun, zu untersuchen, wie sich bestimmte Ausgaben zur Gesamteinnahme verhalten und wieviel aufgewandt wird für die notwendigen Bedürfnisse — notwendig im Verhältnis zur gewohnten Lebenshaltung.

Da ist zuerst die Wohnung. Sie nimmt in Anspruch im Teilsatz von den Einkünften über ein Neuntel; die Nahrung etwas weniger als ein Fünftel; die Bekleidung und Beschuhung etwa ein Dreiundzwanzigstel; die Steuern betragen etwa den zwanzigsten Teil, Vergnügungen und Geselligkeit mit einer Sommerreise fast ein Zehntel, ohne sie ein Achtundzwanzigstel; die Wohlthätigkeits-Ausgaben beanspruchen etwas mehr als ein Neuntel. Ich bemerke nebenbei, daß man sich über die Höhe des letzten Satzes nicht zu sehr wundern möge. Eine Berliner Dame, Witwe eines Stadtrats, verwendet jährlich von ihrem Einkommen etwas weniger als die Hälfte für diesen Zweck. Das ist natürlich ein seltenes Beispiel von Hochherzigkeit, aber im allgemeinen darf man sagen, daß ein Teil der Reichen in Berlin für wohlthätige Zwecke ungewöhnlich viel thut.

Die Übersicht hat erkennen lassen, daß wir es hier mit einem auf gesundem Boden stehenden Haushalt zu thun haben. Gewiß sind verschiedene Ausgaben solche, die nur verhältnismäßiger Reichtum gestattet. Aber

nirgendwo ist ein Überschreiten des Erlaubten nachzuweisen. Der Überblick zeigt jedoch, daß heute ein doch sicher nicht kleines Einkommen zu dem, was man in Berlin „Luxus“ nennt, gar nicht ausreicht. Und doch finden sich genug Familien, die, trotzdem ihr Einkommen unter 20 000 Mk. ist, ein äußerlich luxuriöses Leben führen. Jährlich tauchen in der „Gesellschaft“ neue Familien auf, die für einige Zeit sich den Lebensgewohnheiten der oberen „Zehntausend“ anschließen. Ihre Wohnung liegt in einer der vornehmsten Straßen und ist nach dem neuesten Geschmack prunkvoll eingerichtet; man begegnet den Mitgliedern bei allen ersten Vorstellungen, auf den großen Bällen, in den teuersten Gastwirtschaften. Die Frauen fallen durch den Prunk ihrer Kleider auf, die aus den ersten Geschäften stammen. Einige Jahre später sind die Leute wie vom Winde weggeweht.

Andere wieder haben ein großes Einkommen von 20—30 000 Mark. Man sollte glauben, das müsse genügen, nicht nur zu angenehmem Leben, sondern auch zur Kapitalbildung. Aber es ist nicht der Fall. Sei es, daß den Familienhäuptern das Verdienen zu leicht fällt oder die Einnahmen nicht ganz regelmäßig fließen, gleichviel: in beiden Fällen mangelt gar oft jede vernünftige Führung der Wirtschaft. Der Hang nach Luxus und Vergnügungen ist zu groß; der Verkehr mit dem Geldadel wirkt als schlechtes Beispiel. So lebt man in den Tag hinein; ist viel Geld da, wird es ausgegeben, ist keins da, läßt man sich keine grauen Haare wachsen; der Paktolus wird ja wieder fließen. Diese geniale Leichtlebigkeit tritt oft in sehr liebenswürdiger Weise auf

und verbindet sich mit großer Gutmütigkeit. Aber der Schluß ist selten heiter, zuweilen sogar tragisch. Gewisse geistige Fähigkeiten, schriftstellerische und künstlerische, ermöglichten vor etwa 1860 nicht so große Einnahmen. Von da ab erst begannen langsam, von 1870 ab rasch, die Preise zu steigen. War Erfolg bei uns vorher Quelle des Silbers, so wurde er von da ab zur Quelle des Goldes. Und die kluge Verwaltung des Mehr scheint größere Willenskraft und Begabung zu beanspruchen, als die des Weniger; gewöhnlich wird das Umgekehrte behauptet.

Siebzehnter Brief.

Wirtschaftliches. III. — Eine Beamtenfamilie. — Steigerung der Gehälter und Zeitansprüche. — Wie man im Hause lebt. — Die Tochter als Erwerberin. — Vergnügungen. — „Frühlingsahnung". — Übersicht der Ausgaben. — Prozentsätze zur Einnahme. — Vergleiche. — Ein eisernes Gesetz. — Bemerkungen.

Der zweite Haushalt ist der eines Staatsdieners — ich möchte hinzufügen: vom alten Schlag. Wer Vertreter dieses Kreises kennt, wird wissen, welche vorzüglichen Eigenschaften hier zu Hause sind: unermüdliche Arbeitskraft, eisernes Pflichtgefühl, Hingabe an den Staatsgedanken auch dann, wenn nicht volle Übereinstimmung mit den zu einer Zeit herrschenden politischen Ansichten der leitenden Mächte vorhanden ist. Bilden sich auch neben dem Guten Eigentümlichkeiten aus, die nicht angenehm berühren, eine gewisse Steifheit des äußern Benehmens, zuweilen sogar büreaukratischer Dünkel, so ist das doch durchaus nicht die Regel und mindert den Wert der unleugbaren Vorzüge nur selten. In jedem Stande entwickeln sich ja Einzelheiten, die weniger angenehm empfunden werden.

Weniger in das Auge fällt die hauswirtschaftliche Tüchtigkeit, die auch heute noch den weitaus größern Teil

der Beamtenschaft auszeichnet. Sind auch die Gehälter höhere geworden, so hat diese Steigerung doch nicht Schritt gehalten mit der durchschnittlichen Erhöhung der Lebenshaltung in andern Ständen, die größere Bedürfnisse mit größern Einnahmen in Einklang bringen konnten. Der Staatsdiener mit Hochschulbildung gehört den höhern Ständen der Mittelklasse an und ist äußerlich zu anständigem Auftreten genötigt. Er muß deshalb heute nicht geringe sittliche Kraft besitzen, um allen Anforderungen zu genügen, und er und seine Frau benötigen große wirtschaftliche Begabung, wenn die Verhältnisse nicht in heillose Verwirrung geraten sollen.

Der Vorsteher des Hauses, dessen Wirtschaftsleben ich im folgenden schildern will, besitzt mit seiner tüchtigen Gattin alle Eigenschaften, die einen geregelten Haushalt verbürgen. Das Leben ist ein durchaus häusliches; Luxus kennt man nicht. Die Wohnung liegt ziemlich weit vom Amt entfernt, denn nur in den äußern Teilen der Vorstädte sind etwas größere Wohnungen noch zu erschwingen; eine bequeme Pferdebahnverbindung erleichtert den Verkehr. Die Wohnung liegt im dritten Stockwerk und besteht aus zwei Schlafzimmern, einer Eß- und zugleich Wohnstube, einer „guten Stube" und einem kleinen Zimmer für den Hausherrn, in welchem Raum auch dessen Frau sich in Abwesenheit des Mannes aufhält. Die vor zwanzig Jahren angeschaffte Einrichtung ist gediegen und einfach: tadellose Reinlichkeit bildet den besten Schmuck; die Frau besitzt die Kunst des Erhaltens. Eine große Tugend. Die Familie besteht neben den Eltern aus zwei Knaben von zwölf und dreizehn Jahren und einer neun-

zehnjährigen Tochter. Diese hat die Lehrerinprüfung abgelegt und ist nebenbei zur Blumenmalerin ausgebildet worden. Das Mädchen, obwohl keine Künstlerin im strengsten Sinne des Wortes, hat Begabung und Geschmack. Sie bemalt Fächer, Körbe, Glas- und Porzellangefäße mit anmutigen Ranken und verdient sich zwischen 300—400 Mark bei ungefähr vierstündiger Arbeit täglich. Das ist auch der Grund, weshalb in die unten folgende Ausgaben-Übersicht für sie kein Betrag aufgenommen ist. Das Mädchen bestreitet damit Kleidung und Beschuhung, hat im Jahre 1889 90 Mark auf die Sparkasse gebracht, bezahlt Farben u. s. w. Außerdem aber bereitet es ihm inniges Vergnügen, Eltern und Geschwister mit kleinen Geschenken zu erfreuen, und einigemal im Jahre den Freundinnen einen „Damenkaffee“ mit Kuchen und Baisertorte zu geben.

Die Vergnügungen der Familie sind so einfach wie nur denkbar. Aber was sie würzt, ist die Frohlaune der Hausfrau, einer heitern Rheinländerin, die einen Gutteil der Frohnatur auf die Kinder vererbt hat. An schönen Tagen macht man Spaziergänge, im Sommer drei bis vier Ausflüge in die Umgebung, zuweilen geht es nach dem Zoologischen Garten, nach dem Konzerthaus oder, sehr selten, in ein Theater. Abends wird oft nach dem Abendbrot vorgelesen. Der Verkehr mit sehr befreundeten Häusern bürdet keine großen Ausgaben auf, und eine „Gesellschaft“ wird nur einmal jährlich gegeben — eine der bekannten „Abfütterungen“, deren Glanzpunkt jener Augenblick bildet, wo der letzte Gast von dem Mädchen für alles über die Treppen hinabgeleitet wird.

Die Kleider werden mit seltenen Ausnahmen stets zuhause gemacht, nur Mäntel oder Jacken fertig gekauft. Die meiste Kunst erfordert es, die Gewänder der Knaben in Ordnung zu halten. Da vererbt sich stets, wenn es geht, Vaters Rock und Beinkleid auf den Ältesten und zuweilen noch von diesem auf den Jüngsten. Kurz, es wird alle hausmütterliche Schlauheit und Staatskunst aufgeboten, um aus dem Alten ein Neues hervorzubringen. Wenn aber Neuanschaffungen nicht zu vermeiden sind, dann werden sie mit feinster Vorausberechnung eingeteilt; hat der Vater etwas nötig, so müssen die Herren Söhne noch bis zum nächsten Jahre warten und umgekehrt. An Einfachheit gewöhnt, härmen sich die Knaben nicht darüber und machen Witze über die kurzen Hosen, die von Papas langen Beinkleidern „gelegt“ worden sind. Eine Zeichnung des Älteren stellt die Mutter dar, wie sie dem Kleiderschrank eine Jacke des Vaters entnimmt. Oben steht „Frühlingsahnung“ und unten, im Hinblick auf die bevorstehende Umkehrung des Kleidungsstücks: „Nun muß ich alles, alles wenden“.

Von einem bezahlten Sommeraufenthalt könnte keine Rede sein. Aber eine Verwandte des Hausherrn besitzt ein kleines Stadtgut in Schlesien. Dorthin gehen jährlich auf einige Wochen Vater und Tochter, oder Mutter und Söhne. Die alte Dame sendet auch zu Festzeiten kleine Beträge für die Mitglieder der Familie, der sie herzlich zugethan ist, oder bereichert die Speisekammer mit angenehmer Zubuße von Obst, Geflügel oder Würsten.

Das Wirtshaus spielt im Leben des Hausherrn fast gar keine Rolle. Nur einmal wöchentlich geht er in einen

Verein von Standesgenossen, der ernstere Ziele, als nur die Befriedigung des Durstes verfolgt. Das Rauchen hat er sich aus Sparsamkeit fast ganz abgewöhnt. Diese Thatsachen erklären auch, warum der Betrag, den er für sich ausgesetzt hat, so klein ist und doch manchen Monat nicht einmal zur Hälfte verbraucht wird.

Ich lasse nun den Auszug der Jahresrechnung folgen (1889):

	Mark
Einnahme nebst den Zinsen von 9000 Mk. . .	5450,—
Ausgaben:	
Wohnung (mit Mietsteuer)	1225,—
Heizung	140,—
Beleuchtung	45,—
Essen (170 Mk. monatlich)	2040,—
Wäschereinigung	45,—
Mädchen für alles (monatlich 10 Mk., wird stets in der Provinz gemietet)	120,—
Dienstboten-Krankenversicherung	6,—
Bekleidung und Beschuhung:	
für die Hausfrau.	85,50
für den Hausherrn (nur Beschuhung)	17,—
für die Knaben	95,—
Schulgeld für die Knaben	240,—
Schulbücher, Hefte, Federn u. s. w.	24,75
Taschengeld: jedem Knaben monatlich 50 Pfg.	12,—
für die Hausfrau monatlich 10 Mk. .	120,—
für den Hausherrn monatlich 15 Mk.	180,—
Steuern nebst Witwenkasse	254,—
Neu-Anschaffungen von Geschirr u. s. w. . .	28,75
Mk.	4678,—

	Mark
Übertrag	4678,—
Für Verbesserung von beschädigtem Zimmergerät, verdorbenen Schlössern u. s. w.	16,20
Nähsachen u. s. w.	31,85
Weihnachten und Geburtstage	152,50
Vereine	40,—
Zeitungen	26,—
Postwertzeichen	9,15
Arzt und Apotheke (dabei sechs Flaschen Chinawein mit Eisen)	76,30
Einige juristische Werke	27,—
Wohlthätigkeitsausgaben (Vereine, Sammlungen)	46,—
Sparkasse für jedes Kind seit der Geburt vierteljährlich 5 Mk.	60,—
Reserve monatlich 5 Mk. zurückgelegt	60,—
Pferdebahn	82,50
Vergnügungen (einmal nach Potsdam, einmal nach Erkner, zweimal im Zoologischen Garten, Beträge für die Knaben bei Schulausflügen, einmal im Schauspielhause)	62,—
Die Jahresgesellschaft	82,50
Gesamtbetrag . . . Mk.	5450,—

Wenn wir wie in der vorigen Aufstellung die Hauptausgaben im Verhältnis zur Einnahme berechnen, so ergeben sich folgende Zahlen:

Wohnung 22,478 Prozent, also mehr als $^1/_5$ (im ersten Beispiel etwas über $^1/_9$).

Nahrung 37,43 Prozent = bedeutend über $^1/_3$ (im ersten Beispiel weniger als $^1/_5$).

Steuern etwas über 6 Prozent = etwa $^1/_{17}$ (dort etwa $^1/_{20}$).
Bekleidung 3,65 Prozent = fast $^1/_{30}$ (dort etwa $^1/_{23}$).
Vergnügungen und Geselligkeit 2,6 Prozent = etwa $^1/_{40}$ (dort $^1/_{10}$—$^1/_{28}$).
Wohltätigkeit 0,84 Prozent = etwa $^1/_{118}$ (dort $^1/_9$).

Auf den ersten Blick zeigt der Vergleich, daß jeder Betrag aus der Reihe der unabweisbaren Ausgaben sich im Teilsatz vermehrt, je kleiner die Einnahme ist. Wir werden noch sehen, daß dieses Gesetz für Berlin den Wert eines eisernen beanspruchen kann.

Alles, was das Leben nach außen hin verschönt, muß dagegen zurückweichen, und selbst bei dem Wunsche, andern zu helfen, bleibt sehr wenig dafür verfügbar. Es gehört schon eine große Hausfrauenbegabung dazu, um mit 170 Mark monatlich sechs Menschen genügend zu ernähren, d. h. unter diesen Verhältnissen. Die zumeist sitzende Lebensweise des geistigen Arbeiters — und zwei Gymnasiasten müssen ebenso dazu gerechnet werden, wie die malende Tochter — macht es notwendig, leichter verdauliche Kost zu bieten. Der körperliche Arbeiter befindet sich darin in viel besserer Lage, da er den nötigen Kraftersatz durch eine viel billigere Nahrung erreichen und dabei doch gesund und leistungsfähig bleiben kann, wenn er nicht durch Trunksucht und Ausschweifungen seine Kräfte untergräbt oder durch sehr schlechte Wohnungsverhältnisse geschädigt wird.

Aber die Übersicht lehrt noch manches andere. Im ganzen Jahre hatte man nur sechzehn Besuche des Arztes (jeden zu drei Mark) nötig; die Heilmittelrechnung war unbedeutend. Nun aber denke man sich, daß sich einmal

ernste, dauernde Erkrankungen einstellen, deren Bekämpfung größere Geldmittel beansprucht. Der geistige Arbeiter, in wessen Dienst er stehen möge, wird heute wahrlich nicht geschont. Wohl hat der Staatsdiener sein sicheres Einkommen und erhält dadurch ein Gefühl der Ruhe, das so viele andere Menschen entbehren müssen. Aber seine Kräfte sind stets stark angespannt durch äußere und innere Verpflichtungen, und das rächt sich zuweilen sehr an der Gesundheit. Was aber dann eine vier- bis sechswöchentliche Kur kostet, weiß man. Jedes Ereignis, das unvermutete Ausgaben mit sich bringt, zerstört das wirtschaftliche Gleichgewicht. Wenn, wie in unserm Falle, noch ein kleines Vermögen vorhanden ist, dann läßt sich das Unglück überwinden, aber wenn nicht, was dann? Dann heißt es nicht am Überflüssigen, sondern am Notwendigen sparen, und es ist dann gewöhnlich das Haushaltsgeld, das beschnitten werden muß bis zu der äußersten Grenze, d. h. soviel, daß man sich eigentlich überhaupt nicht mehr genügend nährt.

Es ist das eigentlich unvernünftig gedacht, denn unpassende oder unzureichende Nahrung kann sich in der Zukunft rächen. Hier und dort greift man, zuweilen mit verschämten Lächeln, zur Pflanzenkost. Ist diese aber geschmackhaft zubereitet und soll sie Abwechslung bieten, so zeigt sich, zumal im Winter, sehr bald, daß man bei ihr keine Ersparnisse machen kann. Ist sie aber billig, dann spielen Hülsenfrüchte eine große Rolle, und es treten bei geistigen Arbeitern Gesundheitsstörungen ein, die wieder zur gemischten Kost zurückführen.

Es giebt eine nicht geringe Zahl ungefähr gleich

großer Einkommen (zwischen 5—6000 Mark), die nicht unbedingt sicher und häufigen Schwankungen unterworfen sind. Das ist der Fall bei den sogenannten freien Berufen und bei vielen Angehörigen des Handels und der Gewerbe. Durch die schwankende Einnahme ist die Festsetzung der Beträge vielfach erschwert. In günstigerer Lage aber befinden sich viele Familien doch dadurch, daß ihr Stand ihnen ein viel einfacheres Auftreten ermöglicht. Der Betrag für die Wohnung ist ein geringerer, ebenso fordert die Erziehung kleinere Beträge. Ein Handwerker oder kleinerer Kaufmann, Zwischenhändler u. s. w., der 6000 Mark verdient, kann viel eher zur Kapitalsbildung gelangen, als ein Angehöriger der höhern Stände es selbst bei äußerster Sparsamkeit imstande ist. Er kann dann den Kreis seiner Unternehmungen erweitern und den Gewinn bei kluger Berechnung der Umstände vergrößern.

Das alles fällt bei den meisten geistigen Berufen fort. Beamte, Lehrer, Prediger, Schriftsteller und Künstler, die nicht besonderes Glück haben, können wohl langsam zu höherm Einkommen gelangen, aber sie zehren fast immer das Einkommen auf, sodaß in diesen Kreisen in der Regel die Ansammlung eines nennenswerten Vermögens ausgeschlossen ist und das Erbe, das sie den Ihrigen hinterlassen, gewöhnlich nur in guter Bildung bestehen kann. Darin aber mag es auch begründet sein, daß sich gerade diese Kreise vielleicht die meiste sittliche Kraft und Gesundheit erhalten, die leider unter günstigen äußern Verhältnissen sehr oft Schaden leiden.

Achtzehnter Brief.

Wirtschaftliches. IV. — Arbeiterhaushaltungen. — Allgemeines. Seltsame Rechnungsführung. — Stufen des Arbeiter-Einkommens. — Haushalt eines Höherentlohnten. — Mann und Frau. — Ihre Wohnung. — Wochengeld. — Was sie essen. — Übersicht der Ausgaben. — Wie ein Handwerker Sozialdemokrat wird.

Ich wende mich einem Gebiete zu, das heute auf doppelt große Beachtung Anspruch erheben kann, dem Haushalt des Berliner Arbeiters. Auf verschiedene Einzelheiten, welche die Verhältnisse zum Teil beleuchten, habe ich wohl schon hingewiesen. Aber man gestatte mir, auch diese wieder in das Gesamtbild zu verflechten. Es wird darin nicht an Licht, nicht an Schatten fehlen; die echte Wirklichkeit vereint beides; nur die sogenannte Natur der jüngsten litterarischen Schule kennt nur den letztern, weil, mit Ausnahme eines einzigen Schriftstellers, keiner ihrer Vertreter das „Volk“ thatsächlich kennt.

Es ist betont worden, welche Schwierigkeiten es bietet, Einblick in das innere Wirtschaftsleben zu erlangen, auch dort, wo die Verhältnisse eine Prüfung nicht zu scheuen haben. Selbst dann ist es ein Freundschaftsdienst, der erst nach langem Zaudern geleistet wird. Aber diese Schwierigkeiten sind Kinderspiel gegen jene, die sich

uns entgegenstellen, wenn wir von einem Handwerker oder Arbeiter Auskünfte begehren, wie viel er verdiene und wie er den Verdienst ausgebe. Nur Zufälle und besondere Verhältnisse ermöglichen den Einblick, und selbst dann bleibt manches dunkel.

Eine Erfahrung habe ich in fast allen Fällen mit einer einzigen Ausnahme gemacht: von einer Buchführung, selbst in dürftigster Form, ist wenig oder gar nichts zu entdecken. Ich habe das Merkbuch eines Arbeiters in Händen gehabt — es ließe sich darüber eine fesselnde Studie schreiben, denn es enthielt neben andeutenden Zeichnungen von Maschinenteilen und sonstigen Bemerkungen Kraftstellen aus Schriften von Lassalle, Marx, Büchner, Bruchstücke von Gedichten und Liedern. Aber Haushaltsrechnungen waren sehr dünn vertreten und nur hier und da fanden sich Ausgaben bemerkt. Seine Frau schrieb zuweilen solche auf die weiße Innenseite der Schrankthüren. Einen zweiten, einen Bayer, fragte ich, warum er denn die Ausgaben nicht in ein Büchlein eintrage. Er antwortete: „Z' wegen was denn? Was mr ham, dös geben mr halt aus. Bleiben tuet eh nix".

Es ist ja sicher, daß die Einnahmen nicht selten unzureichend sind, aber Tausende wirtschaften, ohne zu verschwenden, so unvernünftig, daß sie selbst bei bessern Löhnen nichts erübrigen könnten. Die Hauptschuld liegt dann gar oft auf seiten der Frauen, die eben von der Wirtschaft nicht das geringste verstehen. Anderseits verbrauchen viele Männer zu viel für sich.

Die erste Frage, die man beantworten muß, ist: „Kann eine Berliner Arbeiterfamilie mit dem Verdienst

des Vaters überhaupt leben?" Ich kann darauf nach meinen Erfahrungen mit „Ja" antworten, wenn auch das Ja durch Umstände Einschränkungen erleiden muß.

Wie in andern Ständen giebt es auch unter den Arbeitern Abstufungen des Einkommens vom „Meister" und Vorarbeiter bis zu den jungen Anfängern; und auch unter diesen sind Unterschiede in verschiedenen Gewerbszweigen, aber den tiefsten Unterschied bedingt die sittliche Tüchtigkeit. Ist der Mann nüchtern und anständig, das Weib sparsam und fleißig, so genügt ein kleineres Einkommen; mangelt es an diesen Eigenschaften, so reicht auch ein größeres nicht aus. Das ist in allen Ständen gleich. Entscheidend ist auch die Anzahl der Kinder bis zu einem gewissen Grade; aber tüchtige Eltern reichen mit ihrem Einkommen bei höherer Kinderzahl besser aus als untüchtige. Nebenbei bemerke ich — die Angelegenheit läßt sich hier nicht weiter erörtern —, daß gewisse Grundsätze der Neu-Malthusianer in den untern Schichten sich merkwürdig weit verbreitet finden, wenn die Leute auch niemals den Namen des Malthus gehört haben.

Bei dieser Verschiedenheit der Verhältnisse ist es begreiflich, daß sich allgemein gültige Sätze gar nicht oder doch nur sehr selten aufstellen lassen. Bestehen bleibt aber dennoch der eine: bei geregelter Lebensführung können Arbeiter, die nicht ins Gelag den Stamm vermehren, auskömmlich bestehen, wenn nicht Ausstand, Krankheit oder Änderungen der Geschäftslage die Einnahmen schmälern.

Zum Beweise mögen zwei Arbeiterhaushalte dienen.

Der erste Hausvorstand gehört den höher bezahlten an. Er ist in einer Bronzewarenwerkstätte als Former

beschäftigt, ein fleißiger, achtungswerter Mann, braver Gatte und Vater. Schlicht in seiner Erscheinung, mit offenen, freundlichen Augen in dem blassen Gesicht, macht er sofort einen günstigen Eindruck. Politisch gehört er zu den Halbsozialdemokraten, d. h. er stimmt mit den „Genossen", weil es ihn kaum anders möglich dünkt; innerlich gehört er zu den Schwankenden. Der Ton der Jüngern und Jüngsten ist ihm zuwider; zu oft hat er erlebt, daß tüchtige Arbeiter, sobald sie vom Parteiteufel erfaßt wurden, aufhörten, tüchtig zu sein. Der Cynismus der Weltanschauung stößt ihn, in dessen Herzen das Religiöse noch nicht getötet ist, ab, und sein natürlicher Verstand sagt ihm, daß die Führer Hoffnungen erwecken, deren Erfüllung gar nicht möglich sei. Versammlungen besucht er fast gar nicht; ein Wirtshaus sehr selten. Seine Frau, ein früheres Dienstmädchen, ist trotz ihrer Kränklichkeit fleißig und sehr haushälterisch. Die Wohnung besteht aus einem ziemlich geräumigen Zimmer, an das sich die Küche schließt. Obwohl Mann, Frau und zwei Kinder hier schlafen und leben, ist alles von peinlicher Sauberkeit. Geblümte Kattunvorhänge sind an den zwei Fenstern angebracht; bescheidene Blumen stehen auf den Brettern. Die eine Langmauer nehmen zwei Betten und ein einfaches Schlafsofa ein, das den Kindern zur Ruhestätte dient; die andere wird von einem „Vertikow", einem Kleiderschrank und einem Waschtisch eingenommen. Ein Tisch und Stühle vervollständigen die Einrichtung.

Der Durchschnitt der Einnahmen ist 1700 Mark. In manchen Jahren sind sie größer gewesen, aber auch schon zuweilen kleiner. Die Arbeit ist eine schwere und

wenn es viel zu thun giebt, stellt sich dann bei dem Hausvorstand eine Erschöpfung ein, die ihn für eine Woche an das Bett fesselt.

An Wohnungsmiete muß 259 Mark gezahlt werden. Diese kleinen Wohnungen sind, weil am meisten gesucht, trotz des Mangels an Ausstattung, die teuersten. In dem Vorderhause befindet sich im 1. Stock eine Wohnung von 9 Wohnräumen, Küche und Badestube; sie kostet 1400 Mark, sodaß auf jedes Zimmer etwa 150 Mark entfallen. Dort auf die eine Stube mindestens 220 Mark. Und sie liegt im Hintergebäude im 4. Stock.

Wenn der Former am Samstag seinen Lohn empfangen hat, legt er den Teilbetrag für die Wohnungsmiete, die monatlich vorausbezahlt wird, beiseite. Die Frau erhält 18 Mark für den Haushalt der Woche, also 2,57 Mark für den Tag, 64 Pfennige für den Kopf; davon muß noch Beleuchtung bezahlt werden. Heizung begleicht der Mann, und zwar ist der Verbrauch folgender: Im Winter, also etwa 5 Monate hindurch, werden täglich 20 Stück Preßkohlen (das Hundert zu 6 Mark) und einige Späne Holz gekauft; damit muß ausgekommen werden. Im Notfall sitzt man abends am Herde in der Küche. Das sind 4000 Stück Preßkohlen = 24 Mark, 30 bei längerm Winter, und für 3 bis 4 Mark Holz. Der Sommerverbrauch beschränkt sich auf 1500—1700 Stück; jährlich 40—50 Mark.

Lehrreich ist der Tagesverbrauch an Nahrungsmitteln. Die Aufstellung ist nur eine durchschnittliche, da der Speisezettel nicht stets der gleiche ist. Stark ist der Verbrauch von Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Mehl, Brot

und Milch. Von Fleischwaren werden neben billiger Wurst — mit der Brot bestrichen, aber nicht belegt wird — zumeist gehacktes Rindfleisch oder Lungen verwendet, zu Fleischklößen (Klops) oder „falschen Hasen“ (Hackfleisch vermischt mit Semmelbröseln oder -Würfeln und dann mit etwas Fett ausgebacken). In Rücksicht auf Sonn- und Festtage wird Werktags sehr gespart.

Die Aufstellung zeigt folgende Durchschnittszahlen:

		Mark	
Milch, 2—2½ Liter		0,36	—0,45
Fleisch, 1—2 Pfund		0,70	—1,40
Gemüse, Kartoffeln, Hülsenfrüchte oder Reis		0,05	—0,15
Kaffee und Cichorie		0,10	—0,15
Brot		0,30	—0,40
Schrippen (gröbere Semmeln) zum Frühstück		0,12½	—0,12½
Wurst	etwa	0,30	—0,30—
Fett, Salz und Gewürze	etwa	0,10	—0,15
	Mk.	2,03½	—3,12½.

Das Mittel der beiden Zahlen ist 2,58 Mark, stimmt also mit dem für den Tag festgesetzten Betrag; da es aber nicht täglich erreicht wird, so bleibt ein Überschuß, der für Beleuchtung und kleinere Pfennigausgaben verwendet wird. Auf Borg wird nicht das Geringste genommen, es ist das überhaupt eine Hauptbedingung, wenn ein kleiner Haushalt in Ordnung bleiben soll. Sind größere Ausgaben nötig, so wird jede Woche ein berechneter Teilbetrag beiseite gelegt, damit der Gegenstand bar bezahlt werden kann.

Der Mann nimmt am Morgen in einem Blechgefäß Kaffee mit, abends und mittags trinkt er 2 bis höchstens 3 Glas Bier, das Seidel zu 10 Pfennige (Schnaps trinkt er gar nicht), Werktags raucht er 2, Sonntags 3 Cigarren zu 3 Pfennige, in das Wirtshaus geht er vielleicht einmal in der Woche, aber ist dann spätestens um 10½ Uhr zu Hause.

Ich stelle nun im folgenden die Zahlen zusammen, die ich in Erfahrung bringen konnte.

	Mark
Einnahme	1700,—
Ausgaben:	
Wohnung	259,—
Haushalt	924,—
Steuern	30,—
Krankenkassen- und andere Beiträge	13,—
Heizung, im Mittel	45,—
Winterrock für Mann	30,—
Hut	2,50
Stiefel für Mann	16,—
Stiefel für Frau	11,—
Stiefel für Kinder	10,—
Kleideranschaffungen für Frau und Kinder	23,—
Arzt und Apotheke für Frau	20,—
Zeitung, mit einem andern zusammen 6 Mark, also	3,—
Verschiedenes (Flickereien, Wäsche, Vergnügungen)	64,—
Mann (Getränke, Tabak, Groschensammlungen u. s. w.)	162,—
Mk.	1612,50.

Im Jahre 1889 hat die Ersparnis 82 Mark betragen. Ein Blick auf die Ausgaben lehrt, welche Spar-

samkeit nötig ist, um bei dem Einkommen noch etwas zu erübrigen. Mann und Weib müssen alle sittliche Kraft anwenden, um sich ehrlich durchzuschlagen, und müssen die Lebensansprüche fest in den Grenzen der ihnen gegebenen Wirklichkeit zu halten wissen. Vergnügungen, die Geld kosten, sind sehr selten, Ausflüge nach dem Zoologischen Garten an „billigen Sonntagen“, wobei der „Freßkober“ mitgenommen wird, oder in die Hasenheide, dazu reicht es noch; alle heiligen Zeiten, d. h. in Jahren einmal, geht man in ein billiges Rauchtheater. Damit sind die äußern Vergnügungen erschöpft. Der Mann hilft sich: er entlehnt Bücher aus den Volksbüchereien und liest des Abends, wenn er nicht zu müde ist; die Frau begnügt sich mit dem Roman und den örtlichen Nachrichten im „Blatt“ oder redet mit den Nachbarinnen, sobald sie die Kinder zu Bett gebracht hat.

So lange die Verhältnisse fest bleiben, kann also der höher entlohnte Arbeiter, der eine sittliche Lebensführung übt, nicht nur auskommen, sondern auch einen Notgroschen zurücklegen. Aber es wird von ihm dann eine sittliche Kraft gefordert, die über das Durchschnittsmaß hinausgeht. Wie viele von uns, die wir höhere Bildung und größeres Einkommen besitzen, können sich derselben rühmen?

Ist der Mann oder die Frau leichtsinnig, oder nur nicht genug pflichtgetreu, so beginnt der Zerfall. Kehrt erst in die Wirtschaft Unordnung und Unreinlichkeit ein, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß der Mann Kneipenläufer wird. Oder wenn er zu trinken beginnt oder nur mehr für sich verbraucht, so wird die beste

Frau das wankende Gebäude nicht mehr lange stützen können. Nun sind die Verführungen sehr groß. Eine Menge von Arbeitern, besonders unverheiratete, sehen nicht gern, wenn ein Genosse sich streng eines geordneten Lebens befleißigt. Sie hänseln ihn als Pantoffelhelden, machen sich über ihn als geheimen Kapitalisten lustig, verdächtigen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung. An hundert Stellen wird so der Hebel angesetzt. Es gehört eiserne Willenskraft dazu, um diesen Einflüssen nur so weit nachzugeben, als es sich mit der Vernunft vereinigen läßt. Die leidenschaftlichen Anhänger der Sozialdemokratie — es sind nicht immer etwa die besten Arbeiter — wittern in jedem, der sich von den Versammlungen und Kneipereien fernhält, den „Bourgeois“. Vielen mag er deshalb unangenehm sein, weil sie sich über seine bessere Lage ärgern; er soll aber nicht zufrieden sein, nicht sich begnügen, das giebt ein übles Beispiel. Erst wenn die festen Grundlagen seines wirtschaftlichen Seins zu wanken beginnen, wird er „reif“, und hat er endlich nichts zu verlieren, dann gelingt es bald, ihn ganz herum zu bekommen. Sehr häufig verführt der falsche Ehrgeiz, unter den Genossen eine Rolle zu spielen, auch tüchtige Kräfte und vernichtet das Gleichgewicht des Haushalts.

In welcher Art das vor sich gehen kann, mag folgender Fall beweisen:

Der Schreiber dieser Briefe ließ jahrelang bei einem Schuster in der Taubenstraße arbeiten. Der Mann besaß gute und sichere Kunden, denn er arbeitete gediegen und hübsch. Er freute sich des wachsenden Einkommens und war lustig bei der Arbeit. Der kleine, tadellos saubere

Laden, die hübsche Meisterin, die gesunden Kinder: alles machte einen ansprechenden Eindruck. Ich saß manche halbe Stunde in der Werkstatt und unterhielt mich mit dem verständigen Manne, der sehr oft klagte, daß mit den Gesellen, sobald sie Sozialdemokraten würden, oft gar nicht auszukommen sei. Er war auf bestem Wege zu ehrlich verdientem Wohlstande. Das steigerte plötzlich sein Selbstgefühl, er begann weniger zu arbeiten, und seine Frau hielt es für unbedingt nötig, sich mit Federhut und Samtmantel zu versehen. Kleine Verlegenheiten wurden beseitigt, neue stellten sich ein; Kunden fielen ab. Statt einfach umzukehren, begann der Schuster zu schimpfen und stärker zu trinken. Ein Geselle, der bei ihm arbeitete, spielte nun den sozialdemokratischen Mephisto. Der Meister fing an, Versammlungen zu besuchen und wurde immer mehr umstrickt. Das Geschäft war nicht mehr zu halten, er mußte es aufgeben und zog als armer Mann in ein Hinterhaus des äußersten Nordens. Ich hatte trotz alledem noch bei ihm arbeiten lassen und beschloß, ihm auch jetzt noch einen Auftrag zu geben. Ich fand den Mann um die Mittagszeit mit einem schweren Katzenjammer auf dem schmutzigen Bette; er sah verkommen aus, die Frau verlottert, den Kindern schaute die Not aus den blassen Gesichtern. Der Vater aber entlud, als ich mit sehr zurückhaltenden Worten auf die frühere Lage und seine Schuld hinwies, in maßlosem Geschimpfe seinen Zorn über die „Besitzenden“ und „Ordnungsbestien“, die den „ehrlichen Arbeiter“ ausbeuten. Aber es werde anders kommen, man solle sich vorsehen u. s. w.

Solche Fälle sind natürlich nicht die Regel, aber

häufiger als man annehmen sollte. Viele freie Handwerker, die durch eigene Schuld ihre wirtschaftliche Lage zerstören, verfallen der Sozialdemokratie ebenso wie diejenigen, die von größern Unternehmern thatsächlich elend entlohnt werden und zuletzt die einzige Rettung darin sehen, sich den Vertretern des geträumten Zukunftsstaates anzuschließen.

Neunzehnter Brief.

Wirtschaftliches. V. — Eine andere Arbeiterfamilie. — Einfluß von Krankheiten auf die Lage. — Rückblicke und Vergleiche. — Der Haushalt eines unverheirateten Arbeiters. — Vergleiche mit andern Schichten. — Schlußbemerkungen.

Das Schicksal der zweiten Arbeiterfamilie ist kennzeichnend für den Lebenskampf vieler Vertreter der untern Schichten, insofern es zeigt, wie selbst bei geordneten Verhältnissen länger dauernde Krankheiten Familien, falls nicht von außen Hilfe kommt, in die Verarmung treiben können.

Der Mann gehörte einer Abteilung des Bauhandwerks an und arbeitete jahrelang in einer größern Werkstatt. Obwohl nicht sonderlich kräftig, war er zähe, ein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter, mäßig und nüchtern. Trotz aller Sticheleien und Spöttereien hielt er sich ganz von den sozialdemokratischen Bestrebungen fern. Bezeichnend ist's, daß ihn, der auf dem Lande aufgewachsen war, die rohen Witze und Schimpfereien über alles Religiöse am meisten abstießen und er deshalb auch gegen alle andern Lehren mißtrauisch und ablehnend sich verhielt.

Als Zweiunddreißigjähriger heiratete er ein fleißiges Stubenmädchen und begründete sich ein bescheidenes Heim in einer Straße Moabits (einer Vorstadt im Nordwesten Berlins). Die Wohnung lag im vierten Stock eines Hinterhauses und bestand aus Stube und Küche. Beider Ersparnisse genügten, um auf einen sogenannten „Leih-Kontrakt“*) eine größere Anzahlung zu leisten und die Wohnung einzurichten.

Diese billigen Möbel werden in Mengen erzeugt; obwohl aus ziemlich schlechtem, weichem Holz gemacht, ahmen sie Ahorn oder Nußbaum nach und zeigen nicht ungefällige Formen. Der Preis jedoch ist stets zu hoch, weil die Hersteller die Zinsen für die Stundung aufschlagen (im Durchschnitt 16 bis 18 Prozent des bei Barzahlung geforderten Preises).

Der Mann arbeitete in der Werkstatt, die Frau nähte für ein großes Wäschegeschäft, das billige Hemden und Unterkleider erzeugt. Die Stunden, die ihr der kleine Haushalt übrig ließ, saß sie an der Nähmaschine. So führten beide ein arbeitsreiches, aber doch nicht freudloses Leben, denn sie hatten sich gern und achteten einander. An den Sonntagen der guten Jahreszeit machten sie sich nach dem Gottesdienst auf und verbrachten den Tag in der Jungfernheide oder wanderten über Plötzensee hinaus, abwechselnd den Korb tragend, der

*) Derselbe enthält die Hauptbestimmung, daß die Gegenstände so lange Eigentum des Vermieters bleiben, bis der ganze Betrag getilgt ist. Ein säumiger Zahler kann dadurch in die Lage kommen, alles zurückgeben zu müssen, trotzdem er schon ein Drittel oder über die Hälfte des Werts bezahlt hat.

die Eßwaren, gemahlenen Kaffee und etwas Zucker enthielt. Sie hatten so an nichts Äußerlichem Überfluß; die Vergnügungen anderer waren für sie bloße Worte, aber sie verlangten nicht darnach und wären vollkommen glücklich gewesen, wenn die Ehe nicht kinderlos geblieben wäre.

Aus diesen Jahren stammt die folgende Durchschnittsübersicht.

Der Mann verdiente wöchentlich 18 Mk., zuweilen durch Überstunden oder Nachtarbeit noch etwas mehr, sodaß der Jahresbetrag zwischen 1000 bis 1100 Mk. schwankte. Der Erlös der schlechtbezahlten Arbeit der Frau bewegte sich zwischen 150 bis 200 Mk. So machte die Einnahme etwa 1250 Mk. aus.

Dem stellten sich folgende Ausgaben gegenüber:

	Mark
Wohnung	240,—
Essen (für den Tag 1,50 bis 1,75) 1,65 im Mittel	594,—
Abgaben, Krankenkasse, Begräbniskasse . . .	27,50
Kleidung und Schuhe etwa	60,—
Verschiedenes (Heizung, Beleuchtung und Kleinigkeiten)	80,—
Mann: Tabak, 35 Pf. für die Woche . . .	18,20
„ Getränke, 15 Pf. für den Tag . . .	52,50
Abzahlung für Möbel 5 Mk. im Monat . .	60,—
„ für eine Nähmaschine wöchentlich 75 Pf.	39,—
Betrag	1171,20

Zwischen 50 bis 60 Mk. betrug in den ersten drei Jahren der Ehe die Ersparnis. Mit welch freudigem Lächeln und mit wie glänzenden Augen zeigten die Leute das Sparkassenbuch. Ich glaube, man darf das Gefühl, das solche schlichte Tüchtigkeit einflößt, wohl als Ehrfurcht bezeichnen, denn das, worauf ein solches Leben sich begründet, ist in seiner Art innere Größe.

Die Leutchen hatten es so weit gebracht, daß die letzten Raten für Zimmer- und Küchengerätschaften und für die Nähmaschine abgetragen waren und sie nun alles ihr wohlerworbenes Eigen nennen durften. Da begann die Frau zu kränkeln und kurz darauf auch der Mann. Sie hatte sich eben überangestrengt an der Maschine, er sich in der zugigen Werkstatt erkältet; er lag dann vom 9. Januar bis 27. Februar im Städtischen Krankenhaus in Moabit, sie vom 24. Januar bis 1. Mai; er wurde als „ungeheilt“, sie als „gebessert“ entlassen, aber beide konnten noch monatelang nichts arbeiten. Das Ersparte ging drauf; der Wirt, der das Ehepaar achtete, stundete vier Monate lang die Miete. Obwohl Mann und Frau sich aufs äußerste einschränkten, mußten sie bald die Maschine und einige Möbel verpfänden. Ein Zufall, wie man es zu nennen pflegt, brachte Hilfe; die Sachen konnten ausgelöst und die Miete langsam bezahlt werden. Wäre diese günstige Schicksalsfügung nicht eingetreten, hätten die Armen trotz allem Fleiße, trotz aller Sparsamkeit in eine Lage kommen können, für die es fast niemals ein heilendes Mittel giebt. Aber auch so befinden sie sich noch in eingeengter Lage, da beide gezwungen sind, weniger zu arbeiten, und ihr Einkommen sich um

etwa 150 Mk. vermindert hat. Und trotz allem müssen sie noch dem Geschick dankbar sein, daß es ihrer Ehe keine Kinder bescherte.

Stellen wir nun jene Ausgaben der vier Übersichten zusammen, die allen Haushaltungen gemein sind, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen:

		I.	II.	III.	IV.
Einnahmen:	Mk.	23165	5450	1700	1250
Wohnung:	„	2460	1225	259	240
Miete im Verhältnis zur Gesamteinnahme ungefähr	%	11	22,5	15,25	19,2
Essen:	Mk.	4200	2040	924	594
„ in Prozenten:		16,9	37,43	52,8	48,32

Aus den Zahlen ergeben sich folgende Thatsachen in allgemeiner Fassung:

Je kleiner das Gesamteinkommen ist, desto größer ist jener Teilsatz, der auf die zwei unabweisbaren Ausgaben, Wohnung und Nahrung entfällt.

Oder:

Der Betrag für Wohnung und Nahrung steigt im umgekehrten Verhältnis zur Einnahme.

Doch sei angemerkt, daß dieser Satz nur auf Berlin und andere Mittelpunkte der Gewerbsthätigkeit, wo der Bodenwert in ungesunder Weise sich erhöht hat, angewendet werden darf.

Als zweite Folgerung ist hervorzuheben:

Der Angestellte mit mäßigem Einkommen (zwischen 3 bis 5000 Mk.) muß von seinem Gehalt einen viel

größern Teilsatz für die Wohnung ausgeben, als der Angehörige irgend einer andern Schicht.

Zugleich muß man hinzufügen, daß auf seinem und dem noch höhern Einkommen eine Menge von gesellschaftlichen und andern Verpflichtungen lasten, denen sich zu entziehen einfach unmöglich ist. Kleidung, Erziehung der Kinder, Wohlthätigkeit und vielfach aufgezwungene Geselligkeit nehmen Beträge in Anspruch, die oft sehr hart empfunden werden und von denen das Wirtschaftsleben der Handarbeiter ganz entlastet ist. Wenn Vertreter der gebildeten Stände sich genötigt sehen, alle höhern Genüsse, den Besuch des Schauspiels und der Oper, der Musikaufführungen u. s. w., fahren zu lassen, so bedingt das eine Entbehrung, die in den untern Schichten sehr selten empfunden wird, da der Trieb nach solchen Vergnügungen nicht so stark hervortritt.

Ich möchte hinzufügen: leider. Hätte man den unteren Schichten edle Vergnügungen zugänglich gemacht, wäre der Geisteszustand der Massen heute ein besserer.

Der letzte Haushalt ist der eines unverheirateten Arbeiters. Sein Vater stand als Gärtner in Diensten eines schlesischen Adeligen und er selber sollte Gärtner werden. Aber nach Abdienung der Heerespflicht konnte er sich nicht entschließen, zu Hause zu bleiben, und trat bei einem Schlosser in die Lehre und dann in eine Berliner Werkstätte. Der jetzt 28jährige junge Mann besitzt geistiges Streben. Als vor einiger Zeit der Schreiber dieser Zeilen in demselben Vororte, wo der Arbeiter wohnte, einen Vortrag gehalten hatte, sprach ihn der junge Mann am Ausgange des Saales an und fragte

in bescheidener Weise, ob es nicht möglich wäre, ein in der Vorlesung erwähntes Buch geliehen zu erhalten. Ich bestellte ihn eines Sonntags zu mir, um ihm das Buch zu geben. Dabei fragte ich ihn vorsichtig nach seinem Schicksal und er taute bald auf. Er bekannte sich zur Sozialdemokratie. Aber seine Darlegung zeigten eine solche heillose Verwirrung, daß es nicht schwer fiel, ihn durch Einwürfe aus der Fassung zu bringen. Ich sah bald, daß die ganze Weisheit an ihm nur äußerlich klebte und er im Herzen noch unverdorben war. Von da an ging ich langsam weiter, lieh ihm Bücher, die er fassen konnte, und blieb vor allem gegen ihn stets gleich freundlich und gut gesinnt. Der Erfolg blieb nicht aus, wenn er sich auch langsam einstellte: jetzt ist der junge Mann nicht mehr Sozialdemokrat.

Hinzugefügt sei, daß er wegen dieses Umschwungs in seinen Ansichten aus dem Verbande der Anstalt ausscheiden mußte, da ihm das Benehmen der Genossen das Bleiben unmöglich machte; daß es ihm in einer zweiten Arbeitsstätte in Berlin ebenso erging und er sich am Ende entschließen mußte, in der Provinz Arbeit zu suchen.

Der junge Mann hatte einen Wochenverdienst von 17 bis 20 Mk., im Durchschnitt 18 Mk. Da er in dem Jahre, aus dem die folgenden Zahlen stammen, sich zwei Wochen lang an einem Ausstande beteiligte, so betrug die Einnahme etwa 900 Mk.

Ihr standen folgende Ausgaben gegenüber:

Schlafstelle, wöchentlich 1,50 Mk. . . . 78,— Mk.
Essen (er nimmt kein erstes Frühstück).

	Übertrag:	78,— Mk.
Zweites Frühstück: Brot mit Wurst oder Speck	15 Pf.	
Ein kleine Weiße	10 „	
Mittagsbrot (mit Glas Bier) .	50 „	
Vesper	15 „	
Abendbrot	35 „	
	1,25 Mk.	
	Jahresbetrag	455,25 Mk.
Kleidung. Ein „guter“ Sommeranzug	22,— Mk.	
Ein Hut	2,50 „	
Zwei wollene Hemden . .	5,— „	
5 Paar Socken	3,— „	
Ein blaue Leinwandbluse .	1,75 „	
Ein Winterbeinkleid . . .	6,— „	
	40,25 Mk.	40,25 Mk
Beschuhung. Ein Paar Schaftstiefel	9,— Mk.	
Für Besohlen, Vorschuhen und Flicken	6,— „	
	15,— Mk.	15,— Mk.
Für Sammlungen zu Parteizwecken; für Ausgewiesene u. s. w. rund		13,— Mk.
Bücher und Beitrag für das Halten einer Zeitung		9,— „
Zigarren täglich zwei, Sonntags drei (zu 3 Pf.) etwa		25,— „
Bahn (Arbeiterkarte) rund		50,— „
		685,50 Mk.

	Übertrag	685,50 Mk.
Sonntags-Mehrverbrauch, für Ausflüge 2c. etwa		100,— „
Der Mutter zu Weihnachten		10,— „
Dem Bruder zu Weihnachten		5,— „
Verschiedene kleine Ausgaben etwa		46,— „
Erspart		53,50 „
	Betrag	900,— Mk.

Der Mann hat bei dieser Einnahme anständig gelebt, genügend gegessen, sich sauber gekleidet; er konnte sich ihm zusagende Vergnügungen verschaffen, einige Bücher kaufen und noch etwas ersparen. Aber auch hier wirkte eine gute Eigenschaft mit: der Arbeiter war nüchtern und in keiner Art liederlich; er ging mit keinem Fabrikmädchen und hielt sich von Dirnen fern.

Immer und immer wieder muß ich es betonen, daß bei diesen niederen Einkommen ein hohes Maß sittlicher Eigenschaften verlangt wird, wenn sie eben genügen sollen. Teils das Beispiel vieler Mitglieder der höheren Schichten, teils die Bedingungen des Lebens in den unteren, zuletzt die Einflüsse der Sozialdemokratie wirkten jedoch auf diese sittlichen Eigenschaften verderblich ein und thun es noch heute. Die Erörterungen des letzten Abschnitts dieser Briefe werden diese Verhältnisse, wie ich hoffe, den Lesern klar machen oder ihn doch zu eigenem Forschen und Nachdenken veranlassen.

Vergleicht man die Lebenshaltung des erwähnten jungen Arbeiters mit jener der verheirateten, selbst mit dem im ersten Beispiele, so zeigt sich, daß er ein viel behaglicheres Dasein führte als jene, die ihm doch an Fleiß

und Anständigkeit nicht nachstanden. Es zeigt sich, daß er für sein Vergnügen mehr ausgeben konnte, als die ganze Familie des Staatsbeamten, auf dessen Verbrauchsübersicht nur 62 Mk. für diesen Zweck verzeichnet sind und mit der Jahresgesellschaft 144,50 Mk. Ein weiterer Umblick lehrt noch mehr. Eine Menge von Angestellten des Handels, kleine Unterbeamte, die Mehrzahl der Studenten hat eine zuweilen noch kleinere Einnahme, als ein Arbeiter mit 18 Mk. Wochenverdienst. Viele davon müssen sich nun besser kleiden, können in keiner Schlafstelle wohnen und haben für ein elendes Zimmerchen 12 bis 15 Mk. zu zahlen.

Man darf daher ohne jede Übertreibung sagen: Wenn ein unverheirateter Arbeiter, der fleißig und nüchtern lebt, einen Tageslohn von 2,75 bis 3 Mark bezieht, so kann er in Berlin nicht nur auskommen, sondern sich auch noch ohne Entbehrungen etwas zurücklegen. Wenn das nicht geschieht, so trifft die Schuld fast immer den Arbeiter selbst, d. h. seine ganze sittliche Haltung. Jede Leidenschaft muß natürlich das Gleichgewicht des Haushalts zerstören. Wer nach Empfang des Wochenlohnes am Samstag eine Bier- (leider oft auch Schnaps-) Reise unternimmt, sich am Sonntag herumtreibt und den halben oder ganzen Montag blau macht, darf der die Gesellschaft anklagen, wenn seine Verhältnisse bergab gehen? Wer jeden Abend bis 11 und 12 Uhr in der Kneipe sitzt und dort eine Mark und mehr für geistige Getränke verbraucht, also ein Drittel der Einnahme und darüber, ist der berechtigt, jemand anders anzuklagen, als sich selber? Wer mit einem Fabriksmädchen oder einer nie-

deren Dirne sich herumtreibt und mit ihr einen Teil des Wochenlohnes durchbringt, darf der die bestehende Gesellschaft und den Staat verdammen? Und wenn der sittliche Halt dann verloren ist, und ein Arbeiter nur mehr 3 bis 4 Tage in die Werkstätte geht und dabei schlecht und unlustig seiner Pflicht nachkommt, liegt dann die Schuld an dem Staat oder Besitzenden oder an dem Arbeiter?

Es giebt, das leugnet kein Einsichtiger, kein echter Arbeiterfreund, unleugbare Mißstände, von denen aber die meisten durch wohlwollendes Zusammenarbeiten aller Stände — also auch der Lohnarbeiter — beseitigt werden können, die andern auch dann nicht zu überwinden wären, wenn der geträumte sozialdemokratische Staat irgendwo aufgerichtet würde. Eine Gesellschaftsordnung, die das Übel als solches ausrottete, giebt es nicht und wird es nicht geben, da sich die Natur nicht knechten läßt, und ihr, wie des Geistes Hauptgesetz darin besteht, Ungleichheit zu erhalten. Wohl aber wird ein anderes, ein sittlich-religiöses Gebot der Menschheit immer mehr zum Bewußtsein kommen: Gerechtigkeit zu üben, geleitet durch Menschenliebe und Vernunft. Der Umsturz des geschichtlich Gewordenen erzeugt wohl eine Trümmerstätte, aber keinen Bauplatz für das neue Gebäude. Aus den Trümmern müßte man Notbauten schaffen, und in diesen Trümmern wäre doch das Alte lebendig, da sich die geschichtliche Bewegung eben nicht in das Reich des Gewesenen verbannen läßt, um dort als bloßer Schatten zu leben.

Für die Verbesserung des Loses der verheirateten

Arbeiter müßte mehr gethan werden. Und hier ist ein Gebiet, wo die deutsche Frau der bessern Stände ein weites Feld für Bethätigung echter Menschenliebe fände. In den Kämpfen unserer Tage wird der Mann allein nicht den Sieg erringen, das Weib wird ihm beistehen müssen.

Vierter Abschnitt.

Brief 20—27.

Aus dem geistigen Leben.

Zwanzigster Brief.

Die Anziehungskraft der Weltstadt. — Was man von der letztern hofft. — Überangebot an Kräften. — Geistiges Proletariat und die Bildungsbestrebungen der Zeit. — „Geistesarbeiter ohne Arbeit" in Berlin. — Berliner „Bohème"-Beispiele. — Die halben Proletarier. — Geistiges Proletariat im weiblichen Geschlecht. — Wie es lebt. — Das weibliche Geistesproletariat und die Bestrebungen auf Gleichstellung der männlichen und weiblichen Bildung.

Je mehr eine Großstadt zur Weltstadt heranwächst, desto größere Anziehungskraft gewinnt sie. Die Menschen außerhalb bilden sich ihr Urteil vornehmlich aus den Zeitungen und aus dem, was in der Menge gesprochen wird. Das Bild, das die erstern bieten, kann naturgemäß nur ein einseitiges sein. Wenn man die Menge von Nachrichten über die Vorstellungen der Schauspielhäuser, über Musikaufführungen, Ausstellungen aller Art liest, wenn man sieht, welche Fülle von Vergnügungen der Anzeigenteil empfiehlt, wenn man hört, welche Menge von Unternehmungen im Gange ist, wie Wissenschaften, Künste und Gewerbe gepflegt werden, so muß sich durch die Einbildungskraft allmählich ein glänzendes Bild gestalten. Wohl erfährt man von Elend und Not, erlebt vielleicht auch, daß irgend ein Bekannter dort gescheitert

sei. Das alles aber verschlägt wenig, denn jeder hofft für sich ein besseres Los zu erringen und läßt sich von dieser Hoffnung leiten. So unterliegen jährlich Tausende und Tausende der Verlockung und strömen aus den mittlern und kleinen Städten sowie vom flachen Lande in die Reichshauptstadt. Jeder einzelne sieht gewöhnlich doch nur sich selbst und denkt nicht daran, daß dieselben Beweggründe, denen er folgt, an unzähligen Stellen auf Unzählige wirken. Ist er noch jung und kräftig, dann zweifelt er nicht daran, daß es ihm gelingen werde, durchzudringen.

Diese Anziehungskraft, die nicht wie jene der körperlichen Massen im quadratischen Verhältnis zur Entfernung abnimmt, hat auch in Berlin ihren Wirkungskreis von Jahr zu Jahr ausgedehnt. Die Zahl der Schlesier, Mecklenburger, Rheinländer, Bayern u. s. w. nimmt immer mehr zu, aber ebenso die der Deutsch-Österreicher, Ungarn und der Vertreter anderer, größerer und kleinerer Volksstämme. Es sind darunter natürlich einzelne, die nur durch die Vergnügungen und Genüsse herbeigelockt werden und ihr Geld an den Mann, oder noch häufiger an das Weib zu bringen suchen. Das sind aber, mag ihre Zahl auch groß sein, doch nur Ausnahmen; die meisten kommen nach Berlin, um sich hier Arbeit und Verdienst zu suchen oder die Ausbildung für irgend eine Laufbahn zu gewinnen. Wie groß nun auch der Bedarf an Kräften sein mag, der Zufluß derselben übersteigt fast immer das Bedürfnis. Zahlen sind hier gar nicht festzustellen. Sicher aber ist's, daß eine beträchtliche Menge von Kräften keine Verwendung finden kann und entweder

Berlin wieder verlassen muß, oder hier allmählich zum Proletariat hinuntersinkt.

Die folgenden Betrachtungen umfassen nicht alle „Überzähligen“, sondern nur die der sogenannten geistigen Berufsarten. Es ist kaum nötig, eingehender über die Übererzeugung geistiger Kräfte zu sprechen. Seit mehr als einem Jahrhundert hat man in der Verbreitung von Bildung und in der Errichtung von Bildungsstätten aller Art eine der Hauptaufgaben des Staates und der Städte gesehen. Lange gab man sich derselben mit einer schönen Begeisterung hin: alles, was der menschliche Geist erdacht und ersonnen, recht vielen zu vermitteln, das erschien als eines der edelsten Ziele. Von der verbreiteten Bildung, die sich aber immer mehr und mehr als bloße Anhäufung von Wissen entpuppte, hoffte man nicht nur unendlichen geistigen, sondern auch sittlichen Fortschritt. Wer nur zu zweifeln wagte an dieser alleinseligmachenden Wahrheit, wurde als Mann des äußersten Rückschritts verdammt. Gewiß ist Wissen nötig und heilsam; gewiß gehört es zu den Pflichten des Staates und der Gemeinden, die geistigen Errungenschaften zugänglich zu machen und die Erwerbung des Wissens zu erleichtern. Aber dem gegenüber stehen Erfahrungen, die nicht mißachtet werden dürfen. Die Schule ist nicht imstande, jedem von ihr gebildeten Wissen und Können einen Schauplatz der Thätigkeit zu eröffnen. Wenn sie mehr Kräfte heranzieht, als ein Volk zu verbrauchen und zu ernähren vermag, dann schafft sie zwar Intelligenzen, zerstört aber Willenskräfte. Denn wer bei bestem Wollen nicht imstande ist, für das erworbene Wissen Verwertung zu finden, der ist einem zweck-

losen Kampfe preisgegeben, der zumeist zur Erschlaffung des Willens führt.

Unsere Zeit hat nun einen sehr großen Überschuß an solchen „Geistesarbeitern ohne Arbeit“ erzeugt. Man sagt wohl oft, daß diese auch auf andern Gebieten thätig sein könnten, behauptet vielleicht sogar, daß sie sich einem Gewerbe zuwenden sollten, weil auch in diesem gebildete Männer notwendig seien. Das klingt sehr schön. Aber auch hier vergißt man Eins: jeder Bildungsgang, der bestimmte Kräfte des Geistes in Bewegung gesetzt und den Kopf mit Gruppen ganz bestimmter Anschauungen gefüllt hat, pflegt fast ausnahmslos den Menschen unfähig zu machen, auf einem ganz andern Gebiete thätig zu sein.

Unsere Zeit hat das ungemessene Streben nach oben gezüchtet. Es ist schön, und wehe dem, welcher es ertöten wollte! Dennoch zeitigt es auch große Mißstände. Man hat den Aufbau der Gesellschaft oft mit einer Pyramide verglichen. Behalten wir das Bild bei: wenn alle wichtigen Steine der untern Schichten Platz finden wollten auf den obern, so wäre überhaupt kein dauernder Bau mehr möglich und das Ganze fiele zu einem gestaltlosen Haufen zusammen. Wenn nun so unendlich viele Kräfte eine Bildung erstreben, für deren Ausübung stets nur ein geringer Teil verwandt werden kann, so muß das auch zu einer Art von Chaos führen.

Für das geistige Proletariat, d. h. für die Menschen mit höherer Fachbildung, aber ohne Wirkungskreis, bilden die Weltstädte einen mächtigen Anziehungspunkt. So auch Berlin. So lange jemand die Mittel besitzt, um

warten zu können, bis sich irgendwo eine Lücke findet, ist's noch gut. Wenn das aber nun nicht der Fall ist? Dann beginnen Kämpfe, gegen deren Härte der Daseinskampf in den untern Schichten ein Kinderspiel ist. Denn zu den körperlichen Qualen und Entbehrungen gesellen sich die des Geistes. Um die Lage zu kennzeichnen, brauche ich nur eine Thatsache anzuführen. Unter denen, die von der Berliner Armenverwaltung regelmäßig Unterstützungen empfangen, befinden sich Rechtsanwälte, Ärzte und Doktoren der Philosophie. Das Elend in dieser Beziehung steigt von Jahr zu Jahr. Jemand, der durch ungefähr 15 Jahre für die höhere Bildung gearbeitet hat, ist sehr selten körperlich so kräftig, daß er z. B. Lastträger oder Holzhauer werden kann. Er sucht vielleicht durch Unterrichtsstunden, durch Abschreiben, durch Mitarbeit an Zeitungen sich zu halten. Aber auch bei diesem Bestreben gerät er in eine Schar, die das Gleiche erstrebt und wo jeder den andern unterbietet, um nur das elende Leben zu fristen.

Es kann einen Standpunkt geben, von dem aus man diese Erscheinungen der Zunahme des geistigen Proletariats mit Gleichgültigkeit betrachtet. Wer, wie gewisse weise Männer, der Meinung ist, daß der „Kampf ums Dasein“ den Wert eines eisernen Gesetzes habe, der mag ruhig sagen, daß sinken möge, wer sich nicht halten könne. So aber kann der Staat nicht denken und sprechen. Die geistigen Proletarier sind stets und überall geneigt, sich mit allen jenen Kräften zu verbinden, die den Umsturz der bestehenden Verhältnisse als einziges Mittel der Erlösung anpreisen.

Zu dem geistigen Proletariat zu rechnen sind auch beschäftigungslose Schauspieler, Schriftsteller, Maler und Musiker. Als junge Kräfte werden sie von dem Glanze der Reichshauptstadt angezogen und hoffen das Beste. Mühselig arbeiten sie sich während jener Zeit durch, wo sie auf irgend einer Lehranstalt ihrem Fache obliegen. Manchen gelingt es, durchzudringen, andere erreichen nicht einmal ein bescheidenes Los.

Der Franzose Henri Murger hat in seinen „Scènes de la Bohème" (1851) Bilder aus dem Leben der Pariser Litteraten, Studenten und Künstler gegeben, in welchen Bildern Leichtsinn, Not und Poesie verbunden sind. Wir wissen aus andern Quellen, daß Murgers Schilderungen für die damalige Zeit zutreffend waren und daß über dem Leben dieser Kreise trotz allem und allem noch ein Schimmer von Poesie lag. Unsere Berliner Bohême dagegen weist davon fast gar nichts mehr auf. Es ist nur das einfache Elend, was sich uns zeigt, der nüchterne Kampf gegen das Untersinken. Ein junger Schriftsteller kam nach Berlin. Hier und da brachte er eine kleine Arbeit an. Der Ertrag reichte zuerst für eine Dachkammer hin, allmählich nicht einmal mehr für diese. Der junge Mann verlor den Mut und die Kraft und sank allmählich soweit, daß er des Abends abwechselnd zu einem und dem andern Bekannten ging und bat, ihn auf dem Sofa oder auf einem Stuhl die Nacht zubringen zu lassen. Ein zweiter, ein Maler, hatte auch nicht die Mittel, die bescheidenste Wohnung zu bezahlen, und wohnte mehrere Jahre in Schlafstellen. Sehr häufig ist's, daß solche „Zigeuner", wenigstens einige Sommermonate hindurch, keine Wohnung haben; sie bringen dann die Nächte in den Cafés zu und verlassen dieselben oft erst dann, wenn die Scheuerfrauen kommen, um die Räume zu reinigen. — Ein junger Arzt hatte jahrelang auf den ersten Kranken gewartet, zuletzt sah er sich genötigt, bei einem ihm bekannten, auch ziemlich mittellosen Schriftsteller eine Schreiberstelle anzunehmen, die ihm monatlich 15 Mark einbrachte; ein Assessor, welcher keine Mittel mehr hatte, dem Staat ohne Entgelt zu dienen, wurde Winkelanwalt und kam wegen eines Betrugs ins Gefängnis. Andere Proletarier dieser Art beginnen zuerst, von Not gedrängt, bei Berufsgenossen zu betteln und bilden das allmählich zu einem Berufe aus. Zuweilen verwenden sie auf diese Kunst soviel Mühe und Findigkeit, daß sie mit derselben sich auch auf ehrliche Weise fortbringen könnten.

Das Leben dieser geistigen Proletarier und Zigeuner, die wurzellos auf der Oberfläche des Weltstadtlebens hintreiben, vernichtet jährlich Hunderte von geistigen und sittlichen Kräften. Es hat darunter von jeher Menschen gegeben, die sich bis zum letzten Rest der Kraft gewehrt haben und keine ehrliche Arbeit scheuten. Andere erlahmen aber und werfen schließlich alle sittlichen Bedenken fort.

Aber neben diesen ganzen Geistesproletariern giebt es auch halbe, d. h. solche, die zwar heute eine Stellung haben, dieselbe aber morgen verlieren könnten; oder deren Einnahmen vom Zufall abhängen. Journalisten, freie Schriftsteller — selbst solche mit Namen —, Künstler, die nicht das Glück hatten, beliebt zu werden, sie alle

sind wie angeschwemmtes Land am Ufer der Gesellschaft; sie scheinen zu ihr zu gehören, aber ein Sturm genügt, um sie in das Meer des Proletariats zu schwemmen. Berlin ist überreich an solchen Menschen; die Leiter der Unterstützungskassen verschiedener Vereine wissen davon ein Lied zu singen, welches mehr als traurig ist. Ausreichende Hilfe läßt sich überhaupt nicht gewähren oder nur in unendlich seltenen Fällen. Obwohl die Unterstützungen sich in sehr bescheidenen Grenzen halten, reichen sie nicht aus für ein Viertel jener, die sich darum bewerben.

Auch das weibliche Geschlecht liefert seinen Beitrag zu dem Heere der Geistesproletarier. Der Zudrang zu den Berufen der Erzieherin, Sprach- und Musiklehrerin u. s. w. geht über das Bedürfnis schon lange hinaus. Außerhalb aber glaubt man dennoch, daß es möglich sein müsse, in dem großen Berlin eine Stellung zu erhalten. Im allgemeinen darf man als sicher annehmen, daß die Bedürfnisse einer Frau billiger zu befriedigen sind, weil sie gar vieles sich selbst besorgen kann, wo der einzelstehende Mann auf bezahlte Hilfe angewiesen ist. Auch sind gewöhnlich die Bedürfnisse dieses Kreises der Frauenwelt bescheidener. Aber auch diese können, wie die Verhältnisse liegen, sehr oft nicht befriedigt werden, weil das Angebot an Kräften den Preis für Unterrichtsstunden aufs äußerste hinabgedrückt hat. Schon für 25 Pfennige kann man Nachhilfestunden haben, für 25 bis 50 Pfennige Unterricht in Sprachen oder im Klavierspiel erhalten. Wenn nun eine solche Lehrerin das „Glück“ hat, 6 bis 8 solcher Stunden zu gewinnen, meist

in verschiedenen Stadtteilen zerstreut, so kann sie im besten Falle 3 bis 4 Mark einnehmen. Viele aber bringen es nur auf 2 oder 1 Mark täglich. Man hat nicht viel Einbildungskraft nötig, um sich das Leben eines solchen armen Mädchens, welches oft ganz allein in der Großstadt dasteht, auszumalen. Die Waise eines höhern Staatsbeamten war aus einer kleinen Provinzstadt nach Ablegung der Lehrerinprüfung nach Berlin gekommen. Sie war ein sehr begabtes, kluges Mädchen, welches die englische und französische Sprache vollkommen beherrschte, vortrefflich Klavier spielte und dabei den ehrlichsten Willen besaß, sich durchzuschlagen. Sie betrat Berlin mit einigen Empfehlungen an Berufsgenossen ihres verstorbenen Vaters und mit einem Betrage von 120 Mark, dem Reste des Geldes, welches aus dem Erlös des Nachlasses nach Bezahlung der Schulden übrig geblieben war. Das Mädchen mietete sich bei einer Witwe ein, wo es für Wohnung und die kaum hinreichenden Mahlzeiten 45 Mark monatlich bezahlte. Man suchte ihr Stunden zu verschaffen, aber der kleine Geldbetrag war fast aufgezehrt, als es gelang, ihr einige zuzuweisen. Das Mädchen setzte alle Hebel in Bewegung, um sich daneben etwas zu verdienen, es machte Handarbeiten, suchte Gelegenheit, zu übersetzen, begann kleine Aufsätze für Zeitungen zu schreiben. Aber trotz allem gingen die Verhältnisse immer mehr zurück, bis das arme Geschöpf als Kellnerin in eine Wirtschaft mit weiblicher Bedienung eintrat — für zwei Tage; am dritten kam sie, von Ekel erfüllt, nicht mehr wieder. Es war Sommer. Die meisten ihrer Schülerinnen waren verreist oder wollten es thun. Der Erste nahte; sie hatte

kein Geld mehr, um sich Milch und Brot zu kaufen, keinen Heller für die fällige Miete; die kleinen Schmucksachen waren verkauft oder versetzt. Am letzten des Monats abends, nachdem sie zwei Tage gehungert, ging sie, verzweifelt im Herzen, auf die Straße. Und sie, das anständige Mädchen, irrte umher, um irgend eines Mannes willen. Trat aber einer an sie heran, dann flog sie, zitternd an Leib und Seele, davon. Sie wankte ihrer Wohnung zu. Am Kanal stand sie still, aber sie fand nicht den Mut, ins Wasser zu gehen. Da aber traten die Gedanken an die Mietszahlung, an die vollkommene Hilfslosigkeit vor sie hin, und sie — sie selbst, totenblaß und kaum eines Wortes fähig, sprach einen Herrn an. Es war kein Wüstling, sondern ein älterer Mann von anständiger Gesinnung, warmem Herzen und Welterfahrung. Und er riß das arme Geschöpf von dem Abgrund zurück. Wie viele aber versinken? Niemand zählt sie.

Nicht immer natürlich steigert sich die Not bis zum Unerträglichen. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Vertreterinnen des schwachen Geschlechts in diesen Lebenskämpfen, die ihnen die Weltstadt bereitet, eine größere sittliche Kraft bekunden als der Mann. Sie sind imstande, Jahre und Jahre lang inmitten der größten Entbehrungen zu leben; sich mit der dürftigsten Wohnung und der schlechtesten Nahrung zu begnügen und weiter zu arbeiten, so lange ihre Kraft reicht. Der Schreiber dieser Zeilen kennt eine ältere Lehrerin, die in fremden Sprachen Unterricht erteilt, und zwar seit 22 Jahren. Sie hat während dieser Zeit nur ein einziges Jahr gehabt, wo ihre Einnahmen den Betrag von 600 Mark

überstiegen; in der ersten Hälfte ihrer Wirksamkeit waren sie stets unter dieser Summe geblieben. Aber sie lebt nicht nur davon, sondern hat sogar schon einen kleinen Betrag zurückgelegt. Es wird wohl wenig Männer geben, die unter gleichen Umständen sich so wacker gehalten hätten wie diese Frau.

Der Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit hat vor einigen Jahren ein Mägdehaus begründet. Dasselbe ist bestimmt für Dienstboten, die ohne jegliche Kenntnis der Verhältnisse nach Berlin kommen und oft schon beim Aussteigen aus den Bahnzügen die Opfer von Schwindlern verschiedener Art werden. Leute, die sich als Stellenvermittler ausgeben, versprechen ihnen einen Dienst zu verschaffen. Ihr einziger Zweck ist es, die Mädchen bei sich so lange zu beherbergen, bis dieselben um die mitgebrachten Ersparnisse geprellt sind: oft lauert dahinter noch die schmutzige Absicht, das Opfer so weit zu bringen, daß es sich der Prostitution preisgebe. Um diesen empörenden Verhältnissen zu steuern, hat der Verein jene Herberge gegründet, die den Mädchen gegen billigste Entschädigung Nachtlager und Essen giebt und ihnen zugleich Stellung verschafft. Sehr oft schon sind nun in diese Herberge stellenlose Gouvernanten und Lehrerinnen gekommen, die von allen Mitteln entblößt um Himmelswillen baten, man möge ihnen für einige Nächte Unterkunft gewähren. Auch sie gehören zu dem geistigen Proletariat, das eine höhere Bildung empfangen hat, aber bei dem Überangebot an Kräften nicht imstande ist, die erworbenen Kenntnisse an richtiger Stelle zu verwenden.

Im vierzehnten Briefe ist auf jene Bewegung hin-

gewiesen worden, die darauf hinzielt, für das weibliche Geschlecht Gymnasien und Hochschulen ins Leben zu rufen und dem Weibe die ihm bis jetzt verschlossenen Gebiete geistiger Thätigkeit zugänglich zu machen. Ich zweifle gar nicht daran, daß solche Anstalten, die vorläufig nur in Berlin ins Leben gerufen werden könnten, einen starken Zufluß von Schülerinnen gewinnen würden. Nun aber verbinde man in seiner Erwägung diese Gewißheit mit den bestehenden Verhältnissen. Was müßte die Folge davon sein? Zu dem großen Heere der männlichen Geistesproletarier wird heute aus dem weiblichen Geschlechte nur eine kleine Schar angeworben. Dann aber müßte sich diese Schar im Zeitraum eines Jahrzehnts in unbestimmbarem aber hohem Maße vermehren. Zu der Menge von Ärzten, die hungern oder nur dürftig leben, zu den aus öffentlichen Mitteln unterstützten Anwälten und Vertretern anderer Berufe gesellten sich dann die weiblichen Geistesproletarier. Der Kampf ums Dasein, heute schon bis zur grausamen Rücksichtslosigkeit gesteigert, würde noch mehr geschärft. Ich glaube, der Staat hat vollen Grund, alles anzuwenden, um die verkehrte Erziehung des weiblichen Geschlechts zu bessern, er hat aber eben so wichtige Gründe, wenn er jenen Bestrebungen mit kühler Überlegung ablehnend entgegentritt.

Einundzwanzigster Brief.

Fremde Einflüsse. — Andere Weltstädte mehr gefestigt in ihrer Eigenart als Berlin. — Französisches: Theater. — Eigenart der gegebenen Stücke. — Berliner Nachahmer. — Absatz französischer Romane. — Pariser Witzblätter. — Pariser Mode. — Französische Sprache nicht mehr so herrschend. — Englisches: Frauenerziehung. — Verkehr zwischen Berlin und England. — Kinderwechsel. — Schrifttum und Malerei. — Lebensgewohnheiten und Sport.

Es ist heutzutage nicht mehr möglich, daß sich ein Land oder eine Stadt gegen geistige Einfuhr ganz abschließt. Dennoch kann man beobachten, daß gewisse Groß- und Weltstädte der Beeinflussung von außen einen starken Widerstand entgegensetzen. Es hängt dies zunächst von der Eigenart des Volkes ab. Paris ist jahrhundertelang der Sammelplatz von Vergnügungssüchtigen der verschiedensten Völker gewesen und ist späterhin der Mittelpunkt vieler Gewerbs- und Kunstzweige geworden, die Fremde herbeizogen. Aber alle, die zuströmten, wurden viel mehr von dem Pariser Wesen beeinflußt, als daß sie auf dieses irgend eine bemerkbare Einwirkung ausgeübt hätten. Auch die Eigenart Londons und Roms ist eine in sich gefestigtere, sodaß auch hier fremdes Wesen wenig bemerkbare Spuren zu hinterlassen vermag. Wohl hat

Paris in den letzten 20 Jahren manche Wandlung durchgemacht; ein Teil der Gesellschaft ist nicht mehr frei von Nachahmung fremder Art. Englische Sitten und sogar Trachten haben in der „Hauptstadt der Welt“ Verehrer beider Geschlechter gewonnen, die es sogar lieben, ihre Sprache mit englischen Floskeln auszuschmücken. Die Lebensweise verschiedener amerikanischer Millionäre hat auch schon zuweilen auf das Gebaren der Gesellschaft eingewirkt. Aber das alles ist nur eine Bewegung auf der Oberfläche und greift nicht tiefer ein. Man hat in neuester Zeit, geleitet durch das Liebäugeln mit Rußland, das hoffentlich noch lange ein platonisches bleiben wird, den Versuch gemacht, weitere Kreise für die geistigen Erzeugnisse des Zarenreichs zu begeistern. Es sind viele Romane, einzelne Dichtungen und Dramen übertragen worden, man hat sogar ein Stück Tolstojs aufgeführt. Natürlich hat es an Worten der Bewunderung in der Kritik nicht gefehlt. Aber man merkt doch ganz genau, daß alle überschwengliche Höflichkeit mehr ein Ergebnis andersartiger Erwägungen als der innersten Überzeugung ist; man will auch an solchen Dingen Gefallen finden, die dem französischen Wesen innerlich gar nicht entsprechen. Die Pariser Art ist eben trotz aller störenden Einwirkungen der gegenwärtigen Lage immerhin noch viel zu fest geschlossen, als daß sie nicht gleich einer absperrenden Mauer wirkte.

Diese Festigkeit besitzt das Berliner Wesen noch eben so wenig als das deutsche überhaupt, wenn auch Anfänge dazu vorhanden sind. Wir haben allzu lange das Fremde nachgeahmt, als daß diese Neigung im Laufe von zwanzig Jahren hätte ausgerottet werden können. Vielleicht ist sie überhaupt nicht zu beseitigen. Vielleicht ist es die Aufgabe deutschen Geistes, das Beste der fremden Völker in sich aufzunehmen und im Gemüte zu verarbeiten, und vielleicht müssen wir diesen Vorzug damit erkaufen, daß wir im Äußern vielfach Nachahmer bleiben.

Wenn man an den Anschlagsäulen vorübergeht, so wird man fast täglich finden, daß französische Stücke gegeben werden. In den letzten Jahren hatten wir davon wieder einen Überfluß. Und darunter befanden sich Werke, die in allen Voraussetzungen und in der ganzen Entwickelung des Stoffes durch und durch sittlich faul gewesen sind. Man findet in ihnen fast immer die gleichen Bestandteile, vor allem das Spiel um den Ehebruch herum oder diesen selbst. Während aber früher die meisten Stücke dieser Art an irgend einer Stelle eine halbe Wendung zum Schauspielmäßigen machten, verläuft in den meisten der jetzt beliebten Stücke alles mit jener gallischen Lustigkeit, die unserm deutschen Empfinden durchaus frivol erscheint. Ein geistreicher Franzose, aber zugleich fast vorurteilsloser Beurteiler unseres Volkes, schrieb einmal an den Verfasser dieser Briefe: „Die Deutschen nehmen alles zu ernst; sie fragen nach den Gründen und nach den Gründen der Gründe. Während der Pariser einfach lacht über einen tollen Auftritt, untersuchen Ihre Landsleute denselben und kommen dabei natürlich bis auf den Schmutz.“ Das ist sehr richtig, aber ebenso ein anderes: trotz des Schmutzes gefallen diese Sachen und Stücke wie „Décoré“, „Fall Clemenceau“ u. s. w. können achtzig- bis hundertmal bei gutbesetztem Hause gegeben werden —

der Unflat stört nicht mehr. Und die deutschen Lustspielschreiber, die Berliner voran, wandeln auf ähnlichen Wegen. Nur haben sie nicht den Mut, ohne weiteres mit allem Anstand zu brechen: sie kneten in den frivolen Teig einige moralische Rosinen und liefern ein Gemisch, das einen fast noch widerlichern Nachgeschmack hinterläßt als jene gepfefferten Schüsseln aus der Pariser Garküche; der Deutsche, selbst der oberflächliche, versteht es nicht, mit Grazie (das Wort Anmut wäre hier nicht entsprechend) unsittlich zu sein.

Andere Schriftsteller schildern ja vorgeblich deutsches Leben nach der „Natur". Aber schon die Häufung von Laster und Verkommenheit beruht auf Nachahmung fremdländischer Beispiele, weist auf Einflüsse von Zola, Ibsen, Tolstoj zurück. Der Deutsche wird nie auf die Dauer mit einer Kunst zufrieden sein, die nur aus Häßlichem sich zusammensetzt. Die Zeit wird es lehren, daß die Sendboten des Schmutzes dem Schrifttum nicht ihren Stempel aufdrücken können. Um deutsch zu sein, fehlt ihnen auch Eins: jede Spur von Humor.

Sehr stark gelesen sind in Berlin französische Romane und Zeitungen. Welchen Absatz die erstern hier haben, beweist eine fast unglaubliche Thatsache, für welche ich die Quelle zu nennen bereit bin: vorvorige Weihnachten hat einer der ersten Buchhändler, der den Adel der Geburt und des Geldes zu seinen Hauptkunden zählt, sehr viele Abzüge des damals neuen Romans von Jul. Wolff verkauft, noch mehr aber von „La terre" Zolas. Neben ihm haben Guy de Maupassant und Nachahmer des naturalistischen Papstes den größten Leserkreis. Ein

seltsames, wenig erfreuliches Streiflicht auf den Geisteszustand eines Teiles der Gesellschaft wirft eine andere Thatsache, welche die großen Buchhandlungen Berlins bestätigen können. In Paris wird eine Menge von Büchern geschrieben, die den Naturalismus nur nach einer Richtung hin pflegen: durch Darstellung des Geschlechtlichen. Meist zeigt der farbig gedruckte Umschlag schon an, wes Geistes Kinder man vor sich hat. Natürlich kauft man diese Bücher auch im Ursprungslande, hauptsächlich aber sind sie für die Ausfuhr bestimmt. Die meisten verbraucht Rußland, an zweiter Stelle steht Deutschland und hier vornehmlich Berlin.

Daß gewisse politische Zeitungen ziemlich viel gelesen werden, erklärt sich ganz natürlich und schadet nichts. Aber man wird auch nicht ein Café oder eine größere Konditorei finden, in der nicht die Pariser Witzblätter aufliegen: „Journal amusant", „Caricature", „Petit Journal pour rire", „La vie parisienne" — mehr oder minder Zeitschriften, deren Witz und deren Zeichnungen vornehmlich „pornographisch" sind. Es ist ein immerhin gutes Zeichen, daß in Berlin selbst ein solches Blatt noch nicht entstanden ist — vor vierzehn Jahren ist ein Versuch gemacht worden, aber nach der Probenummer gescheitert. Die Unternehmer waren Österreicher und ein ungarischer Zeichner.

Auf dem Gebiete der Frauentracht ist noch immer hauptsächlich Paris maßgebend, trotzdem Berlin in der Erzeugung der Kleider und Mäntel sehr große Fortschritte gemacht hat und die ersten Modezeitungen, „Bazar" und „Illustrierte Frauenzeitung", das Streben nach einer

gewissen Selbständigkeit verraten. Die Richtung jedoch giebt Paris an — nur trottet Berlin ein wenig nach. Die rückwärtigen Verstärkungen, das widersinnige Hinaufpressen der Büste, die Riesenhüte, auf denen Vögel nisten oder botanische Gärten angebracht sind, die spitzen Schuhe, in denen man stelzen, aber nicht gehen kann, all diese Narrheiten sind bei uns getreulich nachgeahmt worden. Und jetzt beginnt man, zunächst in der höchsten Gesellschaft, wieder dieselben enganliegenden Kleider zu tragen, gegen die vor etwa zwölf Jahren der Ästhetiker Vischer seine Flugschrift „Mode und Cynismus" geschleudert hat — man könnte auch sagen „weggeworfen" hat, denn sie konnte nichts nutzen. In den Kleiderhandlungen werden stets die „Pariser Modelle" besonders teuer bezahlt. Viele Frauen der obern Zehntausend beziehen die Festkleider noch heute aus Paris, und solche des Mittelstandes lassen sich durch die scheinbar billigen Preise der großen Warenlager „Au bon marché", „Printemps" u. s. w. verlocken, Anzüge von dort zu bestellen, obwohl sie dieselben in Berlin ebenso gut haben könnten.

Übrigens hat sich grade in den allerhöchsten Kreisen gegen diese üble Angewohnheit eine Strömung erhoben, die nicht ohne Einfluß bleiben wird.

In den Lebensgewohnheiten, soweit sie im geselligen Verkehr hervortreten, kann man von unmittelbarer Nachahmung weniger sprechen. Gewisse Formen sind Gemeineigentum der Gebildeten in aller Welt geworden. Ein gewisses Sichgehenlassen, wie es in Paris schon während des Bürgerkönigtums begann, im zweiten Kaiserreich sich verbreitete und jetzt allgemein herrscht, ist wohl auch in

Berlin bemerkbar, aber das ist nicht aus Nachahmung allein hervorgegangen, sondern hauptsächlich Ergebnis des Zeitgeistes. Übrigens sind doch die Formen noch strenger als anderswo. Bemerkbar macht sich fremder Einfluß in dem Hinausschieben der Gesellschaftszeit; aber bis jetzt verhinderte die gebräuchliche Tageseinteilung allzu große Übertreibungen, die nur in sehr engen Kreisen üblich zu werden begannen, aber jetzt wieder in Abnahme kommen.

Der Gebrauch der französischen Sprache hat, so sehr die Kenntnis derselben verbreitet ist, entschieden abgenommen, besonders in der vornehmen Welt. Seitdem das Deutsche auch von vielen Vertretern der fremden Mächte gesprochen wird, ist man nicht mehr unbedingt auf das Französische angewiesen, wenn es auch noch oft genug als Verständigungsmittel dient. Die Sprache des jungen Hofes im engern Kreise ist immer das Deutsche. Das phantastische Französisch der Speisekarte, das so lange allen Angriffen Widerstand geleistet hat, beginnt bedenklich zu wanken, seit man es vom kaiserlichen Hofe verbannt hat. Schon findet das Beispiel vielfach Nachahmung, nur in den Gasthäusern hält es sich noch, in seinen Wortbildungen „gleich geheimnisvoll" für Deutsche und Franzosen.

Nicht so offenbar ist der Einfluß englischen Wesens, wenigstens für den unaufmerksamen Beobachter. Wenn man bedenkt, daß er seit etwa 140 Jahren, wenn wir 1750 als Ausgang annehmen, gewirkt hat, so ist's begreiflich, daß viele geistige Anregungen vollständig umgewandelt und darum unerkennbar geworden sind. Es wäre sehr fesselnd, darzustellen, wie und in welcher Stärke

englische Anschauungen die Bildung der politischen Glaubenssätze beeinflußt haben. Das hat mich indessen nicht zu beschäftigen.

Von einer Engländerin, Miß Archer († 1882), ist die Bewegung ausgegangen, die sich gründlichere und mehr umfassende Bildung des weiblichen Geschlechts zum Ziele setzte und in der Frau Kronprinzessin Viktoria, der jetzigen verwitweten Kaiserin Friedrich, die thatkräftige Beschützerin fand. 1869 am 14. Januar wurde das Viktoria-Lyceum mit 70 Hörerinnen eröffnet, jetzt sind es über tausend. Von derselben Miß Archer stammt die Gründung des „Vereins für häusliche Gesundheitspflege" und des „Sanitätsvereins" für Lehrerinnen. Englische Einflüsse sind es gewesen, welche die Frauenbewegung angeregt und unterhalten haben. Der „Kulturbund" (gegen die Prostitution) ist auf Anregung von England her (Josephine Butler) entstanden.

Dabei hat sich seit etwa drei Jahrzehnten ein ziemlich starker Verkehr zwischen Berlin und England entwickelt. Zu jener Zeit, als in Ungarn noch Deutsche und Magyaren friedlich nebeneinander lebten, wurden Knaben und Mädchen aus deutschen Familien in magyarische gesandt und umgekehrt, damit sie so die zweite Sprache lernten. Man nannte sie „Wechselkinder". Solcher Kinderwechsel ist auch in Berlin in Übung gekommen. Besonders Töchter werden vielfach nach England in eine Familie geschickt, wofür diese den deutschen Gastfreunden Sohn oder Tochter sendet, damit diese in Berlin die deutsche Sprache sich aneignen. Allein aus meinem nähern Bekanntenkreise sind mir sieben solcher Fälle bekannt.

Der Einfluß dieser Beziehungen darf nicht unterschätzt werden; sie zerstören jedenfalls manches Vorurteil.

Sehr groß ist die Zahl der jungen Mädchen, die, in Berlin zu Lehrerinnen ausgebildet, nach England drängen, wie früher nach Frankreich. Das letztere hat seine Anziehungskraft sehr vermindert.

Der Einfluß des englischen Schrifttums ist, trotzdem die Kenntnis der Sprache sich sehr ausgebreitet hat, ein kaum merkbarer. Die Strömung des Augenblicks kommt mehr dem französischen Naturalismus als dem englischen Realismus entgegen, trotzdem der letztere viel mehr dem deutschen Wesen Verwandtes aufweist, wo er nicht auf Erregung bloßer „sensation" ausgeht.

Viel eher als auf litterarischem Gebiete ließe sich ein englischer Einfluß in der Berliner Malerei nachweisen. Die englischen Bildnisse der „Jubiläums-Ausstellung" haben auf Künstler und Laien gleich starken Eindruck gemacht. Mehrere der erstern sind dadurch thatsächlich zur Nachahmung angespornt worden; besonders das Hell auf Hell des Miß Grant-Bildes von Herkomer hat eine beträchtliche Anzahl von Nachahmungen verschuldet — verschuldet insofern, als sie zumeist wenig Freude erregen konnten.

In den Lebensformen hat England auf einen Teil der höchsten Kreise bestimmend eingewirkt. In mancher Richtung günstig, indem von hier aus ein naturgemäßeres Leben ausgegangen ist. Die kalten Bäder der Engländerinnen und die Liebhaberei für Spiele im Freien und andere körperliche Übungen fanden Nacheiferung und haben sich auch im reichen Bürgertum festgesetzt. Viel

verbreitet ist jetzt auch die Sitte des Fünf-Uhr-Thees, der den „Damenkaffee“ zu verdrängen beginnt, ohne den Zweck dieser Art von Geselligkeit, den Zungensport, zu schädigen. Es wäre das auch sehr zu beklagen. Weniger hübsch sind die Grußformen mit hochgehobenem und abgerundetem Arme. Auch eine aus England eingeführte Ware.

Einige Zeit waren Heiraten zwischen Deutschen der höhern Gesellschaft und reichen Engländerinnen sehr im Schwung — das dürfte jetzt wohl nachlassen.

Auf die Tracht hat England nur in engern Kreisen Einfluß ausgeübt. Derselbe zeigt sich übrigens weniger in der Stadt als auf dem Lande, wo gewisse in England bei Bewegungsspielen übliche Trachten getragen werden. In Berlin sind die Vorbilder nur bei den Segler- und Rudervereinen und den Radfahrern — vom Volke „Strampelfritze“ genannt — zu erkennen. Viel Englisches tritt im Wettrennsport zutage, was übrigens auch in Frankreich der Fall ist. Die mail-coach hat auch schon Nachahmung bei einigen reichen Kavalieren gefunden, ist aber doch bis jetzt nur in wenigen Beispielen zu sehen. Außerdem besitzt Berlin einen Arzt, der seine Fahrten in einem echten Londoner Hansom-Cab macht, das anfangs großes Aufsehen erregte und den Witz der Droschkenkutscher zu unglaublichen Leistungen anspornte. Den hoch auf dem Hintersitz thronenden Pferdelenker nannten die Berufsgenossen den „Himmelfahrts-Aujust“.

Von allen fremden Kolonien ist jedenfalls die englische diejenige, die im Gesellschaftsleben am stärksten hervortritt. Verschiedene hohe Beamte, Offiziere, bekannte

Gelehrte sind mit Engländerinnen verheiratet. Auch Amerikanerinnen aus der Union gehören durch Heirat der obern Gesellschaft an. Die Malerei- und Musik-Lehranstalten sind mit weiblichen Angehörigen beider Staaten fast überflutet, und es scheint, daß sie sich in Berlin sehr gefallen — sich immer; uns nicht stets. Besonders junge Amerikanerinnen machen sich nicht immer angenehm bemerkbar. In vornehmen Pensionaten findet man nicht selten unter Leitung einer älteren Governeß oder Tante drei und mehr Schwestern aus englischen Familien. Die Mädchen bilden sich hier bei einem Maler-, Geigen- oder Klavierspieler, bei einem der ersten Gesangslehrer aus. Fast immer mit merkwürdigem Fleiß, dem in der Musik die Begabung nicht stets entspricht. Im allgemeinen sind die englischen Mädchen wegen ihrer Frische und Natürlichkeit in der Berliner Gesellschaft sehr beliebt.

Neben dem englischen und französischen Einfluß vermag ein anderer überhaupt kaum aufzukommen. Was davon sich geltend macht, bleibt auf den Kreis der Litteratur beschränkt und berührt weder das Gesellschaftsleben noch die äußern Lebensformen.

Zweiundzwanzigster Brief.

Schauspieler, Musiker und Gesellschaft. — Die Künstlerwelt. — Die Zeit Wilhelms I. und die Kunst der Zukunft.

Je mehr sich Berlin zur Großstadt entwickelt hat, desto größer ist die Zahl der Vertreter jener Stände geworden, die für die ästhetische Unterhaltung und Erbauung zu sorgen haben — oder doch nach herkömmlicher Meinung dafür sorgen sollen.

Die Zahl der Kunsttempel — es sind nicht immer die reinsten Gottheiten, denen darin geopfert wird — wächst; es mehren sich die Anstalten für Ausbildung von Musikern, Malern und Bildhauern beider Geschlechter in unheimlicher Weise. So vermehrt sich auch die Anziehungskraft der Reichshauptstadt von Jahr zu Jahr. Die Jugend des Reichs, die begabt ist oder es zu sein glaubt, meint, hier ihre Ziele besser und schneller erreichen zu können, und wird nebenbei auch angelockt von der größern Freiheit des großstädtischen Lebens.

Nun ist Berlin trotz der Menge der Vergnügungen und trotz der scheinbar so großen Pflege der Kunst eine im Grunde ernste, arbeitsame, in gewisser Art auch nüchterne Stadt. Unser staatliches Leben wie die umfassende gewerbliche Thätigkeit, dazu die Erbschaft der märkischen Vorfahren und des Geistes der Hohenzollern haben den Sinn der Bevölkerung viel mehr auf die ernsten Forderungen des Tages und auf strenge Arbeit hingelenkt, als auf die Ausbildung verfeinerten Kunstgefühls und anmutiger, künstlerisch angehauchter Lebensleichtigkeit.

Darum auch spielen die Vertreter der Kunst und Dichtung nicht eine solche Rolle, wie es anderswo der Fall ist, nicht einmal die Schauspieler, die doch am meisten gekannt sein können. In Wien kennen die Fiaker einen Sonnenthal oder Lewinsky, unsere Droschkenkutscher sicherlich weder Ludwig noch Kahle. In Wien war Makart eine selbst von den „Fratschlerinnen“ am Naschmarkt gekannte Erscheinung, hier wissen die untern Stände auch von einem Menzel nichts; in Paris wurde Victor Hugo von vielen Arbeitern gegrüßt, unsere Dichter kennt niemand von den „kleinen Leuten“; nicht einmal die erfolgreichsten, wie Stinde oder Wolff, der Rattenfänger, sind volkstümliche Gestalten.

Anders ist es natürlich in den einzelnen Schichten der „Gesellschaft“.

Der Schauspieler hat im Laufe des Jahrhunderts eine bessere Stellung gewonnen, als er sie besaß. Aber doch nicht der gesamte Stand. Viel hängt von der Kunstanstalt ab, an welcher der Einzelne thätig ist. So stehen auch bei uns, wie in Wien, die Mitglieder des Hoftheaters in erster Reihe. Vor allem die männlichen verkehren zum Teil in der guten mittlern Gesellschaft und sind nicht selten sehr gern gesehen. Sie besitzen die Formen der gebildeten Stände, verfügen zuweilen auch über gelehrte

Bildung, und leben im übrigen als durchaus anständige Menschen. Es fehlt nicht an Stimmen, die behaupten, daß die darstellende Kunst unter dieser Lebensführung und durch die bessere gesellschaftliche Stellung gelitten habe. Als der Schauspieler nichts besaß außer seiner Kunst, habe er ihr mit viel größerer Hingabe gelebt als heute. Das „Genie“ könne nicht sich ganz entfalten, wenn es sich vollständig auf den Boden bürgerlichen, geordneten Lebens stelle. Es mag sein — aber wer kann beweisen, daß Genies für ein Hoftheater nötig seien? Dasselbe kann auch ohne sie bestehen. Das wissen wir Berliner am besten.

Einzelne Lieblinge des Publikums werden wie immer und überall sehr angeschwärmt. Noch vor einigen Jahren bestand ein „Bund der ***-Ritter“, der sich nach einem männlichen Mitgliede des Schauspielhauses nannte. Eine „Ritterin“ bestach den Haarschneider, der das Glück hatte, des „Göttlichen“ Haupt berühren zu dürfen. Er lieferte ihr die Locken aus, die nach der Sommerfrische wieder hatten fallen müssen, und jedes Mitglied trug von da an in einem Medaillon Bild und Haare des Bundesheiligen.

Einem Modeschauspieler lauern sogenannte anständige Mädchen und Frauen auf, wenn er nach einer Vorstellung in den Wagen steigen will; einige dieser Kunstmänaden haben es versucht, in das Gefährt zu steigen, um den Mann zu küssen.

Bei den weiblichen Angehörigen der Hofbühnen ist die Stellung zur Gesellschaft nach den Verhältnissen — ich gebrauche das Wort hier nicht im üblen Sinne — sehr verschieden. Im allgemeinen hegt man, besonders in

den strenger denkenden bürgerlichen Häusern, gegen die weiblichen Mitglieder der Bühnen noch immer Mißtrauen — leider nicht ganz mit Unrecht. Aber dabei vergißt man, daß manche Künstlerin trotz aller Anfechtungen ihre Frauenehre wahrt. Es ist das ein Heldentum, das nur derjenige zu würdigen weiß, der die Verhältnisse genau kennt.

Manche Schauspielerin und Sängerin erfreut sich großer Achtung und verkehrt in den guten Kreisen, selbst in Familien von Gelehrten, hervorragenden Künstlern und in vornehmen Bürgershäusern. Daneben aber empfängt die Gesellschaft, die oft wegen des bloßen Scheines hart verurteilt, auch andere Schauspielerinnen, falls sie nur Ruf besitzen, selbst dann, wenn deren Leben den Begriff Tugend in weitem Bogen umgeht. Es schmeichelt der Eitelkeit, mit einer „Berühmtheit“ zu verkehren und durch sie die anziehende Kraft der Gesellschaften zu steigern. Zuweilen spielen auch noch andere Ursachen mit. In dem Hause eines Mannes, der den gelehrten Ständen angehört, traf ich einmal eine Schauspielerin, die ihren Wohnsitz in einer andern großen Stadt hat. Dort wurde sie mit dem Witzwort gekennzeichnet, sie habe so viel geliebt, daß ihr sogar die Sünden des Intendanten müßten vergeben werden. Ich äußerte der Frau des Hauses gegenüber mein Erstaunen und erhielt die Antwort: „Lieber Freund, ich wollte einmal im Leben mir ein solches Weib in der Nähe ansehen.“ Es ist eigentümlich, daß so oft Frauen, die streng innerhalb der sittlichen Gesetze leben, neugierig auf Weiber sind, die sich außerhalb derselben bewegen.

Ein Teil der weiblichen Künstlerinnen fällt ganz aus

dem Rahmen der Gesellschaft hinaus und verkehrt nur in Herrenkreisen. Das ist in allen Weltstädten der Fall und trägt viel dazu bei, daß sich alte Vorurteile stets von neuem bilden und man in vielen Kreisen über jede Schauspielerin, ohne zu prüfen, den Stab bricht. Das Vorurteil tritt auch zuweilen in komischer Weise zutage. Ein junges Mädchen aus sehr anständiger Familie war aus unbezwinglicher Neigung zur Bühne gegangen. Nach zwei Jahren schloß sie, angewidert von den Verhältnissen, ihre Laufbahn ab und vermählte sich mit einem Manne von geachteter Stellung. Zu ihrem Verkehrskreise gehört eine ältere, vornehme und sehr fromme Dame, welche die junge Frau zärtlich liebt. Die letztere traf einmal bei einem Besuch die alte Freundin in tiefer Kümmernis und mit rotgeweinten Augen. Erst nach langem Drängen beichtete dieselbe die Ursache des Kummers: sie hatte am Tage vorher zufällig erfahren, daß ihr Liebling einmal bei der Bühne gewesen sei. Das laste ihr schwer auf dem Herzen und sie habe schon die halbe Nacht gebetet, Gott möge die „Kleine“ nicht verdammen, daß sie als unerfahrenes Mädchen sich in den Sündenpfuhl begeben habe. Diese Ansicht ist mehr verbreitet, als man denken sollte. Vor einigen Jahren heiratete ein Künstler eine junge, noch unbekannte Sängerin. Am Tage der Vermählung erhielt er von dem Haupt einer sehr hoch geachteten alten Bürgerfamilie, in der er wie ein Kind des Hauses Jahre hindurch verkehrt hatte, einen Brief, alle wünschten ihm viel Glück, aber er müsse nun selbst einsehen, daß, wenn er eine Schauspielerin heirate, ein weiterer Verkehr nicht möglich sei.

Am häufigsten trifft man Bühnenangehörige in den geschilderten Kreisen der „Million“, wo man oft vorurteilsfrei bis zu jener Grenze ist, wo die Gleichgültigkeit gegen die Sittlichkeit überhaupt beginnt. Adels- und Offizierskreise weisen in der Familie jede Beziehung zu den Bühnenmitgliedern fast ausnahmslos ab — die Herren für sich hegen aber zum Teil den weiblichen Angehörigen der Theater gegenüber andere Ansichten; gewiß nur, um dem freiern Geiste des 19. Jahrhunderts ihre Huldigung darzubringen.

Viel mehr bevorzugt ist in der Berliner Gesellschaft bis in die ausschließenden Kreise hinauf der Musiker.

Es kennzeichnet unsere Zeit, daß sie diejenige Kunst, die im allgemeinen den Nerven die stärksten Erregungen vermittelt, am meisten bevorzugt. In der Menschheit liegt seit Urzeiten das Bedürfnis, sich in irgend einer Art in Zustände künstlicher Erregung zu versetzen. Sicherlich giebt es unter den Hunderttausenden, die in Berlin während des Winters die vielen Musikaufführungen besuchen, sehr viel begeisterte Freunde und viele echte Kenner der Kunst. Für die Mehrzahl aber ist die Musik nur ein narkotisches Mittel. Man braucht weder die Gedanken noch die nachschaffende Phantasie in Bewegung zu setzen, man kann sich mühelos von den Tonfluten treiben lassen. Ich glaube, daß heute die Musik für die meisten nur darum Lieblingskunst ist, weil sie, oberflächlich genossen, an den Geist die geringsten Anforderungen stellt und auch die einfach sinnlichen Klänge in ihrer Folge und Verknüpfung einen gewissen Genuß gewähren.

Ist der Berliner einmal fortgerissen, dann zeigt er

in der Art seines Beifalls eine fast italienische Lebhaftigkeit. Wohl am häufigsten tritt sie den Leistungen der Musiker gegenüber hervor. Wie früher Liszt, so haben später Rubinstein, Wilhelmi, Sarasate und verschiedene Sänger und Sängerinnen, wie der dichterische Ausdruck der Berichterstatter lautet, „tropische Begeisterung entzündet“.

Der berühmte Virtuose ist heute fast der einzige, dem sich so ziemlich alle Thüren öffnen. Seine Kunst sichert ihm Einfluß auch auf die Frauen der vornehmsten Stände, und die Frauen sind es, die im Salon die Stellung des Einzelnen bestimmen, der nicht schon von Geburt zu den Gleichberechtigten gehört. Die Musikliebhaberei hat sich in dem letzten Jahrzehnt in den Kreisen des Hochadels sehr ausgebreitet. Es giebt hier Frauen und Männer, deren Leistungen auf dem Klavier oder im Gesang über die gewöhnliche Kunstspielerei thatsächlich sich weit erheben. In einzelnen Salons erschöpft sich in der Pflege der Musik alles, was an idealen Trieben überhaupt vorhanden ist. Die kleinern Gesellschaften einer dem Hofadel angehörigen Familie sind von manchen sogar gefürchtet, weil des Guten zu viel gethan wird. Aber auch in andern Schichten der Gesellschaft wird die Musik sehr gepflegt — zuweilen mit Recht, denn was da als Kunst ausgegeben wird, bedarf der sorgsamsten Pflege im hohen Maße — es ist ja sehr schwach.

Durch diese Vorliebe wird die bevorzugte Stellung des Virtuosen erklärt. Ist er nebenbei noch ein Mann von Geist und einnehmender Erscheinung, so gewinnt er in Berlin sehr bald eine solche Menge gesellschaftlicher

Beziehungen, daß er sich in wenigen Jahren bequem zugrunde richten kann. Niemand wird so umschmeichelt, umworben, verhätschelt wie er; von niemandem läßt man sich so leicht Unarten, selbst Rücksichtslosigkeiten gefallen, wie von ihm. Das ist übrigens überall ebenso, in Paris wie bei uns, in Petersburg wie in Paris. Besonders die „Dame“, jenes Geschöpf der Überverfeinerung, wie es Schopenhauer weniger rücksichtsvoll als in den Grundzügen wahr schildert, besteht heute überall fast nur mehr aus Nerven. Darum auch schwärmt sie für neueste Musik und verhätschelt die Virtuosen, die zuweilen ja auch hysterisch sind und nicht minder launenhaft als diese Weltdamen.

Von den bildenden Künstlern, Baumeistern, Malern und Bildhauern spielen in der Gesellschaft die Bildnismaler, wenn sie Ruf besitzen, die erste Rolle. Einige von ihnen sind vom Hofe sehr ausgezeichnet worden und genossen sogar die Ehre, zu Gesellschaften im kleinern Kreise befohlen zu werden. Das ist dann ebenfalls ein Freibrief für die vornehme Gesellschaft. Bedeutend spielt hier die Eitelkeit der Frauen mit. Genießt ein Maler den Ruf, einen schmeichelnden Pinsel zu besitzen, so wird er natürlich mit besonderer Liebenswürdigkeit behandelt, und fast ebenso verwöhnt, wie ein berühmter Geiger oder Klavierspieler. Es gehört eine sehr kräftige Natur dazu, diese Auszeichnungen zu ertragen. Sehr oft werden bedeutend begabte Künstler durch den zu häufigen Verkehr mit der „Gesellschaft“ verdorben, ja, von ihren ernsten Zielen ganz abgelenkt. Sie gefallen sich in der Bewunderung der vornehmen oder der nur reichen Kreise, kommen

dem flachen Geschmack immer mehr entgegen und verlieren zuletzt die feste, männliche Eigenart ganz. Als Modemaler verdienen sie große Summen, leben dann selbst als reiche Herren in der Art der „neuen Millionäre“ und verschachern alles, was in ihnen an echtem Künstlertum lebendig war, für den gemeinen Erfolg.

Die Berührung mit jenem Geldadel, der hier wie auch anderswo am meisten Kunstwerke kauft, hat überhaupt auf die Künstler fast nur ungünstigen Einfluß. Ihre Schöpfungen verlieren an idealer Bedeutung um so mehr, je mehr sie auf das Gefallen dieser Kreise berechnet sind. Aber auch die Lebensführung der Maler selbst ähnelt sich jener der Geldkreise dann immer mehr an, der Luxus der Ausstattung, der Gesellschaften wird ebenso prahlerisch wie dort.

Fehlt bei uns im ganzen bei den Künstlern jenes frische frohe Leben, wie es in Düsseldorf und in München nicht zum Nachteil der Kunst vorhanden ist, so giebt es doch Maler und Bildhauer von Namen, in deren Häusern eine geistig angeregte Geselligkeit herrscht und nicht die ganze Unterhaltung mit den Tafelfreuden beginnt und endet. Auch hier finden sich nicht selten Pfleger der Musik, und besonders in zwei Künstlerfamilien wird dieselbe mit ebensoviel Begeisterung wie mit Verständnis geübt.

Die Beziehungen zwischen Hof und Künstlerwelt sind nicht gerade besonders rege. Bei großen Festen wurden und werden einige Vertreter derselben wohl geladen, aber ein Verkehr, wie er einst in München unter König Maximilian zwischen Künstlern und den höchsten Herrschaften bestand, hat sich bei uns nicht ausgebildet. Viel regere Beziehungen unterhielt der kronprinzliche, dann kaiserliche Hof Friedrichs zu einzelnen Malern und Bildhauern; übt doch die jetzt verwitwete Kaiserin selbst die Kunst.

Für die bildenden Künstler hat ein mit edelm Geiste geübtes Mäcenatentum eine viel höhere Bedeutung als für den Dichter. Ein großer Stil in Baukunst, Malerei und Bildhauerei läßt sich nur bei Ausführung monumentaler Aufgaben erringen. Der Einzelne, auch der Reiche, kann solche nur sehr selten bieten. Das ist Sache des Staates und in dieser Richtung bedeutet bei uns ein Fürstenwort sehr viel. Und an Stoff fehlt es nicht. Die Zeiten Kaiser Wilhelms müssen erst noch in bleibenden Werken der Kunst festgehalten werden. Das scheint mir eine Pflicht. Denn wir hatten das Glück, ihn doppelt zu besitzen, nicht nur als den Einiger Deutschlands, sondern auch als den gütigen, pflichtgetreuen Menschen, dessen männlicher Geist hier am meisten unmittelbar wirkte. Und wenn Berlins Künstler ihn und seine Zeit feiern und für die Enkel und Urenkel verkörpern, so läge darin nicht eine Spur von Byzantinismus, denn in seiner Gestalt hat sich die gewaltigste Zeit der neuern deutschen Geschichte symbolisiert. Von ihm und seinem großen Kanzler hat ein Strom frischen Lebens sich in das Volk ergossen, in seiner Zeit wurde der deutsche Geist von einer Fülle neuer Gedanken entbunden.

Und das kann nicht ohne Einfluß auf die Künste bleiben. Und nicht auf die Künstler ohne Einfluß. Vom echten vaterländischen Geiste berührt, muß in ihnen der

wahre Idealismus, ohne den große Schöpfungen undenkbar sind, wieder aufblühen, und dann werden sie wahrhafte Mitarbeiter sein am geistigen Deutschland und nicht mehr, wie es leider noch so oft geschieht, nur Verehrer des goldenen Kalbes.

Dreiundzwanzigster Brief.

Schriftsteller. — Bilden sie einen Stand? — Vorurteile. — Schriftsteller und Gesellschaft.

Wer nur Gelegenheitsschriftsteller ist und erst in spätern Lebensjahren Anknüpfungen in litterarischen Kreisen gesucht hat, glaubt einem geschlossenen Stande entgegenzutreten. Je genauer er aber die thatsächlichen Verhältnisse kennen lernt, desto rascher verschwindet diese Meinung. Die Schriftsteller bilden einen Stand nicht, wenngleich es so scheint. Wer mit ihnen einige Zeit viel umgeht, der wird sicher zu dieser Erkenntnis kommen.

Die meisten Berufe bieten Gelegenheit zum Zusammenwirken der Mitglieder oder stehen auf dem Grunde gemeinsamer Rechte und Pflichten, aus denen sich ein Standesbewußtsein entwickelt. Aus diesen geht wieder ein Genossenschaftsgefühl hervor, das die Beziehungen der einzelnen Glieder regelt. Der einzelne Richter, Arzt, Offizier, der Verleger und Buchhändler, ja, auch der Berliner Schutzmann und Feuerwehrmann besitzen schon als Mitglieder ihres Standes nicht nur persönliches Selbstgefühl, sondern genießen auch Achtung als Teile des Ganzen, dem sie angehören. Die Bezeichnungen dieser

genannten Stände erwecken bestimmte Vorstellungen günstiger Art; sie stellen „feste Werte" dar. Vom Richter z. B. setzt man voraus, ohne ihn zu kennen, daß er unbestechlich, vom Feuerwehrmann, daß er mutig sei; bei dem erstern und dem Arzte ist man überzeugt, daß sie Bildung und Wissen ihres Berufs sich zu eigen gemacht haben, wie vom Offizier, daß ihm die Ehre ein unverletzbares Eigentum darstelle.

Alles das ist bei Schriftstellern nicht der Fall. Einheitliches Zusammenwirken im Berufe selbst ist kaum möglich — daß zwei ein schlechtes Lustspiel dichten, ändert die Sachlage nicht. Aber auch wenn die Schriftsteller in Verbände treten, um reine Geld-Angelegenheiten besser betreiben zu können, offenbart sich wenig Einheit. In Berliner Schriftstellerkreisen wird ein Ausspruch angeführt: „Wenn deutsche Schriftsteller zusammenkommen, kommen sie auseinander." Es steckt darin leider ein Stück bitterer Wahrheit. Doch scheint es, als ob im Laufe des letzten Jahres sich darin eine Besserung vorbereitet habe.

Auch gemeinsame Rechte und Pflichten sind nicht vorhanden. Das geht schließlich aus dem Wesen des Berufs, das auf Freiheit des Einzelnen ruht, von selbst hervor und bedarf des Beweises nicht.

Da ist's denn nicht merkwürdig, wenn die Öffentlichkeit die Schriftsteller als einen „Stand" nicht betrachtet. Schriftsteller ist ein vieldeutiges Wort: es sagt über die Einzelnen gar nichts aus, als daß sie zur Herstellung ihrer Erzeugnisse Feder, Tinte, Papier und zuletzt Buchdruckerschwärze nötig haben. Weder eine bestimmte Höhe des Wissens oder der Bildung, noch der Achtungswürdigkeit wird durch den Ausdruck bezeichnet; man darf leider sogar behaupten, daß das Wort an sich eher ungünstige als günstige Vorurteile erwecke. In gewissen Kreisen vornehmlich. Hochschullehrer, höhere Beamte, der hohe Adel und fast die gesamte „offizielle" Welt treten dem Schriftsteller im allgemeinen mit mehr oder minder verstecktem Mißtrauen entgegen. Verkehren sie dennoch mit ihm, so sind meist äußerliche, nicht immer reine Gründe maßgebend, und nur sehr selten kommt es zu einem innigern Umgang, der auf vollster Achtung fußt. Natürliche Ausnahmen bilden diejenigen Schriftsteller, die schon von Geburt eine bevorzugte Stellung besitzen oder dem eigentlichen Lebensberufe nach einem bestimmten Stande, z. B. dem Militär, dem Adel, der Beamtenwelt, angehören.

Vergleicht man die Stellung des deutschen Dichters und Schriftstellers von Bedeutung mit jener des Berufsgenossen in England, Frankreich, sogar in Italien und Spanien, so trifft man auf einen fast beschämenden Unterschied.

Was sind die Gründe dieser Erscheinung in Berlin? Die Frage ist leichter gestellt als beantwortet.

Vorerst scheint mir, als liege eine Ursache im Vorurteil. Man wirft die meisten Schreibenden in einen gemeinsamen Topf, in den auch alle Tagesschriftsteller kommen. Nun besitzt die Presse Berlins, und zwar die aller Richtungen, sehr achtungswerte Vertreter; Männer, die, mit dem Rüstzeug gediegenen Wissens ausgerüstet, ihren Überzeugungen treu anhängen und als Menschen

tadellos sind. Aber diesen hängt ein Schwarm anderer an, die man als „Preß-Schweizer“ bezeichnen könnte: sie dienen, wo man sie eben bezahlt; sie drängen sich überall hervor, spüren jede schmutzige Geschichte auf, hängen sich an jeden, von dem sie irgend etwas „Neues“ erfahren können und sind dann selbst durch Grobheit schwer abzuschütteln. Aber auch sie nennen sich — Schriftsteller. Ich kannte vor Jahren einen Anzeigensammler, der von Laden zu Laden wanderte, um den Eigentümern mit einem Schwall von Worten Inserate abzuzwingen, die er dann selbst mit kühnen Wendungen abfaßte. Ward er zehnmal hinausgeworfen, so kam er lächelnd das elftemal — auf seiner Karte prangte unter dem Namen das Wort „Schriftsteller“.

Leider ist auch infolge der Parteikämpfe des letzten Jahrzehnts der Ton in den meisten Zeitungen ein wenig anständiger geworden. Man kann die Blätter zählen, die in Angriff und Abwehr die Sprache der Gebildeten festhalten. Nicht selten wird mit den vergifteten Waffen der Lüge, der Verdrehung, ja, selbst der offenen Verleumdung gekämpft.

Auch dieser Schmutz kommt nun in den oben erwähnten großen Topf. Es bildet sich dann eine immer entschiedener ungünstige Meinung über die Schreibenden, und sie wird zuletzt Vorurteil, unter dem auch der Schuldlose zu leiden hat.

Eine zweite Ursache scheint mir in der Überflutung des Schrifstellerberufs gegeben. Der vorletzte Kürschnersche Kalender nennt 16000 Namen. Zieht man Lehrer, Rektoren und Vertreter irgend einer Fachwissenschaft ab, so

bleiben sicher noch 13000 übrig. Davon leben etwa 1000 in Berlin, von diesen wieder dürften etwa 50 zu den „bekannten“, 10 zu den „berühmten“ Namen gehören.

Sicherlich gehört nun ein Teil zu den Gebildeten. Es sind Männer, die nicht nur begabt als Schriftsteller und Dichter sind, sondern auch ein umfassendes Wissen besitzen und — was nicht in letzter Reihe steht — Erziehung. Dieselbe befähigt sie, in der besten Gesellschaft zu verkehren.

Aber ein größerer Teil besitzt diese Erziehung nicht und giebt sich nicht die Mühe, sich selbst zu erziehen. Der gute Deutsche, obwohl heute schon viel mehr abgeschliffen, huldigt noch immer gern dem Vorurteil, daß gesellschaftliche Feinheit und gewandtes Benehmen nichts bedeuten als eine Maske der Hohlheit. Vielleicht sind nun auch alle diese Schriftsteller so gehaltreich, daß sie aus diesem Grunde die Form verachten.

Am stärksten entwickelt ist die Abneigung gegen gute Lebensart und tiefere Bildung in dem jüngsten Geschlechte der Schriftsteller. Der Umgang mit Kreisen, wo strengere Formen herrschen, ist ihnen nicht angenehm. Die meisten leben fast nur in den Kneipen — mit Vorliebe in solchen mit weiblicher Bedienung. Welchen Einfluß diese überhaupt heute ausüben, das ist bei Besprechung des Lebens in Wirtschaften, Kaffeehäusern u. s. w. geschildert worden.

Außerdem hat sich gerade bei einer Gruppe der „Jüngsten“ Bildungshaß entwickelt. Wer alles Vorhandene als wertlos betrachtet, der kann sich die Mühe ersparen, es kennen zu lernen und darf nun in hochmütigem, ja

frechem Tone von dem „Neuen“, dem „Modernen“ salbadern. Dieser Ton ist nicht selten ein so bubenhafter geworden, daß er auf die wahrhaft gebildeten Kreise einfach abstoßend wirken mußte.

Im allgemeinen spielt der Schriftsteller in der Berliner Gesellschaft eine wenig bedeutende Rolle. Einer verkehrt in Familien der Hochschullehrer, ein anderer, weil er halb zur diplomatischen Welt gehört, in den Häusern der Minister; einige viel in Künstlerkreisen. Im ganzen jedoch werden die Schriftsteller von der höhern Gesellschaft, um mich sanft auszudrücken, nicht gesucht. Der einzige Kreis, der das thut und besonders auf Berühmtheiten, auch auf solche des Augenblicks, Jagd macht, ist jener des jungen und jüngsten Geldadels. Die Litteratur, die sich aus dieser zuweilen sehr engen Beziehung heraus gestaltet hat, ist mit wenigen Ausnahmen nicht grade erbaulich. Alle diese Berliner Lustspiele und Romane, soweit sie die Verhältnisse dieser Kreise zur Voraussetzung haben, lassen tiefern Inhalt vermissen und sind in den leitenden Gedanken nicht selten frivol. Die Verfasser besitzen wohl „Esprit“, spielenden Geist, aber dichterische Aufgaben können sie weder sich setzen, noch solche ausführen. Dabei fälschen sie zugleich das Berliner Wesen. Wer nach diesen Arbeiten die Reichshauptstadt beurteilen wollte, verfiele in schweren Irrtum und beginge ein Unrecht.

„Litterarische Salons“ im eigentlichen Sinne giebt es in Berlin nicht, obwohl es schließlich nicht schwer sein würde, solche zu schaffen. Aber im ganzen ist die Geselligkeit in den reichen Häusern eine viel zu ausgebreitete

und zu äußerliche geworden, als daß der Geist zu seinem Rechte kommen könnte. Natürlich ist manche Hausfrau entzückt, wenn sie den berühmten Romanschriftsteller A., oder den geistreichen Lustspielverfasser B. und den Schauspieldichter C. bei sich sehen kann. Aber zumeist steckt nichts anderes hinter den entzückten Mienen, als die befriedigte Eitelkeit. Und die Dichter selbst sind innerlich nicht einmal besonders beglückt von den Huldigungen der jungen und alten Frauen, aber mancher hat sich eben so sehr an Schmeicheleien gewöhnt, daß er ohne sie kaum leben kann und nur ihretwegen von Gesellschaft zu Gesellschaft hetzt — sogar in solche, über die er im engen Kreise die Lauge des Spottes ausgießt. In einzelnen Familien gewinnt die Geselligkeit mehr litterarischen Anstrich; es werden von sehr bekannten Tragödiendichtern die noch nicht aufgeführten Stücke vorgelesen und — natürlich! — sehr bewundert. Aber das macht noch nicht das Wesen des „literarischen Salons“ aus. Das größte Hindernis der Pflege einer geistig lebendigen Geselligkeit bildet — die Übermacht der Musik. Der Ton hat das Wort, die Empfindelei den Gedanken aus dem Verkehr gedrängt, oder doch beide sehr eingeschränkt. Und dann sind die Ansprüche auf Tafelfreuden so gewachsen, daß die Geselligkeit zu teuer geworden ist. Darüber habe ich bereits berichtet.

Unter den Schriftstellern selbst machen sehr wenige ein Haus, das den Berufsgenossen zum Mittelpunkt anregender Geselligkeit dient. Einer davon, der Leiter eines sehr bekannten politischen Witzblattes, ist gestorben. Bei ihm fand sich in jedem Winter an bestimmten Tagen eine

bunte Menge zusammen, in der auch die Schriftsteller vertreten waren. Bei einem zweiten, der zuerst den Pinsel geführt hat, ehe er die Feder ergriff, bestehen solche Abende noch. Der Ton ist sehr zwanglos, für manchen vielleicht zu sehr; der Zutritt leicht zu gewinnen, da der Herr des Hauses die Eigenschaft ungewöhnlicher Gastfreiheit besitzt. Der empfohlene Fremde kann sicher sein, freundlich aufgenommen zu werden. Aber nur darf er hier nicht den eigentlichen Berliner beobachten wollen. Denn unter den oft hundert und mehr Menschen, welche die verhältnismäßig kleinen Räume füllen, unter den vielen Künstlern, Schriftstellern, Schauspielern und Sängern sind die Eingeborenen gewöhnlich spärlich vertreten.

Die hervorragenden ältern Vertreter des Berufs führen meistens ein ziemlich eingezogenes Leben. Ernste Arbeit fordert Frische, diese aber schließt das Mitmachen von Gesellschaften, die meist erst zwischen 9 und 10 Uhr beginnen, aus. Auch fühlt sich mancher von ihnen in dem „neuen“ Berlin nicht mehr so ganz heimisch und beschränkt sich auf einen kleinern Kreis, in dem allein echte Geselligkeit gedeihen kann. „Nicht unter der Zahl der Grazien, nicht über der Zahl der Musen“ — dieser Ausspruch enthält eine beherzigenswerte Wahrheit, die leider aus der Mode zu kommen droht. Einige der ältern lieben es, an bestimmten Tagen in einer feinern Weinhandlung zusammenzutreffen, wo sie über Vergangenheit und Gegenwart, über Litteratur und Politik plaudern, um dann vor Mitternacht wieder heimzukehren.

Von den bestehenden litterarischen Verbänden besitzt Bedeutung nur der Verein der Presse. Im Laufe der letzten Jahre sind ihm auch jene bedeutendern Schriftsteller beigetreten, die sich bishin ferngehalten hatten. Nach außen tritt er nur mit Veranstaltungen hervor, die seiner Pensions- und Unterstützungskasse zugute kommen, mit Vorträgen und mit dem „Preßball“. Der letztere hat sich unter den öffentlichen Tanzvergnügungen ziemlich die erste Stelle erobert, besonders seit man mit der Kartenausgabe vorsichtiger verfährt. Während aber ähnliche Veranstaltungen in Paris, Wien und Rom von Angehörigen der höchsten Stände besucht werden, in den zwei letzten selbst von Mitgliedern der regierenden Häuser, halten sich diese, einige Gesandte ausgenommen, hier noch fern.

Der „Schriftstellerverband“ hat noch sehr wenig Bedeutung. Außerdem bestehen noch einige kleine literarische Vereine, die aber weder für die Gesellschaft noch für die Dichtung Bedeutung besitzen und oft nur wenige Jahre bestehen. Auch die „Freie literarische Vereinigung“, kürzlich gegründet, muß ihre Lebensfähigkeit erst beweisen. Wenn ein Verband vorläufig zu Einfluß gelangen soll, so wird er nur durch materielle Vorteile, die er bietet, zusammengehalten werden. Einen geistigen Einfluß aber wird er um so weniger erringen, je zerfahrener die Bestrebungen heute sind. Beurteiler und Schaffende gehen die verschiedensten Wege, von einer „herrschenden“ Strömung ist in den Erzeugnissen der hier lebenden Schriftsteller nichts wahrzunehmen, was darauf hindeutete, daß Berlin jene Stellung gewinnen könnte wie etwa Paris. Nur zeigt sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, daß diejenigen, die das Berliner Leben darstellen wollen, mehr

oder minder französische Brillen tragen. Daß Berlin nicht Paris werden kann, liegt im Wesen des deutschen Geistes. Und es ist das ein unschätzbarer Vorteil, welchen wir nicht aufgeben dürfen, ohne geistig ärmer zu werden. Der Berliner Geist in seiner reinen Gestalt ist kein geringer, kein wertloser. Das darf man wohl sagen, ohne der Überhebung bezichtigt zu werden. Aber er ist nicht so umfassend, daß er deutsches Wesen erschöpfte. Doch darüber läßt sich nicht nebenbei sprechen.

Vierundzwanzigster Brief.

Der allgemeine litterarische Geist Berlins. — Bemerkungen zu seiner Entwicklung. — Vorzüge und Nachteile. — Schrifttum und Lesergeschmack. — Berlin als Paris. — Berlin darf nicht das Paris Deutschlands werden.

Jede Großstadt hat ihr geistiges Klima, das für einige Anschauungen günstig ist, für andere nicht. Mit dem Übergange zur Weltstadt scheint die Eigenart dieser Luft etwas abzunehmen, nach manchen Richtungen vollzieht sich ein Umschwung vom selbständigen Wesen zur Einförmigkeit. Wie Tracht und äußeres Benehmen sich einer Durchschnittsform nähern, so auch Empfindung und Denken. Es kommt ein „juste milieu" heraus, das die große Mehrheit allmählich sich ganz unterwirft, die Ansichten über Staat und Kirche, Sittlichkeit und Geschmack modelt und ein weltstädtisches Philistertum entwickelt. Wohl wird sehr viel über Fortschritt gesprochen und in Äußerlichkeiten des Lebens gewiß mit Recht. Aber dabei erhalten sich Anschauungen über gewisse Dinge mit einer Zähigkeit, die mit der nervösen Hast des äußern Lebens in auffallendem Widerspruch steht. Der Zopf ist nicht so leicht abgeschnitten, weil er — man verzeihe das Bild — in die Köpfe hineinwächst. So hat der Wiener

seinen Zopf, der Londoner den seinigen und wir den unsrigen.

Dieses zähe Festhalten läßt sich nun vielleicht geschichtlich erklären. Wer sich jemals mit der Geschichte der Berliner Gesellschaft von Friedrich des Großen Zeit an befaßt hat, wer die Zeit- und Wochenschriften, die kritischen Blätter, aus spätern Jahren die politischen kennt und wem die Memoirenwerke u. s. w. nicht unbekannt geblieben sind, der wird eine merkwürdige Beobachtung machen können. Der gebildete Durchschnitts-Berliner war, so oft seit 1750 die Moden des Empfindens auch gewechselt haben mögen, stets vorwiegend Verstandesmensch. Er faßte die Dinge rasch und klug auf; er urteilte schnell, sehr gern mit ironischen Wendungen sein Mißfallen umkleidend. Bei seinem starken Wirklichkeitssinn stand er stets dem Nüchternen, Klarverständlichen, dem Logischen näher als dem Starkempfundenen, dem freien Spiel der Phantasie. Er liebte Geist, Witz, besonders den Verstandeswitz, das Wortspiel, die Satire, dagegen fehlte ihm der unmittelbare Sinn für stillen, gemütvollen Humor; er mußte sich zu dessen Verständnis erst erziehen. Nicht mit sehr großem Erfolg. Der Berliner Verstand haßte das Rührsame, aber in dem Berliner Gemüt lag doch Hang zur Sentimentalität, der sehr oft das Übergewicht erhielt, worauf die Selbstironie das gestörte Gleichmaß wieder herzustellen suchte. Über die Töne derselben verfügte er schon im vorigen Jahrhundert; die Neigung dazu ist gewachsen mit dem sich mehrenden Geist der Kritik. Es sind in dieser Aufführung vortreffliche Eigenschaften betont neben Mängeln. Diese letztern ließen sich vielleicht kurz als

„fehlende Naivetät“ bezeichnen. Es scheint zwar etwas dagegen zu sprechen. Selbst die Kreise der Gebildeten sind sehr leicht durch irgend eine Strömung beeinflußt und unterwerfen sich in Fragen der Politik wie der Kunst oder Litteratur sehr schnell dem Urteil eines einzelnen. Aber das ist eine Erscheinung, die man anderswo ebenso beobachten kann. Die Vielseitigkeit des Weltstadtlebens macht es unmöglich, sich außerhalb eines bestimmten Kreises eigene Urteile zu bilden; die Gesellschaft fordert aber, daß man auch über Nichtverstandenes urteile, und so ist's am bequemsten, sich fremde Ansichten eigen zu machen. Es gehört das zur neuzeitlichen Bildungsheuchelei, die leider überall wuchert und kaum jemals auszurotten sein wird.

Dieser Mangel an Unmittelbarkeit und naiver Frische des Gefühlslebens hat sich von je in der eigentlichen Berliner Litteratur gezeigt. Gewiß sind Ausnahmen vorhanden, aber die Mehrzahl derjenigen Schriftsteller und Dichter, die geborene Kinder Berlins waren oder sich ganz in dessen Eigenart eingelebt hatten, bestätigt die obige Behauptung. Niemals hätte die nüchterne Aufklärung eine solche Stellung gewinnen können, wie zu Nicolais Zeiten, wäre das geistige Klima ihr nicht so günstig gewesen. Wohl wandte sich dann die Romantik gegen diesen Geist, aber auch diese zeigt, insofern sie auf unserm Boden entstand, den Mangel an Naivetät des Gefühllebens. Tieck ist dafür eine kennzeichnende Erscheinung. Die Neigung, mit dem Verstande über der Empfindung und der Phantasie zu schweben, die Ironie ist viel weniger als Ergebnis der Romantik

im allgemeinen, denn als solches des Berliner Geistes anzusehen.

Die weitere Entwicklung hat trotz des Wechsels der Stimmungen das Wesen des Berliner Geistes nicht geändert. Die hier geborenen Vertreter der jungdeutschen Strömung spielten zwar nicht mit Selbstspott, aber so bedeutende Persönlichkeiten sie sein mochten, wie z. B. Gutzkow, das Herrschende ihres Wesens bildeten stets mehr oder minder die Kräfte des Geistes und nicht die des Gemüts. Ihre Werke vermochten den kritischen Verstand, die Einsicht aufs stärkste anzuregen, sie entfalteten blendenden und oft auch echten Geist, eine Fülle des Wissens, philosophischen Hang, Witz und Satire in reichem Maße. Dagegen wird man selten wahrnehmen Unmittelbarkeit des Gefühls, Leidenschaft des Herzens — es giebt auch eine solche des Kopfs, wie sie z. B. Gutzkow besaß —, tiefgründigen Humor.

Der folgende Zeitabschnitt seit etwa 1848 hat diese geistigen Grundzüge auch nicht umgestaltet. Die führenden Männer waren zum Teil bedeutend beanlagt, reich an Wissen und Verstand, als Schriftsteller geistvoll, nicht ohne Geschmack, weniger phantasiereich, als Dichter ausgezeichnet durch einen Zug von realistischem Gefühl, das z. B. bei Fontane eigenartig hervortrat. Die reine Lyrik brachte dagegen auch in diesem Zeitabschnitt bis zur Gründung des Reichs wenig Bedeutendes hervor.

Die jüngsten Jahrzehnte zeigten vor allem die Erscheinung, daß die neuen Stimmgeber der Kritik und die Schaffenden in gediegener Bildung an die Berufsgenossen der frühern Zeiten nicht heranreichten und daß der Ein-

fluß des Auslandes, vornehmlich Frankreichs, stärker denn je sich geltend machte. Untersucht man die Werke, die der Mehrzahl gefielen, auf ihren Gehalt, so wird man sehr leicht die alten Bestandteile erkennen: Verstand, Witz, Satire, daneben Empfindsamkeit. Aber diese Eigenschaften sind gegen früher abgeschwächt; dem Verstande fehlt meist der philosophische Anhauch, den der Berliner durch das Hegeltum erhalten hatte, der Witz ist überwiegend Wortwitz geworden, die Satire entbehrt ethischen Schwung und die Empfindsamkeit wurde, wie besonders in der „Butzenscheiben-Epik“, süßlich und versteckt-sinnlich.

Nun aber begann sich die Anziehungskraft Berlins zu steigern und lockte Talente aus allen Teilen Deutschlands herbei. Ein Teil derselben ist von der stärkern Strömung ganz mitgerissen worden; einige bewahrten sich die Unabhängigkeit, konnten aber eben deshalb tiefer reichende Wirkungen nur in engern Kreisen erzielen.

Daneben dauerten und vermehrten sich fremde Einflüsse, besonders die des französischen Naturalismus und des nordischen und russischen Schrifttums und wirkten auf das jüngste Geschlecht auch dort ein, wo dasselbe selbständig zu sein glaubte.

Betrachtet man die Schöpfungen dieser Schule, so tritt uns die gleiche Erscheinung entgegen: je mehr berlinisch die Erzeugnisse sind, desto mehr überwiegen die Eigenschaften unserer Eigenart. Gemütshumor mangelt ganz, Verstand herrscht vor, die Leidenschaft ist mehr im Kopf als im Herzen; die Wendung zur satirischen Anklage-Litteratur hat sich vielfach vollzogen; die Phantasie ist zurückgedrängt zu gunsten einer Beobachtung eines

Wirklichen, das bei den meisten ein Phantastisches ist. Künstliche Schrei- und Springpuppen sind die geschilderten Menschen, Mechanismen mit einzelnen sehr wirklich scheinenden Bewegungen, aber innerlich leblos. Die aufgesammelte Lebenserfahrung und Menschenkenntnis fehlt und ebenso die intuitive des Dichtergemüts, denn nur wenige sind Dichter; und manche, die es im Kerne sind, schämen sich dessen und werden Nachbeter fremder Vorbilder und eines im tiefsten Wesen undeutschen Naturalismus. Wieder andere haben sich einer erotischen Richtung zugewendet, die ganz nach Frankreich hinweist und nur sittlich angefaulten Menschen wohlgefällt. Und zu den Gruppen der schaffenden Schriftsteller gesellen sich die entsprechenden Kunstrichter, die mit hohlen Phrasen, besonders unverstandenen naturwissenschaftlichen um sich werfen. Untersucht man ihr Wissen auf diesem Gebiete, so sieht man, daß sie bloße Bruchstücke aufgelesen haben und nicht auf einem einzigen Naturwissensgebiet, weder in Philosophie, noch sonstwo etwas Gründliches verstehen. Gründlich sind sie nur in der Flachheit. Die aber Wissen, wenigstens litterargeschichtliches besitzen, entbehren Gemüt fast vollständig.

Trotz aller echten Begabung, die mancher der jüngsten Schriftsteller besitzt, trotz einzelner wertvollen Schöpfungen, besonders in Roman, Lyrik und Gedankendichtung, ist die Bewegung nur insofern von Nutzen, als sie einerseits den Blick für das Schablonenhafte mancher Berühmtheiten geschärft, andrerseits gezeigt hat, wohin der Naturalismus in Deutschland führt. Sie hat Ekel und Langeweile erregt. Auch das ist verdienstlich, wenn es auch gegen die Absicht erreicht wurde.

Als Berlin der staatliche Mittelpunkt des Reiches geworden war, machten sich vielfach Stimmen geltend, die auch für das geistige und litterarische Leben eine größere Einheitlichkeit verlangten. Sie sind niemals mehr ganz verstummt. Das Vorbild von Paris spukt in den Köpfen. Wie dieses sollte auch die Reichshauptstadt die Besten des Reiches an sich ziehen, um so allmählich die unbedingte Herrschaft in Angelegenheiten der Kunst, des schönen Schrifttums, des Geschmacks zu erringen. Der örtlichen Heimatsliebe mag die Vorstellung schmeicheln, daß alle andern deutschen Städte als aufmerksame und gehorsame Diener einfach die Vorschriften der Reichshauptstadt zu vollziehen hätten, daß nichts auf Erfolg und Anerkennung zu rechnen hätte, was nicht zuerst hier bei uns als würdig verbrieft und versiegelt worden sei. Jeder Berliner aber, der wahrhaft deutsch denkt, wird diese Vorstellung von sich abweisen, deren Verwirklichung ein Unheil wäre.

Ich weiß, was uns die Kleinstaaterei, die Eifersucht der Stämme gekostet hat seit Väter Zeiten. Es bedeutet den staatlichen Untergang des Reiches, wenn jemals der Sondergeist, der noch immer nicht ganz erloschen ist, die Übermacht gewinnen sollte. Nur in der Einheit liegt unsere politische Kraft, in ihr unser Einfluß auf Europa, unsere Bedeutung für die Welt. Alle die großen Änderungen, die in gewissen Grenzen eine Neuordnung der Gesellschaft und Versöhnung der Gegensätze anstreben, alle Bestrebungen, uns einen Anteil an dem noch freien Rest der Erde zu gewinnen, und so vieles andere: mit dem Reiche ginge alles in Trümmer.

Aber so sehr das zu beklagen wäre, ebenso gefahrvoll müßte es für unser Geistesleben wirken, wenn Berlin ein Paris werden sollte. Die Reichshauptstadt kann nur einem Teile des deutschen Wesens gesunde Luft bieten, nur einen Teil dessen liefern, was wir Deutsche an geistiger Nahrung bedürfen. Der Reichtum und die Vielgestaltigkeit unseres Volkswesens ist aus der Eigenart der Stämme hervorgewachsen. Schwaben und Hessen, Franken und Bayern, Rheinländer und Preußen sind die einzelnen Saiten der Riesenharfe, die der deutsche Genius handhabt. Jede hat ihren bestimmten Klang, und nur aus aller Zusammenwirken ist das hohe Lied hervorgegangen, dessen Melodie in den Schätzen deutscher Dichtung niedergelegt ist. Natur und Geschichte haben jeden Stamm besonders erzogen zu einem Eigenwesen, das sich nicht aufgeben könnte, ohne sein Bestes zu opfern. Und dazu gesellen sich noch Deutschösterreich und die deutsche Schweiz.

Die Vielfältigkeit der Stammeseigenart ist nicht nur zu schonen wie eine wunde Stelle, sondern als ein Vorzug zu pflegen. Ein Hebel hätte nicht in Hamburg, ein Schiller nicht in Berlin, ein Gutzkow nicht in Stuttgart, ein Goethe nicht in Wien das werden können, was sie geworden sind; Uhland, Just. Kerner, Fritz Reuter wären niemals in Berlin zu ihrer Eigenart gekommen, ebensowenig wie etwa Alexis, Gutzkow oder Spielhagen in Stuttgart oder Weinsberg. Gewiß lag in all diesen Männern ersten und zweiten Ranges ein Kern, der unabhängig war von der Umgebung und Stammesart. Aber durch diese erhielt das Gewächs seine bestimmte Farbe und Richtung.

Der Schwung des Südens, der gemütliche Humor des Bayern, die stachliche Herbigkeit des Schwaben, die naive Lebensfreude des Rheinländers, sie alle haben ihren Wert und ebenso hat ihn die Eigenart des Berliners. Aber nur ebenso und nicht mehr. Die vielen kleinern Mittelpunkte und Bildungsstätten sind ein kostbares Besitztum und ihre Zerstörung bedeutete Verarmung des deutschen Geistes- und Gemütlebens. Grade die kleineren Hauptstädte haben auch den Vorzug, daß sich in ihnen Begabungen freier entwickeln können, während in Weltstädten die Mode zu einer gefährlichen Macht heranwächst und mit ihr eine Abtrennung vom Naturleben sich vollzieht. Es werden stetig mehr künstliche Lebensbedingungen entwickelt, aus denen künstliche Gefühls- und Denkweisen hervorgehen. Das Ursprüngliche kann sich nur schwer halten, das Ungesunde, Erregte, Überreizte findet eher den Boden zum Gedeihen. Das rasche Alltagsleben bringt stets Neues und vergißt es ebenso rasch. Die stille Einkehr in sich wird dem Schaffenden erschwert, Gedanken, Gefühle und Gestalten haben selten Zeit, ruhig der Reife entgegen zu wachsen, und die Kunstgenießenden sind selten geneigt, sich in das Ernste, Eigenartige still hineinzuleben. Alles, was prickelt und vielleicht sogar ungesunden Trieben schmeichelt, was rasch vom Verstande begriffen werden kann, was mit Witz zu spotten versteht und die Fragen des Tages geschickt zu verwerten weiß, all das findet sofort seine Verehrer. Blitzenden Geist versteht man, Tiefsinn nicht; Eleganz wird begriffen, nicht ruhige, echte Schönheit; bewegliche Frivolität findet tausend Gönner, stille Anmut bleibt fast unbeachtet; spielender

Witz und oberflächliche Satire zünden, gemütvoller Humor lebt ein Stillleben. Ich spreche hier nur von der herrschenden Mehrheit, welche die Stimmungen und Geschmacksrichtungen macht.

So ergiebt sich in den heutigen Weltstädten ein geistiges Klima, das der Entfaltung der echten Poesie im allgemeinen wenig günstig ist. Man hört wohl oft die Behauptung: „Die moderne Poesie muß mit dem voll entfalteten modernen Leben in innigste Verbindung treten. Darum kann sie nur in den großen Mittelpunkten gedeihn". Beweisen läßt sich natürlich auch das. Aber vorher müßte dargethan werden, ob das, was streng modern ist, sich dichterisch gestalten läßt, zu bleibenden Gebilden verwendet werden kann, oder ob es nicht vielmehr durch sein ganzes Wesen auf Verkörperung durch Mittel angewiesen ist, die vom Gebiete der Kunst überhaupt weit abliegen. Aus dem gärenden Stoffe der Gegenwart kann meiner Überzeugung nach nur der Verstand und die That, die unmittelbar auf Lebensformen gerichtete That ein festes Gebilde schaffen. In diesem Sinne aber ist der echte Dichter niemals Thäter. Läßt er sich von diesem Zeitgeiste dennoch überwinden, dann bleibt ihm nur eins: Tendenzdichter in üblem Sinne des Wortes zu werden und seine Kraft zu verschwenden. Damit ist nicht verlangt, daß er sich ins Schneckenhaus des sogenannten „Rein Menschlichen" zurückziehen solle. Er kann und soll die Zeit zu begreifen suchen, soll ihr, wenn seine Kraft ausreicht, den Spiegel vorhalten. Das aber wird er nur können, wenn in seinem Gemüte die Leitbilder leben des Höchsten und Edelsten, dessen der

menschliche Geist fähig ist. Dieses Edelste und Höchste ist aber in dem nur Modernen in geringem Maße enthalten und verkörpert sich jedenfalls nicht in dem, was man Weltstadtleben zu nennen pflegt. Der Lärm und das wilde Treiben desselben wird im Gegenteil zumeist das Ohr des Geistes taub machen für die stille Stimme der eigenen Brust. Ohne diese zu vernehmen, vermag jedoch keiner Werke echter Kunst hervorzubringen.

Gefährlich ist auch, daß ein Teil der jungen Kräfte meint, die Poesie sei nur durch einen Bund mit der Wissenschaft, natürlich der „modernen" zu erneuern. Diese Ansicht kann noch manche Begabung zugrunde richten. Kunst und Wissenschaft sind aber nicht dasselbe, wurzeln in andern Kräften, arbeiten mit andren Mitteln. Hier Logik des Verstandes, sinnliche Erfahrung, unbedingte Gebundenheit — dort Gemüt, Einbildungskraft, Freiheit dem Stoffe gegenüber. Der echte Dichter ergreift die Vorstellung der Außenwelt und belebt sie durch sein eigenes Wesen, aus der Fülle eigenen Lebensgefühls stellt er sie als Ganzes, als Einheit hin; die Erfahrungswissenschaft aber muß stets ein Stückchen äußerer Wahrnehmung an das andere knüpfen, aber kann niemals Leben schaffen, denn das Leben selbst ist für sie eine unlösliche Erscheinung. Kunst- und Wissenschaft können darum nie dieselbe „Methode" haben. Nie, trotz Zola, denn das Gute, was er geschaffen, ist nicht auf dem Wege des „Experiments, der Erfahrung" gewonnen, sondern aus der Einbildungskraft, aus dem Gemüte geboren. Also mit den gleichen Mitteln, mit denen die geschmähten Alten und Überwundenen gearbeitet haben. Da

aber der Hauptstoff der Dichtung — der Mensch — im Wesen sich nicht viel ändert; da die Mittel der Dichtkunst: Einbildungskraft und Gemüt die gleichen bleiben, so ist auch die Ästhetik, wie sie sich als Wissenschaft entwickelt hat, nicht der sterbende Mann, als den sie von einzelnen Hitzköpfen hingestellt wird. Am wenigsten ein schon gestorbener, dessen Leiche zum Himmel stinkt. Einige junge Herren arbeiten an einem Homunkulus der neueren Ästhetik — er wird das Schicksal des Bathybius Haeckelii teilen.

Komisch aber wirkt die stete Berufung auf die Naturwissenschaften, weil sie die Unkenntnis derselben bekundet. Die Gründer der neuen Ästhetik kennen meist kaum einige „populäre“ Darstellungen und haben keine Ahnung davon, wie die strengste, ehrliche Wissenschaft heute sich gegen so viele Glaubenssätze der materialistischen Dogmatik kühl, ja einfach ablehnend verhält. Hüte, die in den Städten nicht mehr Mode sind, trägt man stolz Sonntags auf dem Lande. Mit demselben Selbstgefühl tragen diese Erneuerer der Dichtung und Ästhetik abgetragene Gedanken umher und dünken sich „modern“.

Soll sich vielleicht das übrige Deutschland auch diese Seichtheit zum Vorbilde nehmen? Das alles sind Gärungsvorgänge, die sich als solche um so leichter verstehen lassen, da ähnliche Erscheinungen auf allen Gebieten zu beobachten sind.

Übrigens sei bemerkt, daß sich gegen die „Jüngsten“ unter den noch Jüngeren eine entschiedene Gegenströmung erhebt und daß in dieser, trotz der Anerkennung gesunden Wirklichkeitssinnes, sich der lebendige Pulsschlag eines warmen Idealismus bemerkbar macht.

Über den Wirrwarr in Herzen und Köpfen kann man sich am wenigsten in einer Weltstadt wundern, wo so ziemlich alle Gedanken und Gedankengespenster sich Zusammenkunft gegeben. Wir wollen ein Bild dieser Stimmungszerrissenheit zu geben versuchen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Ein Bild der Stimmungen unserer Zeit. — Gewirr der Meinungen und Widersprüche. — Vorgeschlagene Heilmittel. — Was all dem zugrunde liegt. — Die Jugend und der Zeitgeist. — Beispiele. — Schwärmer der höhern Stände und die Sozialdemokratie. — Ihre Arbeit eine vergebliche.

Es giebt für jedes Volk Zeiten, in denen die leitenden Begriffe feststehen und jeder einzelne in eine Sippe solcher festbegründeten Vorstellungen hineingeboren wird. Sie bestimmen sein Denken, Fühlen und Handeln und gewähren der Entwicklung eine gewisse Stetigkeit. Die Kritik des Überlieferten regt sich kaum hier und da, ist aber fast machtlos den oft schon starr gewordenen Begriffen gegenüber. So war es z. B. bei uns im allgemeinen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Anders in andern Zeiträumen.

Die Begriffe beginnen sich von innen heraus zu lösen, und selbst solche, die noch vollständig den Forderungen der Vernunft entsprechen, ja, im Wesen unzerstörbar sind, werden Gegenstand äußerer Angriffe. Anderseits setzen Keime neuer Vorstellungen an. Und das ganze Chaos von echten und falschen Gedanken, von Verstand und Leidenschaft, von Altem und Neuem brodelt

wie in einem Hexenkessel. So bemächtigt sich der Geschlechter allmählich ein Gefühl der Unruhe, das bei vielen zur Unzufriedenheit, bei andern zu krankhafter Unrast und Zerfahrenheit sich gestaltet. Und in diese Verhältnisse werden Menschen hineingeboren; besonders jene der größern und größten Städte, die das Herz und die Schlagadern des öffentlichen Lebens bilden und wo die echten und mehr noch die falschen Zeitwahrheiten in Wort und Schrift am lautesten verfochten werden. Ein Haus müßte mit einer Riesenmauer von Urteilen und Vorurteilen umgeben sein, wenn die Stimmungen, das, was Glanville „Klima der Meinungen" nennt, nicht hineinkommen sollten. Und auch sie wäre nutzlos, denn die Jugend muß ja schließlich aus der Umwallung hinaustreten in das Getriebe.

Nun ist noch eins zu bedenken. Früher war der Bildungsstoff einheitlicher. Heute ist er, mehr als in irgend einer Zeit, mehr noch als im sinkenden Kaiserreiche Roms, mehr als in der Renaissance und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zerrissen. Das wirklich Veraltete steht neben dem guten Alten, das in Natur und Geist wurzelt, und daneben drängt sich das Gewirre des Werdenden auf allen Gebieten hervor. Dieses vereint in sich eine Menge kostbaren Wissensstoff, dem die Einheit fehlt, und ebensoviel des nur Vermuteten, Hypothetischen, ja Phantastischen. Dabei enthält das Neue tiefklaffende Widersprüche. Man hat den „Kampf ums Dasein" — die Worte sind ursprünglich nur ein bildlicher Ausdruck für eine Reihe von Erfahrungen — zu einer Art von Weltmacht erhoben, die man überall thätig

glaubt. Das hindert aber die Bekenner sehr oft nicht, für den „ewigen Frieden" einzutreten. Das „Gesetz der Entwicklung" wird ebenso hoch gestellt; in der Nachforschung über das Werden glaubt man ein Mittel zu besitzen, das Wesen zu erkennen. Knapp daneben steht die Meinung, daß alles, was da ist, dem Umsturz verfallen müsse und Staat und Moral einfach aus dem Blauen heraus auf ganz neuen Grundlagen aufgebaut werden müssen. Das stellt doch eine offenbare Verleugnung des geschichtlichen Geistes dar. Die Reihe solcher Widersprüche ließe sich beliebig fortsetzen.

Nun nehme man dazu die leidenschaftlichen Kämpfe über die Anschauungen vom Staat, von Sittlichkeit, von Religion. Wirklich Veraltetes strebt sich zu behaupten oder will aus dem Grabe steigen, das Neue, oft bis zum Wahnsinn verzerrt, ringt nach der Herrschaft. Ihm erscheinen alle Staatsformen, Monarchie, Republik, Demokratie im Sinne von 1848, als überwundene Schemen, denn alle schaffen neben Herren Knechte, neben Besitzenden „Lohnsklaven". Darum müsse das „allgemeine Herrentum" aller an deren Stelle. Ehe ist Knechtschaft, Familie ein Unsinn, Freiheit von diesen Banden allein verbürge den Fortschritt. Auch für das Weib, das im Zukunftstaate erst wahrhaft frei und dem Manne gleich sein werde, wenn erst dieser „Staat" Beköstigung, Verpflegung und Erziehung zu seiner Sache gemacht habe.

Nicht nur die Kirchen sollen vernichtet werden, sondern die Religion an sich müsse unbedingt fallen. Ist Gott gestürzt, dann fällt sie ihm nach. Dann erst wird der einzelne auch innerlich frei, wie er es äußerlich sein

wird. Wie ein dämonischer Hohn erscheint es dabei, wenn die Denker der auch neuesten Schulen die Möglichkeit irgend einer innern Freiheit kurzweg verneinen.

Die Kirchen möchten nun gern dem Dogma neue Stützen geben, wobei sie auch die Staatshilfe annähmen. Aber das unleugbar in weiten Kreisen des gebildetern Mittelstandes sich steigernde religiöse Bedürfnis wendet sich immer mehr vom Dogmenglauben ab; es will Brot, nicht Steine, zu denen die meisten Glaubenssätze sich verhärtet haben. Nur langsam lernt das hier und da ein Priester oder Gottesgelehrter einsehen. Und da der Kirchenglaube so oft abgestanden ist, so tasten die Geister unsicher umher. Welche seltsame Menge wirrer Gedanken begegnet dem, der diese Geisteskämpfe betrachtet! In ganz Europa und so auch bei uns. Man sucht den Buddhismus für uns schmackhaft zu machen; man baut Religionen der Moral, des Gewissens, des Geistes auf. Aber das alles verschwindet gegenüber den Fortschritten jener Bewegung, die von den Tiefen plattesten Gespensterglaubens bis zu den Höhen gotttrunkener Mystik reicht. Wenn wir auch nicht etwa 10 Millionen Bekenner des Spiritismus haben, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, so ist die Zahl doch in steter Steigerung begriffen. Arme Weber in weltentlegenen Thälern und Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Offiziere und sonstige Glieder der höhern Stände in der Weltstadt, so verschieden ihre Anschauungen sind und sein mögen, begegnen sich in einem Triebe, den man als Sehnsucht nach einer Neugestaltung des Glaubensstoffes bezeichnen dürfte.

Und dann giebt es noch andere Bewegungen, in

denen sich dieser Hang offenbart. Da treten auf die Pflanzenesser und lehren, daß ihre Kost die soziale Frage lösen, die Menschen edel und gut machen könne. Und andere verdammen jeden Luxus — d. h. auch Stiefel gelten ihnen dafür, und fordern die Einfachheit der Ahnväter, denen ein Fell genügte, und sie nennen sich Bekenner der „konsequenten Humanität“ und begrüßen jeden — mündlich wie schriftlich — mit „Lieber Bruder“ und mit „Du“. Und wieder andere wollen auf Wagners Musik, besonders auf den „Parzival“, ein neues Weltreich christlich-schopenhauerischen Mitleids gründen oder durch Umwandlung der Schulen, durch rein deutsche Erziehung das Geschlecht des leitbildlichen Zukunftsstaates erziehen.

Ich kann hier nicht alle jene Bewegungen andeuten, die sich in unsern Tagen so mannigfaltig berühren, durchkreuzen, bekämpfen. Sie enthalten unendlich viel des Lächerlichen und Ungesunden. Aber doch liegt in ihnen zugleich ein geistiger Drang, ich möchte sagen, es offenbare sich in ihnen ein Verlangen nach Erlösung. Neben Gesetzen, Einrichtungen und Überlieferungen, die geschichtlich geworden, aber doch zugleich wesenhaft in Vernunft und Gerechtigkeit begründet sind, stehen andere, worin das Gegenteil statt hat und deren Druck heute — und dies gehört zu den guten Zeichen der Zeit — auch von solchen mitempfunden wird, die er nicht unmittelbar belastet. Das alles deutet auf eine Umwandlung des gesellschaftlichen Geistes, deren Anfänge — die Thatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen — in den Grundgedanken des echten Christentums liegen. Die Sozialdemokraten schreiben zwar alles der „Angst“ zu, das ist aber nur in kleinen Kreisen der Fall. Wie käme es sonst, daß Menschen, die um keinen Besitz zu kämpfen und vom Staate gar keinen persönlichen Vorteil haben, zwar die Sozialdemokratie entschieden abweisen, aber doch mit Begeisterung für gerechtfertigte Reformen eintreten? Diese Begeisterung geht zuweilen über das vernünftige Maß hinaus und schafft Träume, die mehr dem Herzen als der Einsicht Ehre machen. Aber sie ist da, ist selbstlos und wirkt als Kraft im Getriebe der Zeit.

Schließlich muß noch einer Thatsache gedacht werden, die besonders in den Welt- und Großstädten großen Einfluß auf einen Teil der Jugend ausübt: die materialistische Genußsucht derjenigen Kreise, die den Ernst der Zeit nicht sehen oder nicht sehen wollen. Ursprünglich in den Schichten der höhern und reichern Stände geboren, ist sie allmählich hinuntergesickert, und heute herrscht dieser Ungeist nicht am schwächsten in einem Teil der Arbeiterkreise, wo er ebenso als sittliches Gift wirkt wie anderswo und für die Gesellschaft im ganzen die vorhandenen Gefahren noch vermehrt.

Das ist in groben Strichen das Bild der Stimmungen unserer Tage, d. h. etwa der letzten zwei Jahrzehnte. Und in dieses Gewirre von Einflüssen tritt die Jugend der mittlern und höhern Stände hinein; urteillos, leicht, erregbar, wie sie es von Rechts wegen sein darf. Schon der reife Mann hat heute doppelte Willens- und Geisteskraft nötig, wenn er dieser Springflut von Gedanken gegenüber sich Klarheit erringen und die errungene festhalten will. Von der Jugend ist's nicht zu verlangen.

Ihre Entwicklung muß natürlich sich bewegen in der Mittellinie zwischen den äußern Einflüssen und der innern Anlage. Aber in solchen erregten Zeiten werden die erstern zumeist stärker wirken und der bloße Nachahmungstrieb wird vielfach entscheiden. Fehlt eine leitende Hand, sind die häuslichen Verhältnisse unerquicklich und mangelt es an eingepflanzten Vorurteilen, die einige Zeit sehr gut als Schutzwehr gegen das unfertige Neue dienen können, so wird der einzelne leicht in den Strudel gezogen.

Zwei Beispiele können zum Beleg dienen. Der erste junge Mann hatte das Jahr 1870 als 16jähriger Knabe erlebt. Die großen Siege und die Begeisterung jener Zeit hatten in dem Kinde Widerhall erweckt und der Keim entwickelte sich so, daß der Knabe mit 15 bis 16 Jahren mit Leidenschaft für Deutschland, für das Reich, für Kaiser und Kanzler schwärmte. Er schrieb patriotische Gedichte voll kindlichen, aber hohen Überschwangs und war zugleich sehr religiös gestimmt. Noch am Gymnasium lernte er nun einiges von Schopenhauer und Schriften Büchners kennen. Sein ungeschultes Denken vermochte den Stoß nicht auszuhalten, und bald war aus dem haltlosen Zweifler ein Verneiner geworden. Aber der jugendliche Idealismus forderte ungestüm ein Leitbild, und das blieb ihm das Vaterland. Als Student im ersten Jahre trat er als Freiwilliger in das Heer. Einige schroffe Worte eines Lieutenants und Rücksichtslosigkeiten eines groben Feldwebels genügten, um ihm das „System" verhaßt zu machen. Damals schon begann er sich mit der sozialdemokratischen Bewegung zu beschäftigen. Teils aus Gutherzigkeit, teils aus Trotz fing

er an, für die „Enterbten" zu schwärmen, machte Gedichte, in denen er sein Mitleid für sie aussprach. Nach Vollendung der Militärpflicht hatte er in sich durch ungeordnete Lektüre die Anschauung befestigt, daß die deutschen Verhältnisse einfach „unhaltbar", daß die Bildungswege nur für den „Streber" zum Erfolg führen. Er gab das Studium auf und wandte sich in das Ausland. Dort verfiel er immer mehr dem sozialdemokratischen Geiste, gab und giebt nun seinem Bekenntnis und dem Haß gegen das Reich, die Monarchie, die Besitzenden u. s. w. in Gedichten Ausdruck und predigt die „große Erhebung des Proletariats", von der dieser Schwärmer die Aufrichtung eines Reiches der allgemeinen Menschenliebe und Gesittung erwartet.

Ein Anderer ist bis zur Sekunda des Gymnasiums gekommen. Ein unglücklicher Zufall warf dem Knaben einen Preis für lyrische Gedichte in den Schoß und ließ so den Entschluß reifen, die Lehranstalt zu verlassen und Dichter zu werden. Auch bei ihm herrschte damals noch glühende Vaterlandsliebe und eine durch Aufrichtigkeit rührende sittlich-religiöse Begeisterung. Da trat die sozialistische Bewegung in seinen Gesichtskreis. Auch er begann in Gedichten, die sich übrigens in Sprache und Form an ältere Muster lehnten, das Schicksal der Armen und Elenden zu zeichnen, ohne Bombast, aus warmen jugendlichem Mitgefühl, aber ohne jede Kenntnis des wirklichen Lebens. Allmählich tauchten in den Gedichten sozialdemokratische Anschauungen auf, die stetig stärker in den Vordergrund sich drängten. Er las vielerlei ohne Wahl und Kritik, und dann gab er ein Buch heraus,

in welchem Vaterland und Königtum, Religion und Sittlichkeit, Gelehrte und Besitzende, Adel und Bürgertum mit Hohn und Spott übergossen, die Proletarier, verschiedene Freiheitshelden und die Revolution mit Herweghschen Tönen gepriesen wurden. Zuletzt warf sich der junge Mann einem geistverlassenen Naturalismus in die Arme und verdammte als Kunstrichter alles, was ihm nicht in den Kram paßte.

Halbbildung, Lebensunkenntnis, Leidenschaftlichkeit verbinden sich so in Hunderten von Fällen und werfen begabte junge Menschen aus der Bahn ruhiger und gesunder Entwicklung. Mancher von ihnen meint es in aller seiner Empörung redlich und ist auch fähig, seinem Irrtum, in den ein Teil Wahrheit eingeschlossen ist, Opfer zu bringen. Andere dagegen wollen nichts als Lärm machen. Ihr Wissen ist erbärmliches Stückwerk, ihr „heiliger Wahrheitsdrang" eine Posse, denn sie sind beherrscht von krankhafter Eitelkeit und tollem Ehrgeiz, mancher noch von schmutzigem Erwerbstrieb. Je geringer ihre Bildung, desto lauter tönt ihr Wort; sie wissen alles, bekritteln und beschimpfen alles. Aus allen möglichen Büchern klauben sie die verneinenden Phrasen heraus, mit denen sie Ball spielen, zum Staunen noch jüngerer, noch unreiferer Genossen und Nachahmer. Und wälzt sich auch mancher in Schmutz, so wird er sich doch nicht das Recht nehmen lassen, den Sittenrichter zu spielen.

Diese Gattung ist vornehmlich Ergebnis des Weltstadtlebens; sie ist eine der widerlichsten Erscheinungen desselben.

Solche Menschen finden sich nun in verschiedenen

Schichten der Gesellschaft. Man begegnet ihnen unter jungen Malern und Musikern, unter unbeschäftigten Ärzten, Lehrern und Rechtsanwälten. Weil die Wirklichkeit ihnen nicht sofort den gewünschten Erfolg bringt, sind sie in ihrer Sehnsucht verletzt und schreiben nun alles den bestehenden Einrichtungen zu. So geraten sie in wachsende Unzufriedenheit, die aus der Zeitstimmung Nahrung zieht. Von dieser Unzufriedenheit ist der Schritt zur Sozialdemokratie nicht groß, und eine Annäherung ergiebt sich für jeden, der sie sucht, in Berlin sehr leicht; man kann z. B. in Arbeitervereinen „wissenschaftliche" Vorträge halten oder Beziehungen mit einem Parteiblatt anknüpfen, das übrige macht sich dann von selbst, trotzdem von seiten mancher Führer solche Überläufer mit großem Mißtrauen angesehen werden. Immerhin gelingt es hier und da einem, wirklich zu Ansehen unter den „Genossen" zu kommen.

Aber nicht nur getäuschter Ehrgeiz führt Bekenner zu, sondern auch schwärmerische Begeisterung. Es giebt gebildete Männer und Frauen, die, fast alle Vorteile der Geburt und der Stellung aufgebend, der Sozialdemokratie sich anschließen, wenn auch nur wenige davon am politischen Kampfe des Tages sich beteiligen. Mit reichem Empfinden und mit Opferfähigkeit begabt, sehen sie im Bestehenden nur die Schatten und bürden den andern Ständen alle Schäden der Arbeiterkreise auf. Jeder Sozialdemokrat gilt ihnen als reiner Verfechter der Menschlichkeit. Das Elend einzelner, auch das im Grunde selbstverschuldete, empfinden sie mit, als trügen sie es selber; sie schränken sich aufs äußerste ein, um helfen zu

können, sie geben Beiträge zu den Wahlfonds, zu den Flugschriftengeldern, wie sie auch die englische Friedensliga, den Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter in Dresden oft unterstützen. Andere widmen ihre ganze Kraft der geistigen Hebung der sozialdemokratischen Arbeiterkreise. Sie halten Vorträge über Dichterwerke, Ethik, ja, Philosophie u. s. w. und leben in dem Wahn, durch edelgemeinte Worte die Masse bilden zu können. Dabei stört sie nicht einmal der geringe Anklang, den diese Bemühungen finden.

Es steht mir fern, diesen idealen Glauben gering zu schätzen, er gereicht dem Herzen seiner Träger zur Ehre. Aber er beweist mir zugleich den Mangel an Menschenkenntnis und an Weltverstand. Weder die materielle noch die geistige Mitarbeit dieser Schwärmer wird das Wesen der Bewegung im geringsten ändern. Und sollten selbst hundert Arbeiter einer edlern Lebensauffassung gewonnen werden, bei vielen Tausenden bleibt die alte materialistische Denkweise ungeändert, die vom berechtigten Streben nach Besserung der Verhältnisse zu Neid und Haß geführt hat und zuletzt das Entscheidende doch nur in der rohen Gewalt sucht. Wohl ist diese zweischneidig, denn sie vernichtet sich, indem sie anderes vernichtet. Aber daran denkt die Masse nicht — denn sie denkt überhaupt nicht, sondern fühlt nur.

Alle diese erwähnten Vorgänge stellen sich uns bei näherer Betrachtung als rein psychologische Bewegungen dar, in denen Edles und Gemeines, Vernunft und Widersinn seltsam durcheinander wirren. Ganz klar läßt sich das erweisen, wenn man einzelne Lebensgänge genauer

schildert. Ich werde den Lesern deshalb die Entwicklung zweier Menschen darstellen, eines ehemaligen Staatsdieners und einer Frau, die aus reichem, altadligem Geschlechte stammt. An diesen Beispielen soll der Einfluß der Zeitgedanken sich wie in einem Spiegel darstellen. Der Verfasser hat beider Werdegang verfolgt, zum Teil in unmittelbarer Nähe erlebt, und die entscheidenden Wandlungen haben sich in Berlin vollzogen. Das giebt die Berechtigung, beide als Menschen der Zeit in diesen Briefen zu zeichnen.

Sechsundzwanzigster Brief.

Zwei Menschen der Zeit. — I. Ein neuzeitlicher Menschlichkeitsprediger.

Ich weiß, daß die zwei Beispiele, die den Lesern hier vorgeführt werden sollen, nicht unbedingt typische Erscheinungen sind. Aber wenn auch verschiedene Einzelzüge als ausschließliches Eigentum dieser beiden Menschen gelten müssen, so mindert das doch das Belehrende der Beispiele nicht; der Entwicklungsgang zeigt doch klar den Einfluß der Zeitströmungen und kann uns über die Art, wie sie sich mit der besondern Anlage verknüpfen, manches Lehrreiche verkünden. Natürliche Rücksichten gebieten, viele äußere Züge auszulassen oder die Umstände zu verändern. Die Hauptsache ist ja doch das innere Werden, soweit dieses erkennbar hervortritt; denn das Allertiefste des Menschen ist uns verborgen und läßt sich nur in Bruchstücken durch Schlüsse erraten.

Der Mann, dessen Lebensbild ich geben will, stammt aus guter Familie, die dem Staate Beamte und Offiziere gegeben hat, pflichttreue, brave Menschen von mittlerer Begabung. Meines Wissens hat keiner eine hervorragende Stellung erreicht.

Der Sohn erhielt eine gute Erziehung und trat nach deren Vollendung in den Staatsdienst ein. Er war eine Natur mit zahlreichen Fühlfäden. Solche werden von überall her angeregt. Einbildungskraft und Gemüt sind beweglich; letzteres weich und leicht gerührt; der Geist fühlte sich bald hier, bald dort angezogen, von Kunst und Dichtung, Geschichte, Philosophie und Religion. Menschen dieser Art fehlt der einheitliche klare Wille; allüberall hinstrebend, zerreibt sich die Kraft und schwankt hin und her. Wenn sie zuletzt dennoch nach einer Richtung hingehen, so ist das mehr Eigensinn als Willenskraft.

Er — wir wollen ihn Karl nennen — that seinen Dienst, alle äußern Pflichten erfüllend, aber mit innerm Widerstreben. Doch da er verläßlich und pünktlich war, so kam er vorwärts. Eigentlicher Beliebtheit erfreute er sich nicht. Der lehrhafte Ton seiner Gespräche, die Unfähigkeit, an heiterer Geselligkeit Anteil zu nehmen, zogen nicht an. Er merkte das und mied außer Dienst immer mehr den Umgang der Gefährten, las alle möglichen Bücher durcheinander und sann auch über religiöse Dinge nach. In dieser Vereinsamung entwickelte sich ein starkes Selbstbewußtsein, und schon damals tauchte in ihm der Gedanke auf, daß er in irgend einer Art eine Reformation der Gesellschaft ins Leben rufen sollte. Wenn er sich von der bloß äußerlichen Geselligkeit abgestoßen fühlte und die Verkehrsheuchelei haßte, so war das sicher nicht unberechtigt. Wenn er fand, daß Geld sich überall vordränge, konnte man ihm auch zustimmen. Daß die Dogmenherrschaft sein Gemüt kalt ließ und den Kopf nicht befriedigte, war eine Erfahrung, die er mit vielen teilte.

In diesem Zustande der Unzufriedenheit begann er, obwohl ohne Vorbildung, auch philosophische Schriften zu lesen. Daß er sie nicht verstand, erschien ihm als ein Beweis der Unverständigkeit derselben; er hätte nie zugegeben, daß es ihm an Verständnis der Grundbegriffe fehle. Immer mehr befestigte sich in ihm die Vorstellung, daß alle Verhältnisse durchaus unnatürliche seien, und als höchste Unnatur erschien ihm auch sein eigener Stand. Unklarer Freiheitsbegriff ließ es ihm als Widersinn erscheinen, daß er sich der Disziplin fügen solle; ebenso hielt er es für Unvernunft, daß er selber von Menschen, die ihm ja doch alle gleich ständen, Gehorsam verlange. In dieser Zeit wandte er sich auch der Lesung volkswirtschaftlicher Schriften zu und schrieb auch seine eigenen Gedanken über Gott, Welt und einiges andere nieder Sein Gemüt empfand die Widersprüche und die Ungerechtigkeiten mancher gesellschaftlichen Einrichtung sehr warm, es litt bei dem Anblick gewisser Notstände, die in der gewerbreichen Stadt sich zeigten. So begannen sich in ihm auch einzelne sozialdemokratische Ansichten zu bilden, die noch mehr befestigt wurden, als er durch Zufall Rousseau in die Hände bekam. Die Sophismen und die geschichtswidrigen Anschauungen zu erkennen, dazu fehlte es ihm an gründlicher Bildung; er glaubte an die Lehren, da sie ihm entsprachen, und hielt sie darum für erwiesen. So kam er denn langsam zum Hasse der Kultur, zu einer seltsam verrenkten Ansicht von der Natur des Menschen. Verschiedene naturwissenschaftliche Hypothesen, die in sogenannten „populären" Büchern als unbedingte Wahrheiten hingestellt werden, fielen in diese geistige

Gährung hinein und bewirkten den Übergang zum Atheismus und zum theoretischen Materialismus, mit dem sich eine halbsozialdemokratische Schwärmerei für den „Zimmermannssohn aus Nazareth" verband. Mir ist es unzweifelhaft, daß Karl schon in dieser Zeit sich innerlich für einen ähnlichen Erlöser hielt halb im Ernst, halb aus unbewußter Eitelkeit. Daß er nicht nur Schauspieler vor sich selber war, bewies sein Leben: er vermied jede Ausschweifung und war streng gegen sich.

Sein Vorgesetzter, ein ebenso wohlwollender wie kluger Mann, hatte schon manchmal ein Auge zugedrückt, mußte aber endlich einschreiten, als Karl sich immer mehr abzuschließen begann und Wirtshäuser besuchte, in denen besonders Fuhrleute, Industrie-Arbeiter u. s. w. verkehrten. Er wollte dort die „Volksseele" kennen lernen. Die ehrlichen und entschiedenen Vorstellungen halfen nicht lange, und endlich stellte man ihn vor die Entscheidung: er möge selber seinen Abschied einreichen. Der junge Mann war ohne Vermögen, deshalb zögerte er; doch schließlich sah er ein, daß er sich nicht werde halten können. Er wurde wegen Kränklichkeit entlassen, erhielt aber auf Verwendung seines Vorgesetzten ein kleines Ruhegehalt.

Damit war der erste Aufzug des Stückes zu Ende.

In dem Orte konnte und wollte er nicht bleiben. Da er glaubte, am ehesten in Berlin als Schriftsteller etwas zu erreichen, wandte er sich in die Reichshauptstadt. Zunächst kam ihm die Einsicht, daß er nicht so bald auf Einnahmen werde rechnen können, wie er es sich gedacht hatte, und seine Einkünfte für Berlin selbst zu klein seien. So suchte er denn in einem Vororte unterzukommen.

Endlich fand er nicht weit von einem solchen neben einem kleinen Bauerngehöft eine verlassene Hütte, die zu einer aufgegebenen Kohlenbrennerei gehörte und eigentlich nur aus einem einzigen vernachlässigten und dürftig beleuchteten Raume bestand. Hier richtete er sich häuslich ein oder vielmehr nicht ein. Eine Bettstelle mit Strohsack, Pferdedecke und Kissen, ein Tisch, ein Stuhl und einige Kisten, die als Kleider- und Wäscheschrank dienten und Bücher und Schriftstücke enthielten: das war die gesamte Einrichtung. Vorher schon hatte er sich mit dem Vegetarismus befaßt, jetzt erhob er ihn, mehr wohl aus Not als aus eigenem Triebe, zur Richtschnur für seine Lebensweise. Er trank nur Wasser und aß nur Früchte, Schrotbrot, rohen Reis, Feldrüben und — ich bitte, keine Übertreibung zu vermuten — Kresse und Salat ohne Essig und Öl. Jede Woche einmal begab er sich morgens nach Berlin, um auf einem der Spreekähne an der Potsdamer Brücke Äpfel einzukaufen. Das Haupt mit den langen schwarzen Haaren mit einem breitkrämpigen Hute bedeckt und hoch erhoben, in einem schwarzen Anzuge, über dem rechten Arme zwei Säcke aus grobem Stoff, so erschien er am Bahnsteig und stieg in die vierte Abteilung. Würdevoll schritt er dann von dem Bahnhofe durch die Straßen und kehrte darnach auf dem gleichen Wege, beide Säcke voll Obst und Brot, wieder zurück, ohne sich um die Blicke zu bekümmern, die der auffallenden Gestalt folgten. Mit dem Eigensinn ursprünglich schwacher Naturen schwärmte er nun für Vegetarismus und zwar in der strengsten Art desselben. Außer Wasser ließ er kein Getränk gelten, außer Feldfrüchten, Obst und Brot keine

Nahrung. Alle Irrtümer und Verbrechen der Menschheit schob er auf geistige Getränke und auf den Fleischgenuß. Als Beispiel stellte er stets die Inder hin, die er sich, in seltsamstem Gegensatz zur Wirklichkeit, als ein Volk von Weisen, nach Buddhas Model gegossen, vorstellte. Kein Einspruch brachte ihn dabei aus der Fassung: hatte er nicht recht „deshalb“, so doch „trotzdem“. Und so entwarf er, fast stets im Stehen, die eine Hand in den Rock geschoben, die zweite zu großen Bewegungen benutzend, in einer Art von Kanzelton ein Bild jener Welt, die sich bei allgemeiner Pflanzenkost und Anspruchslosigkeit ergeben müßte, und donnerte gegen den Luxus und die Selbstsucht der Genießenden, gegen die Vorrechte des Adels, der Offiziere, der Professoren, gegen die Kirchen und Geistlichen, gegen das Alte Testament, gegen den Begriff des Vaterlandes, Puttkamersche Rechtschreibung, gegen Frack und Zylinder, Mieder und Stöckelschuhe. Dabei war er trotz des salbungsvollen Tones sehr erregt, nur die Bewegung der Hand blieb immer rund und etwas bühnenmäßig.

Niemand konnte bestreiten, daß in den Anschauungen manches Vernünftige enthalten war, leider aber ging auch das in Übertreibung unter.

Obwohl mehrere Schriftsteller sich seiner annahmen und ihn fördern wollten, gelang es nicht. Denn seine Aufsätze und Studien waren ein Abbild seiner Gespräche. Wenn man ihn aber auf die Notwendigkeit aufmerksam machte, sich zu mäßigen und allzu tolle Forderungen zu streichen, dann fühlte er sich verletzt und zog die Arbeiten zurück: „Ich werde meine Gedankengänge nicht verstüm-

meln lassen." Er verdiente daher fast nichts. Aber trotz seines geringen Einkommens brachte er es fertig, kleinere Bücher, wenn auch nur auf schlechtestem Papier, auf eigene Kosten drucken zu lassen. Er lebte einfach nur mehr von Brot, Getreidekörnern und Wasserrüben. Durch einen Vortrag kam er mit einem Mitgliede eines der Berliner freireligiösen Vereine und mit einem Anhänger der Tierschutzsache in Berührung; für die zweite Angelegenheit begann er zu schreiben — ohne Entgelt, thatsächlich nur aus Begeisterung — und ebenso trat er für den Vegetarismus ein. Entscheidend sollte aber der Verkehr mit den freien Gemeinden werden.

Dieselben führten damals ein wenig beachtetes Leben Wer dem sogenannten Gottesdienst beiwohnte, trug ein trauriges Bild mit nach Hause. In einem Saale etwa 100—150 Menschen, Arbeiter der Industrie, kleine Handwerker, zuweilen auch ein Dienstmann oder Postbote. Die Reden waren so geistleer und gemütlos, wie nur denkbar. Höhnische Bemerkungen über die Religion, über Gottesglauben, Unsterblichkeit, Gebet u. s. w. bildeten das dumpfe Salz dieser Wassersuppen, in denen alles auf nur gedankenbare Verneinung hinauslief. Zuweilen wurde über eine sittliche Frage gesprochen, fast nur vom Standpunkt eines öden Utilitarismus, der unter dem Mäntelchen der „Nächstenliebe" überall hervorsah. Ein andermal bildeten Sätze der materialistischen Naturwissenschaft den Einschlag und oft wurden Worte Büchners, Moleschotts &c. angeführt — mit einer so strammen Köhlergläubigkeit, daß ein starrgläubiger Pfarrer davon hätte lernen können. Da saßen die Leute, alle fast mit gleichgültigen, ja,

mißmutigen Gesichtern — als empfänden sie in einem Winkel des Herzens, wie geist- und gemütsleer das ganze Geschwätze sei. Nebenbei bemerkt sei, daß sich entschieden die Neigung zur sozialdemokratischen Heilslehre bemerkbar machte. Heute sind diese Gemeinden in Berlin, die jetzt auch „Sprecher" mit akademischer Bildung besitzen, garnichts anderes mehr als sozialdemokratische Vereine — die Mitgliederzahl aber ist noch immer gering, da in den Arbeiterkreisen dieser Partei selbst das „Freireligiöse" oder „Humanistische" zumeist nur als Unsinn gilt.

Karl besuchte nun solche Versammlungen — und fühlte sich im allgemeinen enttäuscht. Schon daß die Leute nach der Predigt oder bei sonstigen Zusammenkünften Bier, ja Schnaps tranken und Fleisch aßen, stimmte nicht mit der Art, wie er die Menschen erlösen wollte, überein. Aber er brach die Verbindung nicht ab, denn ein neues Leitbild war vor seine rastlose Einbildungskraft getreten: er wollte „Sprecher" werden, eine neue Bewegung innerhalb der freien Gemeinden erzeugen und einen neuen Glauben stiften, dessen eine Säule die Pflanzenkost bilden sollte; einen Bruder- und Schwesterbund, der allen Aberglauben an Übersinnliches abwerfen, sich ganz der „Natur" zuwenden, die Kultur verachten und nur der Menschenliebe dienen sollte.

Indessen verging doch noch geraume Zeit, ehe sich eine Stelle fand. Er lebte bedürfnislos weiter, sparte Geld — von 40 Mark im Monat! — sodaß er sogar Notleidenden zu Hilfe kommen konnte. Sein Hut war recht schlecht geworden; es störte ihn nicht, er trug das

Bruchstück in der Hand und ging nun unbedeckten Hauptes seinen Weg nach den Spreekähnen.

Endlich fand er eine Stellung als Sprecher — außerhalb Berlins und begab sich mit hochfliegenden Hoffnungen nach dem Orte. Mir sind nur wenige, aber bezeichnende Thatsachen aus dieser Zeit bekannt. Er fand eine freie Gemeinde, wie es die meisten sind: Menschen ohne Bildung, höchstens im Besitze verneinender Phrasen und mit geknicktem Gemütsleben, die im Grunde nicht wollen als leben, und zwar so gut es die Umstände erlauben. Mit der Erstickung des metaphysischen Bedürfnisses bleibt den meisten Menschen nichts übrig, als die Güter der Erde als einziges Gut zu betrachten. Es ist das auch eine jener psychologischen Thatsachen, die man heute nicht einsehen will.

Seine Entsagungslehre, sein Kampf gegen den Genuß geistiger Getränke und für die Pflanzenkost gefiel den Leuten bald nicht, trotzdem er Gleichheit und Brüderlichkeit predigte, gegen die Kirchen sprach, über die Reichen und Besitzenden wetterte und immer entschiedener sozialdemokratischen Anschauungen huldigte. Nur eine geringe Minderheit gelang es ihm zu gewinnen — die meisten wandten sich gegen ihn, mancher unangenehm durch des Sprechers Eitelkeit berührt, die sich auch edlen Zügen beigesellte.

Kaum mehr als ein Jahr war vergangen, als er die Stellung wieder aufgab und zunächst nach einer sächsischen Stadt übersiedelte, fest entschlossen, seinen Prophetenberuf nicht aufzugeben. Er gründete einen „Brüderverein" und brachte es zustande, eine Zeitschrift

herauszugeben. Der Bund stand einerseits auf atheistischem, anderseits auf sozialdemokratischem Boden. Alle Menschen seien gleichberechtigte Brüder — das war wieder christlich — und müßten als solche handeln; der Begriff des Vaterlandes und des Staates, wie sie sich jetzt darstellen, sei verwerflich, denn er begründe Völkerhaß, Kriegslust, Kapitalherrschaft. Alle Unterschiede seien künstlich hergestellt und deshalb zu bekämpfen, wenn auch friedlich, d. h. durch Abwendung von den gültigen Lebensformen — darum müssen sich alle Brüder und Schwestern mit Du ansprechen. Auch in diesen Anschauungen finden sich neben altchristlichen rein anarchistische Vorstellungen. Daß natürlich Pflanzenkost als eine Notwendigkeit hingestellt wurde, brauche ich kaum mehr hervorzuheben. Das Blatt, in Klein-Oktav auf billigstem Papier gedruckt, war mit lateinischen Lettern und in sehr merkwürdiger Rechtschreibung gedruckt, die bewies, daß ihrem Urheber der Ursprung der Worte ganz unbekannt war und er sie nach sehr willkürlichen „phonetischen" (d. h. „fonetischen") Grundsätzen schrieb.

In dieser Zeit besuchte ihn ein Bekannter. Er wohnte in einem lichtarmen, unreinen Zimmer; eine Kiste, in der man nur gekrümmt Platz fand, diente als Bett, eine zweite war gefüllt mit Büchern und Schriftstücken. Darin bestand die ganze Einrichtung. Aber er war sich bewußt, wie anspruchslos er sei — auch bei ihm lugte aus jedem Loche des Philosophenmantels die Eitelkeit. Zu jener Zeit begann er sich in ein kuttenartiges Gewand zu kleiden und eine Art von Sandalen zu tragen. Als Kopfbedeckung dienten nur die langen Haare, die ein

Band zusammenhielt. Man ließ ihn unangefochten so umhergehen — das Vernünftigste, was man thun konnte —, behelligte ihn nicht einmal wegen seiner oft ganz sozialdemokratischen Anschauungen. Man wußte nämlich genau, daß er bei den Industriearbeitern ganz einflußlos war, schon wegen seiner Enthaltsamkeitslehren, die dem Grundsatz, Zufriedenheit und ein geringes Maß äußere Ansprüche seien das größte Laster, so sehr widersprachen.

Aber auch hier hielt er es nicht lange aus und zog weiter nach dem Süden. Noch giebt er die Zeitschrift des „Brüderbundes“, der jetzt einige Hunderte von Mitgliedern zählt, heraus; sie erscheint aber jetzt in einer Übergangs-Rechtschreibung. Handwerker, einige Arbeiter, Kaufleute, Lehrer, Naturärzte u. s. w. sind die hauptsächlichsten Mitglieder des Bundes, dem auch Frauen und Mädchen angehören.

Man wird, ohne ungerecht zu sein, aussprechen dürfen, daß in den Anschauungen des Bundes und seines Leiters manche Thorheit, ja, Unvernunft zutage trete. Siegte jemals diese „Vernatürlichung“ und „Vermenschlichung“, so würde wohl mancher Schaden der Kultur beseitigt, aber es fiele auch die Gesittung allmählich in nichts zusammen. Mit eiserner Folgerichtigkeit kämen wir von dieser „Natur“ in eine Art von Vertierung.

Der Drang, der sich in der Geschichte bekundet, läßt sich nicht gewaltsam umwenden nach dem Ausgangspunkt der Menschheit hin. Eine solche „Natur“, wie sie hier sich zeigt, ist heute, trotz einzelner verständigen und menschenfreundlichen Forderungen, Unnatur und zugleich ein Feind echter Bildung und Gesittung. Wenn so zu leben, das Ziel der Menschheit wäre, dann war alle Wissenschaft und Kunst, alles Ringen und Streben die blödeste Abirrung vom rechten Wege. Es ist zu beklagen, daß mancher ursprünglich edel angelegte Mensch in solchen Irrtümern „Erlösung“ zu sehen glaubt.

Aber doch ist die Bewegung, mag sie auch auf einen kleinen Kreis von Menschen beschränkt sein, als Erscheinung des Zeitgeistes auch beachtenswert. Für den denkenden Betrachter der Stimmungen eines Zeitalters ist kein Zug wertlos. So sieht er auch hier trotz allen Widersinns ein Korn von Wahrheit: die Sehnsucht, aus den Kämpfen unserer Tage herauszukommen.

Aber zugleich offenbart uns das gezeichnete Lebensbild die Unrast der Geister; es zeigt uns, wie utopische Gedanken auf die Einsicht verführend und zerstörend einwirken und welche Wirrnis sie in den Köpfen anzurichten vermögen. So gesellen sich zu ursprünglich edlen Empfindungen dort, wo die Vernunft nicht ordnend wirkt, Gedanken, die, bis zum letzten Schluß weitergeführt, nur mehr die Zerstörung alles Bestehenden als Endziel haben. So ist es möglich, daß man einerseits die sogenannte „volle Menschlichkeit“ vertritt und dennoch zu Folgerungen gelangt, die mit denen des tollen verbrecherischen Anarchismus sich decken. Der ganze Unterschied ruht dann im „Temperament“.

Der nächste Brief soll zeigen, wie auch eine begabte, herzenswarme Frau, die noch dazu den höchsten Ständen entsprossen ist, Schritt für Schritt weiter ge-

langt; wie sie zuerst vom Mitleid geleitet, dann von der Leidenschaft ergriffen wird und zuletzt an der Seite eines Fürsten Krapotkin in einem allgemeinen Blutbade das Mittel zur Erlösung der Menschheit erblickt.

Siebenundzwanzigster Brief.

Menschen der Zeit. II. Eine Dame als Sozialdemokratin und Anarchistin. — Die Entwicklung ihrer Ansichten. — Jugend. — Wirken in Berlin. — In der Fremde. — Anarchismus als geistige Krankheit.

Bis in die Neuzeit haben bei uns Frauen in den politischen Bewegungen nur eine geringe Rolle gespielt, wenn sie auch im innern Getriebe des Staatslebens zuweilen Einfluß besessen haben. In den mittlern und untern Schichten hat sich das Weib mit Politik gar nicht befaßt; die Ausnahmen aus der Zeit von etwa 1830 bis 1850 sind zu zählen.

Darin hat sich nun, besonders in den letzten zehn Jahren, eine Wandlung eingeleitet und vollzogen, vornehmlich durch das Erstarken der sozialdemokratischen Bewegung in den untern und durch die „Emanzipationsbestrebungen" in den höhern Schichten. Diese sind auf fremdländische Vorbilder zurückzuführen, jene können als einheimisches Gewächs betrachtet werden.

Lange genug hat sich das Weib der untern Stände gegen die Einflüsse gewehrt. Noch vor etwa 15 Jahren war es die Regel, daß Frauen von sozialdemokratischen Arbeitern über die Ansichten der Männer spotteten; heute

dürfte es nur eine Minderheit thun. Die Fabriksmädchen aber, wie die meisten Näherinnen, Büglerinnen u. s. w. sind heute fast durchweg für die Bewegung gewonnen, die bei ihnen gar nichts mit dem Verstande zu thun hat, sondern nur Gefühlssache ist, wenn auch die unleugbare Ausbeutung der weiblichen Arbeitskraft ursprünglich vielfach als Beweggrund gewirkt hat.

Was hat nun diese Bewegung in Fluß gebracht? Wer die letzten Jahrzehnte die Thatsachen beobachtete, der kann nur mit dem kurzen Satze auf die Frage antworten: „Das Eintreten von Frauen der höhern Stände".

Nacheinander tauchten solche Wortführerinnen auf: Frauen von Verlegern, Beamten, Apothekern u. s. w. — einige davon mit nicht geringer Rednergabe ausgestattet. Anfangs blieb die Politik äußerlich wenigstens fern, obwohl schon manche damals auf entschieden staatsfeindlichem Standpunkte angelangt war. Aber sie hielten vorsichtig zurück. Allmählich ergaben sich Beziehungen zu politischen Führern, zuerst zu solchen der freisinnigen Gruppe, dann, als diese sich kühl benahmen, zu Sozialdemokraten. So wurde die Bewegung, die zuerst von einer Sittlichkeitsfrage ausgegangen war, zu einer wirtschaftlichen und mündete schließlich in den Strom der Sozialdemokratie.

Unter all diesen Frauen ist es vor allen eine, deren Entwicklungsgang merkwürdig erscheint.

Sie stammt aus einem alten süddeutschen Geschlecht, das schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr angesehene Vertreter aufwies. Auch die Mutter war der Sprosse eines berühmten, früher auch im Westen reich

begüterten Hauses. Das Elternpaar lebte noch vor einigen Jahren; beide Teile ungewöhnlich gesunde und zähe Menschen.

Der Vater, ursprünglich Offizier, dann kurze Zeit im diplomatischen Dienste thätig, mit nicht alltäglichem Geiste begabt, gehörte in mancher Beziehung einer verschwundenen Menschengattung an; er war im Äußern Kavalier der alten Schule, fein, entgegenkommend, liebenswürdig und daneben das, was man früher „Voltairianer" nannte; also Deist, witziger Gegner jeden Kirchentums, politisch sehr freisinnig.

Die Mutter hatte sich allmählich von einer Weltdame zu einer vorzüglichen Wirtin gewandelt. Sie besaß ein weiches Herz und große Teilnahme für jeden Leidenden. Aus diesem Zug hatte sich ein anderer entwickelt: da sie außerstande war, fremdes unverdientes Elend, das ihr begegnete, mit dem Glauben an eine höhere Leitung der Dinge zu vereinigen, kam sie Schritt für Schritt zur vollständigen Leugnung alles Geistigen.

Die zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe — er ist 1880 bei einer Jagd verunglückt — wuchsen in voller Freiheit auf dem Lande auf. Nach des Vaters Überzeugung war es am besten, die Entwicklung ihres Wesens nicht zu stören.

Die Tochter zeigte sehr früh lebhafte Eigenart, vor allem einen leidenschaftlichen Thätigkeitstrieb, dem das große Gut weiten Spielraum bot. Sie bekümmerte sich um Feld, Wald und Stall, war in der Küche und in den Milchkammern thätig. Dann wieder verschlang sie Buch um Buch. Sie mußte sich auch um das Wohl

der Bediensteten und der Bauern kümmern, die in jenem Teile Deutschlands meistens mit Armut und der eigenen Lässigkeit zu kämpfen haben.

In keiner Art verwöhnt, dabei in stetem Umgang mit der Natur wuchs sie auf ohne feste Leitung und ohne von der Welt das Geringste kennen zu lernen. Es wohnte in ihr ein unbestimmter Drang, zu wirken in weiterm Kreise; wo und wie, das wußte sie nicht. Sie träumte eben, wie so manches Mädchen, aber, wie bei wenigen, war dem Manne in diesem Gedankenspiel eine kleine Rolle zugeteilt. Gegenüber der Religion war sie nicht leugnerisch, aber wenig erregbar, politisch fühlte sie wie ihr Vater, d. h. sie war fortschrittlich gesinnt.

Der Luxus mancher großer Herren in der Umgegend und manches, was sie in ihrem Kreise erlebte oder erfuhr, stärkte in ihr den Widerspruch, und ihr Herz wie ihr Gerechtigkeitsgefühl trieben sie immer mehr zu demokratisch gefärbten Ansichten. Das war auch der Grund, warum sie Bewerber aus dem Kreise der Standesgenossen immer abwies und bis über die Mitte der zwanziger Jahre unverheiratet blieb.

Der Vater hatte bei beiden Kindern das gleiche Verfahren beobachtet: wenn sie ein gewisses Alter erreichten, stellte er sie auch mit dem Vermögen vollkommen selbständig hin, wenn er auch für Sicherung des Kapitals Sorge trug. Das geschah auch der einzigen Tochter gegenüber.

Sie benutzte die Unabhängigkeit zunächst dazu, eine Reise ins Ausland zu machen. Voll von einseitigen Gedanken, mit unruhigem Wollen und ohne jede wirkliche

Welt- und Menschenkenntnis betrat die bald Achtundzwanzigjährige den fremden Boden, die Schweiz. Hier mußten natürlich auf sie zunächst jene Erscheinungen wirken, die in ihr verwandten Vorstellungen begegneten. Die „Freiheit“ des Volkes machte auf sie einen gebietenden Eindruck, denn der Blick für das innere Getriebe der Sippen und die Selbstsucht vieler augenblicklicher Machthaber war ihr nicht gegeben und von der „Cantönli-Wirtschaft“ und der Herrschaft der Ultramontanen in manchem Teil der Republik wußte sie damals nichts. Ebenso überraschend wie begeisternd wirkte auf sie die Wahrnehmung, daß auf Schweizer Hochschulen Mädchen sich der Heilkunde und anderen Wissenschaften beflissen. Obwohl sie selbst in ihrem Betragen stets die feine Dame blieb und jede Frivolität ihrem innersten Empfinden fern, jedes auffallende Benehmen ihr fremd war, fand sie doch Gefallen an dem freien Leben dieser meist russischen Geschlechtsgenossinnen, in dem sie nur Großgeistigkeit sah — ihr reiner Sinn vermutete nichts anderes.

Sie hatte sich an eine wackere und gebildete Familie angeschlossen. Ein Sohn derselben, ein leichtsinnig angelegter, aber äußerlich liebenswürdiger Mensch, der als junger Arzt zumeist in Paris lebte, bereitete den Eltern manchen Kummer. Sie lernte ihn kennen und wurde bald von Zuneigung zu ihm ergriffen. Er erwiderte diese zwar nicht, aber seine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt. Da entwickelte sich ein seltsamer Zustand in ihrer Seele. Sie stellte sich vor, daß sie imstande sei, den leichtsinnigen jungen Mann zu retten, indem sie seine Schulden bezahlen und ihn heiraten könne. Das müsse auch den

Kummer der Eltern beseitigen. In diese unbestreitbar edlen, wenn auch nicht sehr verständigen Beweggründe mischte sich vielleicht auch der Ehrgeiz, eine solche That zu vollbringen. Kurz, es kam mit Zustimmung ihres Vaters — die Mutter war weniger entzückt — zur Heirat, und das Paar zog nach Genf.

Die Enttäuschung kam sehr schnell. Der Gatte betrog seine Frau in so gemeiner Weise, daß die Ehe nach wenigen Monaten gelöst werden mußte. Jetzt erst hatte sie den Einfluß kennen gelernt, den eine gewisse Gattung von Weibern ausübt, und einen Blick in sittliche Verderbnis gethan. In diese unglückliche Stimmung fiel wie ein Blitz das Auftreten einer Engländerin, die den sogenannten „Britisch-Kontinentalen Bund" gestiftet hatte, der Gattin eines angesehenen Mitgliedes der englischen Geistlichkeit. Dieser Bund hatte sich zum Ziele gesetzt, die Prostitution zu bekämpfen, namentlich die staatliche Beschützung und Einrichtung derselben. Er ging von dem Satze aus, daß dadurch den ausschweifenden Männern Tausende und Abertausende weiblicher Wesen geopfert werden, in ihnen jeder Rest weiblicher Würde vernichtet werde, ohne daß man imstande sei, die Ausbreitung gewisser Krankheiten durch die eingeführten Vorsichtsmaßregeln zu verhindern. Zugleich bekämpfte der Bund den schmählichen Mädchenhandel, der vor allem in England, in der Schweiz und in Deutschland seine Opfer sucht. Alle Frauen der gebildeten Völker müßten sich, die anständigen und gebildeten an der Spitze, vereinigen, um die Menschheit von dieser Pest zu befreien.

Dem unbestimmten Thatendrang schien da plötzlich

ein Ziel sich zu bieten. Die geschiedene Frau suchte mit Feuereifer Beziehungen anzuknüpfen, was ihr durch einen protestantischen Geistlichen, der in Paris für die Sache wirkte, ohne Mühe gelang. Die Vorstellung, dem Bund in Deutschland Boden zu gewinnen, schmeichelte dem Ehrgeiz und dem Thatentrieb; der Einblick in das Elend eines Teils der Pariser Prostitution weckte das weibliche Mitgefühl, ließ aber zugleich die einseitige Ansicht entstehen, daß an diesen Verhältnissen nur das Elend und die Not des Tages Hauptschuld tragen und die Männer der besitzenden Stände allein die Verführer seien.

Sie kehrte zunächst zu ihren Eltern zurück und verschaffte sich eine Unmenge von Büchern, um die Verhältnisse kennen zu lernen, besonders die gesetzlichen Bestimmungen. Die nächste Einsicht war, daß diese in jeder Beziehung dem Weibe ungünstig seien, dessen Rechte in der Vermögensverwaltung, im Eigentumserwerb, in der Stellung zu den Kindern u. s. w. beschränken. Schon damals begann sie sich mit dem Frauenstimmrecht zu beschäftigen.

Versuche, die Presse für ihre Hauptsache zu gewinnen, mißlangen. Berliner Zeitungen brachten zwar im örtlichen Teil und unter dem Vermischten alle möglichen unreinlichen Geschichten, waren aber zu tugendhaft, um den kleinsten Aufsatz über die Sittlichkeitsfrage anzunehmen. Da entschloß sie sich, wenn auch mit Zagen, durch das Wort von Berlin aus zu wirken, wo sie nunmehr durch eine Reihe von Jahren das Frühjahr oder den Winter sich aufhielt.

Der erste Vortrag im kleinen Rathaussaal erregte

natürlich Aufsehen; daß eine Dame von vornehmem Stamme gegen die staatlich beaufsichtigte Prostitution auftrat, das war wirklich etwas Neues. Es geschah in ruhigem Ton; die Darstellung war klar, manchmal überzeugend, das Auftreten der Rednerin durchaus weiblich. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise mußte sich so der Angelegenheit zuwenden. Besondern Einfluß übte die Persönlichkeit aus. Ihre angeborene Frische, das ungezwungen feine Wesen, das keinen Zug von der Emanzipierten an sich trug, und die offenbare Reinheit ihrer Natur nahmen für sie ein. Wo sie sich ganz offen gehen ließ, hatte sie jeder herzlich lieb. Zuerst wandte sie sich hauptsächlich an Vertreter der damaligen Fortschrittspartei. Die Herren versprachen wohl Teilnahme, aber der Stoff schien ihnen zu heikel, und sie hielten sich zurück. Nur ein Blatt dieser Richtung ließ sich ganz gewinnen und brachte auch Aufsätze über diese Angelegenheit.

Sie rastete nicht und wandte sich an Vertreter der Konservativen und an Geistliche, die anfangs nicht abgeneigt schienen, sich der Sache anzunehmen. Es wurde ein Verein gegründet, an dessen Spitze ein bekannter Schriftsteller trat. Die Geschichte des Vereins hat mich hier nicht weiter zu beschäftigen; es genüge die Bemerkung, daß eine radikale Minderheit sich als „Kulturbund“, der ganz auf Seite der Begründerin stand, abzweigte, die Mehrheit aber die Sache dem wirklich Möglichen anpaßte. Der Verein besteht noch und hat wohlthätig gewirkt, der andere ist eingegangen.

Schon mehrmals hatten sozialdemokratische Abgeordnete öffentliche Versammlungen, in denen die Dame sprach, besucht. Je kühler nun die Vertreter anderer Anschauungen wurden, desto mehr befestigte sich in ihr die Ansicht, daß mit ihnen nichts anzufangen sei, und desto mehr neigte sie sich jenen zu, die es verstanden, auch hier ihren Zweck zu verfolgen. Die Sozialdemokratie entwickelt unter allen bestehenden Parteien das größte diplomatische Geschick. Wo sich Unzufriedenheit in irgend einem Stande regt, wo ein einzelner auf irgend einem dem Leben näher stehenden Gebiete staatliche Einrichtungen mit Recht oder Unrecht angreift, sofort finden sich ihre Vertreter ein, um für ihr Bekenntnis zu werben oder, wenn möglich, die Leitung in die Hand zu bekommen. Das letzte Jahr hat von dieser Kunstfertigkeit eine Menge Beispiele geliefert; ich erinnere nur an das Auftreten der Kellner, an die Gründung der freien Volksbühne, an die freien Gemeinden, die sich ganz in sozialdemokratischen Händen befinden.

Auch damals wurde die Gelegenheit benutzt. Die Dame näherte sich immer mehr verschiedenen Führern, ließ in die Vorträge immer schärfer zugespitzte Bemerkungen einfließen und begann ihre Aufmerksamkeit den Verhältnissen der Arbeiterinnen zuzuwenden. Wer diese kennt, den wird es nicht verwundern, daß viele Thatsachen im vorliegenden Falle das Mitleid der warmfühlenden Frau wachriefen, anderseits aber auch die Vorstellung befestigten, daß die bestehenden Verhältnisse nicht haltbar seien. Steigende Erbitterung häufte sich in ihr an und daneben stieg der Ehrgeiz, kräftigte sich der blinde Thätigkeitstrieb dieser rastlosen Natur. Äußerlich blieb sie unverändert, weiblich in ihrem Wesen, opferfähig für Menschen, die sie lieb hatte oder die ihr Mitleid weckten,

anspruchslos in ihren eigenen Bedürfnissen. Aber sobald gewisse Stoffe berührt wurden, konnte man wahrnehmen, daß ihre Ansichten stetig sich mehr jenen der Sozialdemokratie näherten. Sie verwarf das Königtum, dann auch die Republik in deren vorhandenen Formen; sie näherte sich entschieden der Verwerfung jeglicher Religion, begann die unbedingte Gleichstellung der Geschlechter zu fordern und konnte leidenschaftlich erregt werden, wenn man ihr widersprach. Ihre Gründe waren die der üblichen Sozialdemokraten; ihr bis zu gewissen Grenzen scharfer Verstand hatte die Beweisführung der politischen Gesinnungsgenossen schnell sich angeeignet.

Indessen hatte sie auch die Jahreszusammenkünfte des englisch-kontinentalen Bundes in Paris, Florenz, London besucht, war der Bewegung der Friedensfreunde, der Freidenker nahe getreten, überallhin durch Leidenschaft getrieben, von dem Verneinenden dämonisch angezogen. Aber nirgendwo fand sie genügende Befriedigung; es war ihr alles zu „halb“ und zu „abstrakt“. So endete sie mit dem rückhaltlosen Anschluß an die Sozialdemokratie, wo man sie mit offenen Armen empfing. Es mag zum Beweise des Vertrauens, das ihr zuteil ward, erwähnt sein, daß sie bei einer Führerversammlung in der Schweiz als einzige Frau anwesend und als Schriftführerin thätig war.

Indessen ward es ihr auf preußischem Boden doch unbehaglich, und aus Rücksicht auf ihre Familie hielt sie sich zurück, in Berlin ihre Thätigkeit fortzusetzen. Sie reiste von Stadt zu Stadt in den andern deutschen Ländern und hatte bald Reibungen mit den Behörden, was

sie noch mehr erbitterte. Als sie dann eine Arbeiterinnen-Zeitung, die ganz in sozialdemokratischen Anschauungen geleitet war, angefangen hatte, wurde sie aus dem betreffenden Staate verwiesen.

Das schlug dem Fasse den Boden aus. Von Haß gegen die „Unrechtsordnung“ erfüllt, begab sie sich nach London. Dort mietete sie in einem nur von Industrie-Arbeitern bewohnten Viertel ein kleineres Haus, in das sie noch eine arme Familie aufnahm. Sie unterrichtete die verwahrlosten Kinder in Handarbeiten und in den Geschäften des Haushalts, griff aber auch überall selber zu. Verbindungen mit Sozialisten, mit deutschen und englischen, hatte sie bereits, neue traten hinzu, und mit der ganzen Thatkraft des blinden Willens stürzte sie sich nun in die Londoner Bewegung. Die Sittlichkeitsbestrebungen ließ sie fahren, um ganz Sozialistin sein zu können. Sie redete in Versammlungen rasch und leidenschaftlich, wenn auch in schlechter Aussprache, und bald war die „German Lady“ eine sehr bekannte Erscheinung unter den Gesinnungsgenossen. Das Elend der Weltstadt, nirgendwo so entsetzlich wie in der Hauptstadt des Weltreiches, vergrößerte den Haß gegen das „Kapital“, gegen „die Ausbeuter“ und Besitzenden immer mehr, wobei sie nur vergaß, daß sie selber und die Eltern zu den letztern gehörten. Natürlich zog sie auch in die Provinzen und predigte dann von einem Leiterwagen aus gegen das Bestehende, gegen die Landlords, gegen die Cityfürsten, gegen Monarchie, Kirche und Religion. Sie nahm teil als Rednerin an verschiedenen jener Meetings der Arbeitslosen, die im vorigen Jahre, wenn ich nicht irre,

auf dem Trafalgar Square zu Ausschreitungen geführt haben.

Schon war sie oft in Berührung mit den in London lebenden Anarchisten und Nihilisten gekommen, auch mit dem Fürsten Krapotkin. Sie mußte auch zur Einsicht gekommen sein, daß sich doch nicht die Weltordnung nur mit dem Hauche des Mundes umwerfen lasse. Anderseits ist psychologisch die Thatsache unbestreitbar, daß, sobald in dem Gehirn eines ruhelosen Menschen — Mann oder Weib, das ist gleich — einige verneinende Sätze sich befestigt haben, eine Art von toller Logik zu weitern verneinenden Schlüssen zwingt. So ist es wahrscheinlich auch hier gegangen, ohne daß eine unmittelbare Beeinflussung der Anarchisten nötig war. Doch kann diese mitgewirkt haben. Fest aber steht eins: die „German Lady“ begann immer heftiger zu werden und zuletzt hat sie, die keinem Tiere etwas zuleide thun, die mit Kindern so harmlos tollen konnte, als wäre sie selber noch eins — hat sie ganz in Übereinstimmung mit Krapotkin und Genossen einfach den Mord und die blutige Empörung des Proletariats gepredigt.

Eine Ausnahme! so wird man vielleicht sagen. Ja. Und dennoch nein. Denn jene Geistesströmungen, die hier thätig waren, arbeiten noch immer fort. Sie sind nicht der logische Wahnsinn einiger Menschen, sondern eine tiefgehende Krankheit der Zeit. Die Ergriffenen sind nicht nur Hungernde und Verzweifelte, nicht nur Verbrecher, sondern auch Menschen, in denen neben einem weichen Herzen und seltsam gefärbter Leidenschaft ein Verstand waltet, der blind gradeaus tobt — ohne Vernunft. Mancher ist Anarchist geworden, weil er zuerst an der Gerechtigkeit, an der sittlichen Ordnung zu zweifeln begann, und dann, von der Zeitströmung ergriffen, widerstandslos sich hat treiben lassen bis zum letzten Schluß. Ein anderes ist's für die meisten dieser Gattung von Staatshassern, von Mord und Blut zu sprechen, ein anderes zu morden und Blut zu vergießen. Bei einigen aber ist es Eins. Sie haben die Vorstellung so genährt, daß dieselbe zuletzt den Willen an sich reißt und das Vorgestellte zur That macht.

In dem ausgeführten Beispiele entwickelte sich die psychologische Bewegung auf Grundlage einer wahrhaft liebenswürdigen Natur, eines Gemüts, das keine Härte, keine Bosheit, keine Grausamkeit in sich besaß. Schritt für Schritt gelangte sie auf Grundlage der edlen Anlage, aber verbittert durch den die Vernunft verleugnenden Verstand bis zu dem Äußersten.

Aber die Fanatiker aus ursprünglich edlen Empfindungen sind eine verschwindende Minderheit gegen jene Anarchisten, die, im Geist und Gefühl roh, nach gemeinem Genuß begierig, Besitzlose mit den Begierden reicher Wüstlinge, die große Gefolgschaft einiger blinder Führer bilden. Und dieser Anarchismus ist eine geistige Krankheit, und sie beginnt wie ein Geschwür sich auch in den deutschen Arbeiterkreisen auszubreiten. Wenn eine begabte Frau aus edlem Geschlecht, aus sehr wohlhabendem Hause, mit weichem Herzen, dem Wahn erliegt, so wirkt derselbe um so rascher dort, wo ihm sich nichts entgegenstellt. Gegen solche Seelenkrankheiten einer Zeit besitzen wir in der Seelenheilkunde kein Mittel, das unbedingt und rasch

helfen kann und muß. Der einzige Arzt ist die Zeit, das Mittel die noch gesunde Volkskraft, die einst den Geißlerwahnsinn und die Tanzwut überwunden hat und auch die Wahngedanken, die durch die Sozialdemokratie gezüchtet worden sind, besiegen wird. Wann? Ich vermag es nicht zu sagen.

Fünfter Abschnitt.

Brief 28.

Die sozialdemokratischen Kreise und ihre Geistesverfassung.

Achtundzwanzigster Brief.

Beiträge zur Psychologie der sozialdemokratischen Arbeiterkreise. I.

Soweit das Folgende sich auf die Vergangenheit bezieht, ruht es auf Aufzeichnungen aus dem Jahre 1875. Der Urheber derselben hatte sich in den Stunden, die sein Beruf ihm übrig ließ, mit dem Schrifttum des Sozialismus viel beschäftigt und die Hauptwerke desselben von Baboeuf und St. Simon bis auf die Neuzeit hinab gelesen. Das alles aber vermag kein Bild über die Lage und das wirkliche Leben des Arbeiters zu geben. So trug er sich mit dem Gedanken, nach russischem Vorbild „ins Volk zu gehen", wenn auch nicht mit der Absicht, welche die Nihilisten geleitet hat. Lange Zeit blieb der Gedanke unausgeführt, bis ein Zufall es ermöglichte, den ersten Schritt zu thun. Der Berichterstatter gelangte in den Besitz der Ausweispapiere eines süddeutschen Arbeiters. Der Mundart mächtig und mit einem gewissen Maß schauspielerischer Begabung ausgestattet, entschloß sich mein Gewährsmann, als Arbeiter die Reise ins unbekannte Land anzutreten. Ein solches ist für fast alle Gebildeten, die unter bessern Verhältnissen aufgewachsen sind, das Leben des großstädtischen Arbeiters. Im Asyl

für Obdachlose begann die Untersuchung und setzte sich fort in „Pennen" (Räume, wo man für 5—10 Pf. nächtigen kann); die Bekanntschaft mit einem arbeitsuchenden Schlossergesellen eröffnete aber erst den einzig richtigen Weg; der „Forschungsreisende" mietete sich bei einer Arbeiterfamilie als „Schlafbursche" ein. Der Mann war als gut bezahlter Vorarbeiter bei Borsig angestellt, aber er befand sich schon im sittlichen und wirtschaftlichen Verfall durch die Trunksucht; die Frau, schwächlich aber unermüdlich, suchte den Untergang vergebens aufzuhalten; die Tochter von sechzehn Jahren war Fabrikmädchen, ein echtes Proletarierkind, früh schon ohne Schuld verdorben; ein zwölfjähriger Knabe litt an beginnender Schwindsucht. Außer ihnen war noch ein kaum jähriges Knäblein vorhanden. Die Familie lebte in einer jener Kellerwohnungen, die jetzt allmählich zu verschwinden beginnen. Vom Hof aus gelangte man über eine Steintreppe in einen schmalen Gang, von dem rechts und links je eine solche Wohnung lag. Sie bestand aus einem Zimmer von elf Schritt Länge und zehn Breite, das durch ein Fenster vom Hof her Licht empfing; daneben lag die Küche, etwa halb so groß, und ein ganz fensterloser Raum, zum teil abgeschrägt, da er unter der Treppe zu dem nächsten Stockwerk lag. In dem Zimmer schliefen bis auf die Mutter und den Kleinsten, die in der Küche nächtigten, nicht nur die übrigen Mitglieder der Familie, hier war auch in einer Ecke das einzige noch vorhandene Bet aufgestellt; ein vielgeflickter Vorhang schloß es von dem Raume ab. Es war zum Vermieten an Schlafburschen bestimmt und kostete Mk. 1,25 für die Woche. Die

Familie lag auf Strohsäcken und alten Matratzen; die ganze Ausstattung des Zimmers bestand aus einem Schubkasten, einem wackligen Tisch und einigen Stühlen.*)

Ich will die Stellen, in denen der Urheber der Aufzeichnungen seine persönlichen Empfindungen schildert, nicht weiter hier benutzen und nur eine davon hier anführen: „In der ersten Nacht glaubte ich ersticken zu müssen. Das Fenster war offen, aber die Sonnenhitze brütete in dem Raume und vermischte sich mit Gerüchen, die nicht zu schildern sind — es roch nach Armut und Elend, nach Sauerkraut und verdorbenem Fleisch, nach feuchtem Mörtel und stinkenden alten Kleidern. Ich hatte nur den Rock abgelegt und lag so auf dem schmalen, knackenden Bette, ohne Schlaf zu finden. Zuweilen schrie der Kleinste; der andere Junge röchelte im Schlaf. Der Vater kam erst um 2 Uhr total betrunken heim."

Mit Mühe gewöhnte er sich an alles und blieb fast zwei Monate bei den Leuten; aber wöchentlich dreimal mußte er in seiner Wohnung schlafen, um sich zu erholen. In diesem engen Zusammenleben mit einer dem Verfall entgegengehenden Arbeiterfamilie hat er aber mehr gelernt, als ihm alle Bücher hätten sagen können. Der Mann war Sozialdemokrat und zog den Schlafburschen, den „Bayern", bald in die Kneipen und Versammlungen, deren Stammgast er war.

Ich will vorläufig keine Schilderung von Einzelheiten

*) Vergleiche im 2. Buche meiner Dichtung „Dämmerungen" (Bonz & Co., Stuttgart) das Gedicht „Hölle". Örtlichkeit und Vorgang sind dem Leben entnommen.

geben, sondern nur den Versuch machen, eine allgemeine Kennzeichnung auf Grund des Berichtes und Beiträge zur Psychologie des sozialdemokratischen Arbeiters zu liefern.

Anfangs erscheint es dem Beobachter, als wären sich diese Menschen innerlich alle gleich bis auf die Altersunterschiede. Aber nicht nur sind sie verschieden, was die Eigenart anbelangt, sondern man findet bald, daß hier eine große Zahl von Schichten vorhanden sind. Zum Verständnis der auffallend verschiedenen Meinungen, die trotz des bis Mitte 1890 einheitlichen Auftretens der Partei bei den Arbeitern Berlins zu finden sind, ist ein kurzer geschichtlicher Rückblick nötig.

Jene heimische Geistesbewegung, aus der die heutige deutsche Sozialdemokratie hervorgegangen ist, reicht schließlich in das dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zurück, wo Ludwig Gall seine Thätigkeit ausübte. Standen dann auch noch später an der Spitze der beginnenden Bewegung, so z. B. im „Bunde der Geächteten", im „Jungen Deutschland", nur Männer aus den gebildeten Ständen, so gewannen doch überall wirkliche Arbeiter die Mehrheit in den Bündnissen, und die aus der Bewegung hervorgehende Litteratur, Flugschriften, Zeitungen, Gedichte, wandte sich fast ausnahmslos an diesen Stand, soweit er damals vorhanden war und sich vom Handwerker zu scheiden begann. Mochten immerhin politische Gedanken sich in den Vordergrund drängen, so gewannen die sozialistischen in ihren verschiedenen Spielarten im Laufe der Zeit immer entschiedener das Übergewicht. Vieles, wie die Bestrebungen des Schneiders Weitling, verpuffte zwar, aber es ließ doch in den Köpfen einen Niederschlag zurück.

Die Zeitschriften, die in den vierziger Jahren für die „Freilassung des vierten Standes" eintraten, standen mehr oder minder offen auf dem Boden kommunistischer Ansichten.

Eine tief eingreifende Änderung in die Anschauungen jener Kreise, welche die „That" vorbereiteten, vorerst in dem Kommunistenbunde, bewirkte das Auftreten von Marx und Engels.

Neue Anschauungen wurden in die Kreise der Arbeiterwelt geworfen und verbreiteten sich neben den alten oder verknüpften sich mit ihnen. Nicht durch die Vernunft wurde die Aufnahme des zuströmenden Gedankenstoffs bestimmt, sondern durch die Leidenschaft. Das ist ein Gesetz, das in allen geschichtlichen Kämpfen sich bewahrheitet hat und bis heute seine Wirksamkeit ausübt.

Marx sowohl wie Engels verurteilten die Bewegung, soweit sie sich bis etwa 1845 entwickelt hatte, vollständig. Sie behaupteten — und nicht mit Unrecht —, daß dieselbe alle Gedanken von Frankreich entnommen habe, ohne den Unterschied zwischen diesem und Deutschland in Betracht zu ziehen. Sie tadelten den Kampf gegen die „liberale Bourgeoisie" als verfrüht und unverständig. Die neue Bewegung müsse sich anfänglich mit der „Bourgeoisie", die ja auch gegen die Regierungen sei, verbinden, und erst wenn die herrschenden Klassen gestürzt seien, sich gegen die Bourgeoisie wenden, die im Grunde doch nur die eigene Herrschaft erstrebe.

1848 zeigte sich nun, daß überall die politischen Forderungen des dritten Standes, der Besitzenden, den Kampfpreis bildeten. Aber die vorangehende Bewegung

hatte die Arbeiterkreise doch schon zu sehr ergriffen, als daß sie der Entwicklung ruhig zugesehen hätten.

Anfangs April fand, von dem Schriftsetzer Born einberufen und geleitet, die erste deutsche Arbeiterversammlung in Berlin statt. Man wollte den Weg friedlicher Reformen einschlagen, um höhern Lohn, Verkürzung der Arbeitszeit, verminderte Anwendung von Maschinen (!) u. s. w. zu erreichen. Die überwiegende Mehrheit der Berliner Arbeiter stand auf Borns Seite, die Anhänger der ausschweifenden Ansichten, für die ein Jüngling, A. Schlöffel, der Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten, eintrat, blieben auch dann in der Minderheit, als Weitling selber nach Berlin kam und den „Urwähler" gründete, der bald einging.

Zunächst gipfelte die Bewegung in dem „Berliner Arbeiterkongreß", auf dem 38 Arbeitervereine vertreten waren. Er dauerte vom 23. August bis 3. September 1848, und ein Professor, Nees von Esenbeck, war dabei der erste Vorsitzende. Die aufgestellten Forderungen hielten sich im ganzen trotz einzelner Überschwänglichkeiten in den Grenzen der Besonnenheit; obwohl der Kampf gegen das Kapital betont wurde, so trat Feindschaft gegen den Staat umsoweniger hervor, als man die Neuordnung des vierten Standes an bestehende Einrichtungen anschloß und trotz des Grundsatzes der Selbsthilfe auch die gesetzgeberische und geldliche Unterstützung des Staates verlangte. In dem „Manifest" an die Nationalversammlung heißt es: „Wir reichen unsern Mitbürgern und unsern Gesetzgebern die Hand, und die Verheißung unseres Wortes: Ja, wir wollen die Ruhe und Ordnung der Staaten

aufrecht erhalten .... Nur notgedrungen würden wir, wenn wir abgewiesen würden .... aus den wärmsten Freunden der bestehenden Ordnung zu den bittersten Feinden derselben werden."

Der deutsche „Arbeiterbund" entstand, als Sitz des leitenden Ausschusses wurde Leipzig bestimmt, wohin Born mit der Leitung des Vereinsblattes „Verbrüderung" übersiedelte. Während man noch den Gedanken an Staatshilfe beibehielt, wurden im übrigen die sozialistisch-demokratischen Gedanken immer schärfer entwickelt. Man erwartete sehr viel von „Produktiv-Assoziationen", die den „Kapitalisten" Schach bieten sollten, hauptsächlich aber von dem Kampfe gegen Monarchie, Adel und Bourgeoisie. Diese drei vereinte man in dem Deutbild (Symbol) „Knute", wogegen unter „Freiheit" das goldene Zeitalter verstanden wurde, das nach dem Siege aus dem Gedanken der Arbeiterbewegung hervorgehen müsse. Im Laufe des Jahres 1849 wurde die Sprache des in Berlin stark verbreiteten Blattes immer aufreizender; die Thätigkeit der Leiter der Bewegung breitete sich immer weiter und drang in Mecklenburg, Ostpreußen und Schlesien auch in die Bauernschaft ein. Inzwischen hatten die ersten Gründungen von „Assoziationen" in Berlin stattgefunden, um den Arbeitern bestimmte Lebensbedürfnisse, Hemden, Strümpfe, Brot, billiger zu beschaffen. Fast alle Unternehmungen scheiterten, nur nicht „der Gesundheitspflegeverein". Gestiftet Mai 1849 mit 327 Mitgliedern, war er im August 1850 auf fast 10500 gestiegen.

In der ganzen Zeit bis zum endgültigen Siege der

Reaktion kämpften bei kleinern und großen Aufständen die Arbeiter überall an Seite der bürgerlichen Demokratie, trotz allem, was sie innerlich von dieser trennte. Es geschah mit steigender Erbitterung, je mehr der Gedanke an Staatshilfe aufgegeben wurde und offenbare Feindschaft gegen den Staat sich entwickelte. Es war politisch unklug von den damaligen Regierungen, daß sie nichts thaten, um den Arbeitern thatsächlich nötige Hilfe zu bieten. In dieser Zeit ist jenes Mißtrauen gegen die Regierung so üppig in Halme geschossen, das heute der friedlichen „Sozialreform" so schwere Hindernisse bereitet.

Von 1850 häuften sich die Maßregelungen allüberall, auch berechtigte Vereine, die manchen Segen hätten stiften können, erlagen den polizeilichen Verboten. Am längsten wehrte sich Berlin und hier am längsten der genannte Gesundheitsverein. In den Prozeß gegen die Demokraten Ladendorf und Genossen hereingezogen, wurde er 1853 aufgelöst, obwohl nur der Geschäftsführer Levy in den Prozeß selbst verwickelt war. Nach Ausführung des Beschlusses des deutschen Bundes vom Juli 1854 war allen offenen Arbeitervereinigungen in Deutschland ein Ende gemacht — mit dem Unkraut zugleich wurden Anpflanzungen zerstört, welche bei richtiger Pflege nicht nur den Arbeitern, sondern auch dem Staate hätten Nutzen bringen können.

Die Bestrebungen zur Gründung einer internationalen Arbeitervereinigung hatten indessen nicht aufgehört; durch Wort und Schrift ging Marx auf sein Ziel und gewann Anhänger überall, auch in Berlin, noch ehe es zur Gründung der „Internationale" kam (1864). Die

Reaktion unterstützte durch ihre Maßregeln die Ausbreitung der Anschauungen, die Staat, Gesellschaft, Eigentum, Vaterland und Religion verneinten. In demselben Zeitraum bereitete sich die Wirksamkeit Lassalles vor; zuerst politisch, wurde sie schon anfangs 1862 sozial und führte Mai 1863 zur Bildung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" und zur Entwicklung einer neuen Geistesströmung innerhalb der deutschen, besonders der Berliner Arbeiterkreise. Gemeinsam war ihr und der kommunistisch-internationalen Richtung der Kampf gegen die „Bourgeoisie" und deren Freisinn, aber die Betonung der Staatshilfe und das Festhalten an Deutschland trennte sie ursprünglich entschieden. Aber diese Scheidung hielt sich nicht allzulange, die Führer der sogenannten „Ehrlichen", der Eisenacher Partei, Bebel und Liebknecht vor allen, neigten sich immer mehr den kommunistischen und internationalen Anschauungen zu und bekämpften den „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein", als Schweitzer an dessen Spitze stand, bis es unter dessen Nachfolger, Hasenclever, 1875 in Gotha zur Verschmelzung beider Gruppen kam, d. h. eigentlich zum Sieg der „Ehrlichen." Unter dem Einflusse Mosts bildete sich in Berlin auch ein linker, anarchistischer Flügel, der aber von den Besonnenern im Zaume gehalten wurde.

Keine dieser einzelnen Bewegungen ist spurlos an dem Berliner Arbeiter vorübergegangen. Man darf nicht eins vergessen: in diesen Kreisen giebt es ebenso viel „Intelligenzen" als in jedem beliebigen andern. Aber ihnen fehlt es fast allgemein an einer klaren, abgeschlossenen Bildung. Sie streben nach ihr oft mit einer glühenden

Leidenschaftlichkeit, sie schleppen zwar eine Menge Steine herbei, wissen sie aber zu einem Bildungsbau nicht zu verwenden. Sie bleiben darum mit einigen Ausnahmen Halbgebildete, denen die Urteilsfähigkeit mangelt.

Jeder der verbreiteten Gedanken hat also Anhänger gefunden. Unter den alten Arbeitern finden sich noch vereinzelt Reste derjenigen, die den „alten Born" gehört und gekannt haben und die im Grunde ganz gemäßigt denken. Eine jüngere Schicht ist von dem ältern phantastischen Kommunismus angesteckt; wieder eine bekennt sich mehr zu Lassalle: dann kommen die unbedingten Anhänger des heutigen sozialdemokratischen Programms und zuletzt die Anhänger des Anarchismus — auch solche giebt es in Berlin. Wenn auch unter Umständen die Führer mit großen Worten jede Verbindung mit Leuten wie Most und den Dynamithelden Chicagos abweisen, die Anhänger der letztern verkehren mit den übrigen Sozialdemokraten dennoch und werden nur von den ruhigern Arbeitern gemieden.

Nur die strenge Zucht von seiten der Leiter macht es erklärlich, daß diese Gruppen zusammengehalten werden. Innerlich sind sie durchaus nicht eins. Es ist Ruhmredigkeit, wenn die Führer behaupten, daß alle, welche die Stimme für sie abgeben, dem Programm bis zum letzten Wort anhängen. Auch in diesem Kreise ist eine Minderheit von Schwärmern, von Überzeugten, von selbstsüchtigen Schreiern, welche die Mehrheit beherrscht, ja, eine Schreckensherrschaft ausübt; sich gegen sie aufzulehnen, bedeutet innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterkreise Berlins, sich selbst dem Scherbengericht zu unter-

werfen. Ein solcher Aufwiegler wird gehöhnt und auf jede mögliche Weise geschädigt. Solcher Muß-Anhänger giebt es aber Tausende und Tausende in Berlin, wie anderswo auch. Daß sie nicht zu einer vielleicht entscheidenden Gruppe zusammentreten, liegt nur daran, daß es ihnen bis jetzt an einem zielbewußten, sie beherrschenden Führer fehlt. Diese Thatsachen sind den Leitern der Bewegung wohl bekannt; aber sie sind sich bewußt, bis jetzt den stärkern Willen zu haben — und dieser entscheidet nirgendwo so sehr als in diesem Kreise, weil trotz aller Körperkraft hier die Fähigkeit, geistig auf eigenen Füßen zu stehen, am wenigsten vertreten ist. Es kommt hier nicht auf klare Beweisführung aus einem unzweifelhaften Vordersatze an — die strenge Logik spielt in der Politik aller Gruppen überhaupt eine kläglichere Rolle als man denkt —, sondern nur auf den Ton der Überzeugtheit und die Berufung auf Instinkte und Leidenschaften. Was ein Redner glaubt oder zu glauben scheint, das findet auch Glauben, denn die Arbeiter sind in der Mehrheit von einer Naivetät, die unglaublich ist. Leidenschaftliche Beredtsamkeit vor allem macht ihre Köpfe wirbeln. Das hat sich z. B. gezeigt, als Most noch in Berlin wirkte. Männer und Jünglinge, Weiber und halbwüchsige Mädchen hörten ihm zu, ganz seinem Banne hingegeben. Seine von zuckenden Lippen hinausgeschleuderten Behauptungen, seine frechen Angriffe auf alles erweckten wilden Jubel. Aber ebenso wirkt scheinbar leidenschaftslose Ruhe. Die Leute merken nicht, daß die Vordersätze von der Leidenschaft aufgestellt sind, daß die scheinbar strenge Folgerichtigkeit der Schlüsse, gestützt durch Hin-

weise auf thatsächlich vorhandene Übel auch keine andere Absicht verfolgt, als Leidenschaft zu wecken. Mosts „Freiheit“ hat nicht selten — wenigstens in den Heften, die der Berichterstatter sich mit Mühe verschaffen konnte — auch Sätze der Naturwissenschaften in die Erörterungen verwebt, so die Lehren vom „Kampf ums Dasein“ und dem „Siege des Stärkern“. Scheinbar war die Form ruhig, aber in dieser Ruhe zitterte die Leidenschaft, das Verlangen, Leidenschaft und Haß zu wecken und zu nähren. Dieser Zug geht durch viele der mir bekannten Schriften, die, zumeist in der Schweiz gedruckt, bestimmt sind, die Erregung der Massen zu steigern, sie durch Vorstellungen, die sich nicht an den Verstand, sondern nur an die Leidenschaft wenden, zu „hypnotisieren“, damit sie willenlos wollende Werkzeuge werden.

Wohl hat sich im Laufe des Jahres 1890 eine Gruppe gebildet, die gegen die heutigen Führer auftrat. An ihre Spitze stellten sich auch einige Angehörige der gebildeten Stände, Menschen, wie ich sie schon geschildert habe, mit bestem Willen, von aufrichtiger Überzeugung beseelt, opferfähig. Aber käme es jemals zur „That“: keiner von diesen Herren, behielte die Zügel in der Hand. Sie sind im grunde gutmütige Schwärmer ohne Menschenkenntnis, ohne jene eiserne, grausame Willenskraft, die in einem Vernichtungskampfe rohe Massen zu beherrschen und zu leiten vermag.

Neunundzwanzigster Brief.

Beiträge zur Psychologie der sozialdemokratischen Arbeiterkreise. II.

1875 hat der im vorigen Briefe erwähnte Gewährsmann folgende Bemerkung in seinen Aufzeichnungen niedergeschrieben: „Ich kenne etwas das Treiben innerhalb der andern politischen Parteien, besonders der fortschrittlichen. Oft genug habe ich beobachtet, wie in Versammlungen Leute, wie Eugen Richter z. B., die Masse beherrschen und wie selbst in Gesellschaften der liberale Spießbürger sich geehrt fühlt, wenn einer seiner „Führer“ ihn einiger Worte würdigt. Aber eine solche Unterwerfung unter die leitenden Männer, wie sie bei den Sozialdemokraten zu finden ist, habe ich nirgendwo wahrgenommen. Die Arbeiter treten ihnen oft mit einer Unterthänigkeit entgegen, die Staunen erregt, wenn man bedenkt, daß die unterschiedslose Gleichheit aller einen Hauptsatz des sozialdemokratischen Bekenntnisses bildet, und lassen sich ruhig eine an Hochmut grenzende Art der Behandlung gefallen. In der Schänke schelten sie nicht selten, aber das ist weiter nicht von Belang.“

Diese Thatsachen haben seitdem trotz des Auftretens der „Jungen“ keine tiefgehende Änderung erfahren. Sie

sind, wie ich glaube, leicht zu erklären. Der Sozialdemokratismus ist eben nicht nur eine politische Erscheinung, sondern auch ein Glaube; ich möchte sagen, fürchtete ich nicht mißverstanden zu werden, ein religiöses Bekenntnis. Darum finden sich in seinen Reihen so viele fanatische Bekenner, die den „Obern" unbedingt gehorchen.

Man staunt oft über den klaren Verstand so vieler einfacher Arbeiter. Bewegt sich das Gespräch im Kreise des Alltagslebens und glauben die Leute sich in ihrer schlichten Gradheit geben zu können, so entwickeln sie klugen Sinn und warmes Herz. Dann ist ihr Urteil ein gesundes, ihre Empfindungsweise von wohlthuender Frische, ihre Anschauung ehrlich und unbefangen. Nicht selten wird, wer mit fleißigen, anständigen Arbeitern auf gleichem Fuße verkehren kann, durch die Gemütsweichheit und Gutherzigkeit derselben in Erstaunen versetzt — sie scheinen mit dem oft rauhen, äußerlich zuweilen selbst rohen Gebaren sich nicht zu vereinigen.

Aber ein Wort kann hinreichen, um das Bild zu verändern. Berührt es die öffentlichen Verhältnisse, berechtigte oder unberechtigte Klagen, so springt sofort, wie das Männchen hinter der Scheibe, ein Glaubenssatz des sozialdemokratischen Apostolikums hervor. Dasselbe ist, wie schon erwähnt, durchaus nicht Ergebnis des eigenen Denkens, sondern nur vom Gedächtnis aufgenommen und in der Leidenschaft verankert. Die Leute haben in Versammlungen immer dasselbe, kaum mit andern Worten, gehört. Die Dinge sind ihnen stets von dem gleichen Aussichtsturm gezeigt worden, Wahrheit und Lüge, Vernunft und Wahnsinn, Edles und Gemeines mit dem

großen Phrasenquirl in ein Gemisch zusammengeschlagen. Daneben wurden sie durch ihre Zeitungen und späterhin durch eine wahre Sintflut von Flugschriften aller Art bearbeitet und werden es immer. So pflanzt man in die Gehirne die Vorstellungen des neuen Evangeliums ein, die so oft vorgeführt werden, daß sie den Leuten zuletzt als selbsterworbener Geistesinhalt erscheinen, während sie thatsächlich nur „fixe Ideen" sind, d. h. Kennzeichen einer geistigen Volkskrankheit, wie etwa der Glaube an das tausendjährige Reich es war.

Die Leute kämpfen selten mit Gründen, sondern nur mit Glaubenssätzen. Es ist unglaublich, welche Menge von fliegenden Worten oft in den Hirnen aufgespeichert ist, die, ohne es zu merken, die größten Widersprüche als gleichberechtigt in sich aufnehmen. Mancher kleinere Wortführer — fast jede Fabrik und Werkstatt, jeder Rauch-, Kegel- und Gesangverein weist einen oder mehrere auf — sprudelt von solchen sozialdemokratischen Gemeinplätzen und ist voll von aufreizenden Wendungen, die er aus Büchern und Flugschriften — deutschen wie übersetzten — zusammengeklaubt hat. Versteht er es, dieselben mit thatsächlich vorhandenen Übelständen zu verbinden und ihnen so den Anschein der Wahrheit zu geben, so erringt er bald unter den „Genossen" den Ruf eines bedeutenden Kopfes und wird von den Leitern der Bewegung klug ausgenutzt. Diese verstehen es überhaupt meisterhaft, „Talente" zu entdecken. Ist unter den jungen Arbeitern einer, der Wissenstrieb und Rednergabe zeigt, so wird er mit den nötigen Büchern versehen, um sich zu „bilden"; man schmeichelt dem Ehrgeiz und der Eitelkeit, nur um

ein nützliches Werkzeug zu gewinnen. Aber unbedingter Gehorsam wird ebenso gefordert, wie etwa bei den Jesuiten. Der „Unsichere“ wird belauert und beaufsichtigt, und wehe ihm, wenn er sich als unzuverlässig erwiesen hat!

Der unleugbar vorhandene Bildungtrieb trägt sehr viel dazu bei, die Köpfe oft unheilbar zu verwirren. Es giebt ja sehr viele, die ihre freie Zeit dazu benutzen, sich in ihrem Fache weiter zu bringen. Das ist höchst anerkennenswert, denn es geschieht unter schwersten Nebenumständen. Leider giebt es in Berlin nirgendwo Lesesäle für die untern Schichten, wo jeder reinlich gekleidete Mensch, der sich anständig beträgt, Zulaß fände. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, was es für einen Schlafburschen bedeutet, zu lernen, etwa mitten im Lärm der Kinder und dem Gespräche der Erwachsenen; dazu gehört eine eiserne Thatkraft — und doch besitzen sie nicht wenige. Ein ganz gewöhnlicher Metalldreher, der sich in seiner kargen Freizeit mit Werken über elektrische Motoren beschäftigte, hat es innerhalb zehn Jahren so weit gebracht, daß er nun als Werkführer in einer Anstalt zur Erzeugung solcher Triebwerke thätig ist. Leider aber wird grade in den sozialdemokratischen Arbeiterkreisen sehr viel geistige Kraft ganz zwecklos verschwendet.

Zunächst durch die Beschäftigung mit den Schriftwerken dieser Richtung. Die meisten der verfügbaren Gedanken des Sozialismus haben die ältern Werke von Morelly an erschöpft. Die in ihrer Art bedeutenden neuern Schöpfungen, etwa „Das System der erworbenen Rechte“, oder Marx' „Kapital“ fordern zu ihrem Verständnis, noch mehr zur Erkenntnis der Irrtümer, ein

vollgerütteltes Maß von Bildung — gelesen werden ja auch sie, aber als einziges Ergebnis bleiben in den Köpfen einzelne Kraftstellen haften. Die meisten der billigen Schriften, die in der Schweiz oder auch in England und Deutschland — oft ohne Angabe des Druckortes — hergestellt werden, sind, wenn nicht Neudrucke älterer Arbeiten, Aufsud der Phrasenrückstände derselben, gemischt mit Ausfällen von häufig nacktestem Cynismus. Und selbst wenn sie scheinbar „wissenschaftlich" Staat, Religion, Gesellschaft, die herrschenden Sittengesetze oder den Staat der Zukunft behandeln, vermag man leicht zu erkennen, wie seicht das Ganze ist. Zuweilen bemerkt man wohl, daß der Verfasser höhere Bildung besitzen muß. Das meiste aber, was mir in die Hände gekommen ist, trägt den Stempel geistiger Fabrikware an sich, die Zeichen jener „Lohnarbeit", die man so gern abschaffen möchte. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Partei in den letzten zwanzig Jahren an hervorragenden schriftstellerischen Kräften sehr arm geworden ist. Selbst die Bücher Bebels, der unzweifelhaft ein geistig nicht gering begabter Mann ist, sind nur als Aufreizungsschriften zu betrachten. Als solche aber ist z. B. „Das Weib und der Sozialismus" ein Meisterstück.

Nun giebt es Tausende, die ihre „Bildung" nur aus diesen Schriften schöpfen; ohne jedes eigene Urteil, nur mit den eingesogenen und ihnen eingepflanzten Anschauungen ausgerüstet, nehmen sie diese „Wahrheiten" in sich auf so köhlergläubig wie nur jemals ein Bäuerlein die Worte des Herrn Pfarrers. Selbst barer Unsinn, besonders mit vielen Fremdwörtern gespickter, macht großen

Eindruck. Bei vielen entwickelt sich dann auf Grundlage dieses „Wissens" ein Bildungsdünkel ohnegleichen; für den heimlichen Beobachter ist es, falls er das Traurige an der Sache für Augenblicke vergessen kann, geradezu ein Genuß, zu sehen, mit welchem Selbstbewußtsein ein solcher Wortmacher sich aufspielt, ohne seine Lächerlichkeit nur zu ahnen, wie höhnisch er minder „gebildete" Genossen behandelt. Übrigens sei bemerkt, daß die ältern Arbeiter einer solchen „Quasselstrippe" doch zuweilen recht derb über den Mund fahren; gefährlich sind sie aber den jungen Burschen, auf die das große Maul mehr Eindruck macht, als der größte Gedanke es je könnte.

Die zweite Gefahr liegt in dem richtunglosen Bildungtrieb, der, was schon hervorgehoben worden ist, vielfach eine leidenschaftliche Färbung annimmt. Die Leute gehen von dem Grundsatz aus, das Lesen genüge zum Verständnis, und besitzen keine Ahnung, daß ohne den Besitz von Vorbegriffen eine wirkliche Erkenntnis nicht gewonnen werden könne. Es giebt Schlossergesellen, Maschinenbauer und andere, die nicht nur etwa geschichtliche und volkswirtschaftliche, sondern selbst schwere philosophische Werke zu lesen versuchen. Ja, noch mehr; ich kannte einen Schlosser, der ein „System" aufzubauen strebte, in dem, nach Meinung des Urhebers, auch die Lösung der sozialen Frage gegeben war. Ein unbedachter „Gönner" gewährte ihm die Mittel, einige Semester lang Vorlesungen auf der Leipziger Hochschule zu hören, und ließ ihn dann plötzlich fallen. Der Mann kehrte zum Handwerk zurück, grübelte weiter, war aber weder Philosoph noch ordentlicher Arbeiter. An der Halbbildung, die ihn innerlich zerbrach, ist er zugrunde gegangen. Trotz aller sozialdemokratischen Ansichten hielt er sich für ein hoch über den „Genossen" stehendes Wesen; er hätte gern eine führende Stellung eingenommen — man sieht, wie die Natur den Grundsatz der Gleichheit verspottet —, aber er besaß keine Willenskraft mehr.

Solche Halbgebildete sind in den Arbeiterkreisen keine Seltenheit. Schwärmer aus anderen Ständen tragen zuweilen dazu bei, den Drang zu nähren. Die erwähnten Aufzeichnungen erzählen an einer Stelle, daß ein junger Doktor der Chemie kleinern Kreisen Vorträge über Heraklit gehalten habe, und aus ebenso sicherer Quelle weiß ich, daß heute in Berlin ein gelehrter Mann Arbeitern die Werke Kants und anderer Philosophen erläutert.

Das Ergebnis solcher Bildungsbestrebungen ist eine Lüge, die den ganzen Menschen schädigt. Sie können nichts anderes erzeugen als Zerfahrenheit, Dünkel und jenen oberflächlichen Geist der Verneinung, der auf den Höhen der Erkenntnis zu wandeln glaubt, wenn er alles Überkommene verwirft. Der ehrliche Trieb nach Bildung wird so irregeleitet und das ursprünglich Gesunde zu einer gefährlichen Krankheit. Selbst größtes Wissen kann neben innerer Unbildung vorhanden sein, Halb- und Viertelwissen hat noch weniger Kraft zur Bildung sittlicher Eigenart Ein Bautischler, der die Wohnung neben der Arbeiterfamilie, bei der mein Gewährsmann nächtigte, inne hatte, besaß eine Büchersammlung, die neben Flugschriften folgende Werke enthielt: Büchners „Kraft und Stoff" — das Buch ist in Arbeiterkreisen ziemlich bekannt —, Lassalles „System", Bastiats „Verfluchtes Geld", „Die natürliche

und geschlechtliche Religion" (aus dem Englischen), „Die Berliner Prostitution" (mit einem ziemlich unanständigen Titelbilde), den 3. und 4. Band von Dumas' „Monte Christo", Blancs „Geschichte der französischen Revolution" (nur den 1. Band) und fünf Kolportage-Romane der untersten Gattung, die geradezu als Gift zu betrachten ist. Ein solcher Wirrwarr ist sicherlich nicht die Regel, aber auch nicht eine seltene Ausnahme. Dem Verfasser dieser Briefe ist bekannt, daß in einem Kreise jüngerer Arbeiter vor sechs Jahren Schillers Dramen mit verteilten Rollen gelesen worden sind. Wenn auch der freiheitliche Geist hier eine starke Lockung ausgeübt hat, so ist doch die Thatsache selbst ein Zeichen, daß die Herzen nicht dem Großen und Schönen verschlossen sind. Aber wer kümmerte sich darum, diese Geisteskräfte, dieses unbestreitbar vorhandene Wollen in richtige Bahnen zu lenken? Den meisten Führern dieser Menge liegt daran nicht viel, sie wollen vor allem Werkzeuge; trotz aller Versicherungen vom Gegenteil müssen sie die Leute im Banne des engsten Gesichtskreises, in gedankenloser Leidenschaftlichkeit erhalten. Meiner Überzeugung nach wäre es ein nicht unwichtiger Teil friedlicher Sozialreform, die Bildung und Fortentwickelung der Arbeiter in die Hand zu nehmen. Aber nicht auf Grundlage irgend einer abgezogenen Anschauung, sondern mit genauer Rücksicht auf die Psychologie der arbeitenden Klassen, auf deren Bedürfnisse zunächst, auf deren oft aufrichtigen Drang nach weiterer Bildung sodann. Schulen und Lesesäle für Arbeiter könnten mehr zur Milderung der Gegensätze beitragen, als man denkt, sie könnten vor allem das jüngere Geschlecht beeinflussen und

wären geeignet, den Wirtshausteufel zu bekämpfen, ihn, den man als einen der mächtigsten Bundesgenossen der sozialdemokratischen Lehren betrachten muß.

Ganz verfehlt in der Ausführung ist der Verein der „freien Volksbühne" und der von ihm veranstalteten Vorlesungen. Die vorgeführten naturalistischen Dramen enthalten nicht ein Atom gemüts- und geistbildender Kraft, sie sind den Leuten, wie Ibsens von erhitzter Nüchternheit ausgebrütete Stücke, teils langweilig und unverständlich, teils wirken sie nur aufreizend; die vorgetragenen Gedichte sind mehr oder minder zu dem gleichen Zweck ausgewählt. Statt daß die Kunst Lichtstrahlen einer höheren Welt, einer reineren Gesittung in die Herzen trüge, pflanzt sie so nichts aus, als Keime der Verrohung oder pflegt nur die vorhandenen leidenschaftlichen Triebe, den Haß gegen alles Bestehende. Und daneben sind die Herren, die den Leuten — nicht die Hälfte sind wirkliche Industriearbeiter — Vorträge halten, vollkommen unbefähigt, einen volkstümlichen Ton zu finden.

So werden den Kneipen nicht hundert Insassen entzogen. Schon vor dem Sozialisten-Gesetz waren sie die hauptsächlichen Stätten für Bearbeitung der Jüngern. Sehr viele der kleinern Wirte und Besitzer von Schnapsschänken bekannten — und bekennen sich noch — zu der Partei, oft nur aus gemeinem Erwerbssinn. Die Aufsichtsbehörden kannten die meisten dieser Wirtschaften ganz genau und hielten ein Auge auf sie gerichtet. Aber die Wirte ihrerseits besaßen und besitzen scharfen Blick für die Beamten der Polizei. Betrat ein solcher die Wirtschaft, dann fiel eine scheinbar harmlose Bemerkung,

z. B.: „Weeße wird heut nich mehr jeschenkt“ oder „Ein frisches Faß“, und die Gespräche an den Tischen nahmen eine Wendung zur tadellosesten Friedfertigkeit; kaum daß ein Blick den beargwohnten Gast streifte. Das wird sich seitdem nicht viel geändert haben; man ist noch vorsichtiger geworden, und im Notfall giebt es Hinterstuben oder man versammelt sich bei einem „Genossen“.

Das Kneipenleben zieht nicht nur die Unverheirateten, sondern auch viele Ehemänner in seinen Bann. Hier liegt in zahlreichen Fällen die Ursache der schlechten wirtschaftlichen Lage so vieler Hausstände, hier wird das Maulheldentum gezüchtet, hier bei Bier und Fusel erhitzen sich die Köpfe, hier kommt ein Cynismus, besonders bei den Jüngern, zur Blüte, der sich nicht schildern läßt. Insoweit bei einem Minderteil der Arbeiterkreise Rohheit sich entwickelt hat, stammt sie zumeist aus dem Kneipenleben, insoweit es Anarchisten in Berlin giebt, sind sie mit Schnaps aufgesäugt; tolle Ideologen, die aus innerlicher Überzeugtheit, mit kalter Leidenschaft alles, was da ist, vernichten möchten, giebt es im Verhältnis wenige; die meisten dieser Äußersten sind nicht einmal tüchtige Arbeiter, sondern stehen knapp am Verkommen. Sie zumeist geben jene „Arbeiter“ ab, die so oft wegen rohester Gewaltthaten vor den Richter kommen. Mag die Partei als solche aber immerhin die Leute verleugnen, sie sind und bleiben Ergebnisse der ganzen Bewegung. Käme es je zu gewaltsamen Ausbrüchen, dann würde die Zahl dieser im Augenblick wachsen und Tausende von Schwankenden zu sich ziehen, und der „Mob“ gewönne schließlich die Oberhand, denn er fände sicher „Führer“, die sich seiner bedienten.

Dreißigster Brief.

Beiträge zur Psychologie der sozialdemokratischen Arbeiterkreise. III.

Der Cynismus, der in einem nicht kleinen Teile der Arbeiterkreise, besonders unter den jüngern und jüngsten herrscht, beschränkt sich nicht nur auf die Unflätigkeit des Wortes in der Kneipe, sondern bestimmt die Anschauungen und das Handeln. Die Leute, zumal wenn sie hier in Berlin aufgewachsen sind, entbehren die Ehrfurcht vor einer „Idee“ oft gänzlich. Das beweist häufig genug schon die sittliche Lebensführung. Der Verdienst, der doch oft so ist, daß ein Junggeselle bei vernünftiger Gebarung sich kleine Ersparnisse zurücklegen könnte, wird ohne jegliches Bedenken „kleene jemacht“. Ein Maurergeselle, in einem Vororte geboren, trug wöchentlich 4 bis 8 Mark auf die Sparkasse. Die bei dem gleichen Meister beschäftigten unverheirateten Genossen machten sich stets über ihn lustig, weil er nicht mit ihnen in die Kneipen laufen oder den Montag blau machen wollte. Er wurde als „Kapitalisten-Fritze mit det jroße Portmoneh“ so lange gehänselt, bis er zu einem andern Maurermeister zog. Wozu an die Zukunft denken, wo ja der Zukunfts-

staat alles besorgen wird? Der nüchterne, besonnene Arbeiter hat inmitten solcher Genossen, selbst wenn er sonst Sozialdemokrat ist, durchaus keine angenehme Stellung. Das Bewußtsein eines selbsterworbenen Besitzes, sei er auch bescheiden, erscheint als ein Überrest der verrotteten „Bourgeois-Weltanschauung“, die ausgerottet werden muß. Die jungen Leute halten es deshalb oft für das einzig Vernünftige, den Wochenlohn so rasch wie möglich auszugeben. Viele kleine Tingel-Tangel und Kneipen mit weiblicher Bedienung in den Vierteln mit starker Industrie leben nur von den jüngern Arbeitern, die hier, den Verhältnissen angemessen, ebenso verschwenderisch mit ihrem Gelde umgehen, wie irgend ein Berliner Früchtchen aus reicherm Hause in den besser ausgestatteten Wirtschaften der gleichen Art. Der Ton dieser Menschen ist so zotenhaft wie möglich. Ältere Arbeiter klagen unverhohlen über die sich ausbreitende Verrohung vieler jungen Genossen. Wohl darf nicht geleugnet werden, daß die höhern Stände, also auch die Arbeitgeber es sind, die oft mit dem Beispiel gröbster Genußsucht vorangehen, aber ein Teil der Arbeiter leidet an derselben Krankheit, die er jenen vorwirft; auch er ist von Genußsucht gröbster Art durchseucht.

Das bestimmt auch sehr die Beziehungen der Geschlechter. Ich weiß sehr wohl, daß auch in diesen Kreisen reine, ehrliche Liebe zu finden ist, die zum Bunde für das Leben führt; ich weiß, daß die Frauen oft heldenhaft selbst in elender Lage bei den Männern ausharren und die übernommenen Pflichten treu und ernst erfüllen. Daneben aber bieten sich und in großer Ausdehnung Bilder anderer Art. Arbeiter und Arbeiterführer lieben es, bei Gelegenheit zu behaupten, daß die „Besitzenden“ es sind, die mit ihrem „verfluchten Mammon“ die Tugend der „Töchter des Proletariers“ zu Falle bringen. Sicherlich geschieht das zuweilen in gewissenlosester Weise. Aber jene Anklage ist in diesem Umfange eine bewußte Lüge. Wer die Berliner Mädchen der Arbeiterkreise kennt, kann nur Eins sagen: mindestens drei Viertel derselben sind durch das Fabrikleben schon mit 14 und 15 Jahren, oft ohne ihre Schuld, ganz verdorben, und die Verderber sind in den höhern Ständen selten, fast immer unter Angehörigen des eigenen Kreises zu suchen. Der junge Arbeiter hat darin selten ein zartes Gewissen und es giebt unter den Leuten eine große Zahl Don Juans, die sich in der Kneipe ihrer Heldenthaten mit großer Selbstgefälligkeit rühmen. Es wird nicht viel junge Arbeiter geben, die nicht schon mit 17 und 18 Jahren eine „Braut“ hätten — diese Bräute wechseln sehr oft und wilde Ehen sind keine Seltenheit. Fällt das Mädchen dann der Prostitution anheim, so wird oft ein ehemaliger Bräutigam „Beschützer“ — die Gerichtsakten zeigen, daß sich die „Louis“ zumeist aus beschäftigungslosen Kellnern und aus „Arbeitern“ anwerben.

Am meisten schädigend wirkt das Schlafburschenunwesen, das aber aus den Wohnungsverhältnissen hervorgegangen ist. Diese sind, wie ich schon mehrmals betont habe, einfach unhaltbar. Zieht man nun noch in Betracht, daß für die „Freie Liebe“ und gegen Ehe gepredigt wird — in öffentlichen Versammlungen, wo halbreife Burschen und Mädchen zuhören —, so kann

man ermessen, wie das auf die verstandlose Jugend wirken muß.

In einer gleichfalls niedrigen Form tritt der Cynismus den Fragen des religiösen Lebens gegenüber an den Tag. Die „heiligen" Bücher der Sozialdemokratie, soweit sie von Führern herrühren, behandeln die Religion mit Vorsicht: dieselbe sei Privatsache. Man lasse sich nicht von diesem Worte täuschen, denn die mündliche Lehre, die sich den „heiligen Schriften" ergänzend und erläuternd anschließt, spricht nicht mehr von einer „Privatsache", sondern von einer überwundenen Nebensache. Träumer unter den Sozialdemokraten nennen zwar noch den „Zimmermannssohn aus Nazareth" und stellen ihn als einen der ersten Bekenner, als „Vorahner" ihrer Lehrer hin. Aber die Klugen lächeln oder lachen über solche Schwärmereien, denn nicht entsagen wollen sie der Welt, sondern sie erobern, nicht dienen, sondern herrschen und — genießen. Für sie sind Gott, Geist und jene Begriffe, die im Göttlich-Geistigen verankert sind, nichts als leere Worte. Und ihr Spott hat sich vergröbert, je mehr er sich verbreitete. Eine beträchtliche Menge der Arbeiter hat für alles, was irgendwie mit dem religiösen Leben zusammenhängt, nichts als rohe, geistesbare Cynismen. Diese Leute nennen sich mit dem Selbstgefühl der gänzlichen Gedankenlosigkeit „Atheisten" und jeden, der noch nicht in ihren Ton einstimmt, einen Dummkopf. Kein Wunder, wenn die jugendlichen Arbeiter sich diese hohlen Redensarten zu eigen machen und aus ihnen heraus die Berechtigung schöpfen, jede Achtung vor dem Geistigen und zuletzt jedes Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit fortzuwerfen. Das Übel frißt

entschieden immer weiter um sich und nährt jene Vorstellungen, die zum anarchistischen Bekenntnis hinleiten. Diese Frage werde ich noch eingehend behandeln.

Ich weiß sehr gut, daß es unter den Hunderttausenden sozialdemokratischer Arbeiter grundehrliche, begeisterte Schwärmer giebt; ich weiß, daß wirkliche Notstände zum Anwachsen der Bewegung beigetragen haben. Dennoch muß ich wiederholen: die leitenden Gedanken der neuen Heilslehre, im tiefsten Wesen natur- und vernunftwidrig, widersprechend dem Gesetze der ruhigen Entwicklung, das durch Revolutionen bestätigt, nicht zerstört wird, diese Gedanken leiten zu einer Volkskrankheit hin, die Geist und Gemüt vergiftet und innere und äußere Rohheit großzieht. Im feindlichen Lager wird man es als „Bourgeois-Weisheit" bespötteln, dennoch sage ich: „Trotz Ausnahmen im einzelnen ist die Sozialdemokratie aller höhern Ideale bar. Nicht Ideen, Leidenschaften nur halten die Menge zusammen, nicht Gedanken, sondern Gedankenlosigkeit, die von klugen, willensstarken Köpfen benutzt wird." Die Sozialdemokratie ist geworden, also war sie geschichtlich notwendig. Notwendig als Gegensatz zu der schrankenlosen Selbstsucht des Kapitals, der Arbeitgeber, zu jener unheilvollen Lehre, die das „Laßt machen, laßt gehen" als Auszug der größten Weisheit gepriesen hat. Diese hat nur Selbstsucht gezüchtet, aber auch jene kennt kaum viel mehr als diese, wenn auch in anderer Form. Nicht die Versprechungen bessern Lohnes — der in vielen Fällen berechtigt ist —, nicht die Verheißung kürzerer Arbeitszeit — auch diese wird in vielen Fällen durch die Menschlichkeit geboten —, nicht sie sind's, welche

die Anhänger locken. Viel mehr wirkt das Ausmalen von Zuständen, die niemals sich verwirklichen können. Man hat den Himmel der Kirche als Kindermärchen abgeschafft, aber der Mensch kann ohne Hoffnungen nicht leben: so malt man denn einen irdischen Himmel in die Zukunft hinaus, eine Welt des Genusses, der „fröhlichen Herrschaft aller". Saint Just hat vor nun über hundert Jahren das wohlklingende Wort gesprochen: „Le pain est le droit du peuple!" Jetzt sagt man: „Le gateâu est le droit de tous." Das ist, selbst von einem aufrichtigen Schwärmer gesprochen, eine Lüge, denn die Natur nicht und nicht alles Ringen der Menschheit können es je zur Wahrheit machen. Aber solche Worte erregen bei den meisten rein materielle Begierden und nähren die unreinen Leidenschaften. Diese aber sind verknüpft mit dem Willen, und darum würden sie in einem möglichen Losbruch die Zügel an sich reißen.

Dieselbe ruhige Einsicht, die erkennt, daß in der Bewegung berechtigte Forderungen mitwirken, muß es aussprechen, daß die Gesellschaft sich gegen das Unberechtigte zu wehren hat. Die Führer der Sozialdemokratie sind im Innern unbedingte Feinde des Staates und der bestehenden Rechtsordnung. Sie haben deshalb gar kein Recht, sich zu beklagen, daß man sie nicht frei gewähren lasse. Darum war auch das Sozialistengesetz politisch, geschichtlich und selbst sittlich eine Notwendigkeit.

Den folgenden Betrachtungen sei eine kurze Bemerkung vorangesandt. Der Verfasser dieser Briefe gehört keiner der bestehenden Parteien an, da er durch Verhältnisse der Teilnahme am politischen Leben entzogen ist. Er liebt das Vaterland, er steht mit Überzeugung

auf seiten derjenigen, die in einem starken, volkstümlichen Königtum das Heil Deutschlands erblicken. Nach seinem besten Können und Wissen hat er es versucht, von der Geschichte zu lernen, und sich bemüht, ein gerechtes Urteil zu gewinnen, für das er aber Unfehlbarkeit nicht, nur das Zugeständnis, es ehrlich zu meinen, in Anspruch nimmt.

Das Sozialistengesetz war, wie ich oben gesagt habe, eine Notwendigkeit. Man mag über Ausnahmegesetze denken, wie man wolle, aber Ausnahmezustände erfordern dieselben. Die Anwendung von Heilmitteln gegen eine eiternde Wunde ist von der Vernunft gefordert. Auch der Staat ist in gewissem Sinne ein einheitliches Lebewesen. Wenn ein Stand sich offen gegen die ganze Rechtsordnung, ja gegen den Staat selbst wendet, wenn die Wühlereien so betrieben werden, wie es der Fall war, dann mußte der Staat sich rühren. Er hat damit das bürgerliche Dasein der Arbeiter nicht vernichtet: sie konnten wie jeder andere Bürger frei dem Erwerbe nachgehen, Familien gründen, genossen alle Rechtswohlthaten samt dem Stimmrecht — das sie wie die Bekenner aller andern Meinungen dem festen Willen Einzelner ausliefert. Nur in bestimmten Umfange wurde die Bewegung eingedämmt. Das Gesetz allein ohne die eingeleitete Sozialreform wäre von geringem Nutzen gewesen, durch diese erhielt es aber die sittliche Berechtigung.

Es ist unbestreitbar für jeden, der nicht durch Parteimeinungen verblendet ist, daß die staat- und gesellschaftfeindliche Bewegung sich vor dem Sozialistengesetz maßlos gestaltet hatte und daß sie zu ruhigerem Auftreten ge-

zwungen worden ist. Viele Arbeiter wurden zur Überlegung gebracht und es fehlte sogar an solchen nicht, welche die kaiserliche Botschaft mit Zustimmung begrüßten. Wo die Leute nicht ganz unter der Parteifuchtel stehen, dort sagen sie heute sogar, daß die staatliche Fürsorge durchaus nicht so gering zu schätzen sei wie die leitenden Männer es zu thun vorgeben.

Die Handhabung des Sozialistengesetzes hatte jedoch auch unzweifelhafte Mißstände gezeitigt. Daß bei der äußersten Linken der Partei die Beaufsichtigung den Haß gegen die „Ordnungbestie“ vergrößert hat, ist von geringerer Bedeutung, denn derselbe wäre auch so gewachsen. Aber das Gesetz hat zunächst einen strammern Zusammenhalt der Führer und Vertrauensmänner erzeugt und zugleich eine festere Gliederung der kleinern Gruppen. Daneben mußte sich durch die Notwendigkeit der Verheimlichung eine größere Gewandtheit im Gebrauch und im Verbergen aller Mittel des Kampfes und der Wühlerei entwickeln. Die Gerichtsverhandlungen konnten bei der Art der Organisation nichts zutage fördern, um so weniger, da der Meineid dem „Unrechtsstaat“ gegenüber als notwendiges Kampfmittel betrachtet wird und sich meistens gar nicht beweisen läßt. Auch das Abfangen von Flugschriften half nichts. Wenn nur hundert Flugblätter durchkamen, so wanderten eben nur diese von einer Arbeitsstätte zur andern, von Hand zu Hand und wurden dann um so begieriger gelesen. Die Verbote blieben auch ganz wirkungslos. Man bedenke, wie viele Tausende von Freiwilligen sich in Berlin zu der Verteilung förmlich herandrängten, wie dieselbe zumeist in einer Zeit vor sich ging,

wo die Straßen der hauptsächlich von Arbeitern bewohnten Viertel in tiefster Ruhe liegen und kaum ein Nachtwächter in ihnen zu sehen ist. Aber auch am Tage konnte es nicht verhindert werden. Ein Arbeiter mit dem Handwerkszeug betritt ein Haus, er geht von Stockwerk zu Stockwerk, schiebt unter die Thür oder in den Briefkasten ein zusammengefaltetes Blatt; durch Zufall vielleicht — es ist dies oft geschehen — bei einem Schutzmann, Studenten oder einer harmlosen Schneiderin. Dann verläßt er das Haus. Wer wollte jeden einzelnen untersuchen, ob derselbe unter seinem Kittel Flugschriften verbarg? Auch ganz junge Burschen und halberwachsene Mädchen beteiligten sich bei dem Geschäfte.

Aber andere Vorgänge wirkten noch aufreizender. So die Beschlagnahme von Sammlungen zu gunsten der Hinterbliebenen ausgewiesener Genossen. Frau und Kinder waren oft buchstäblich dem Hungertode preisgegeben, wenn nichts für sie geschah. Wurde das erschwert oder unmöglich gemacht, so wirkte eine solche notleidende Familie viel gefährlicher als ein noch so aufreizendes Flugblatt. Die Kinder einer solchen Familie vergessen nicht, falls sie sich dies schon überhaupt klar vorstellen können, daß sie des Gesetzes, des Staates wegen um den Ernährer gebracht worden sind. So fraß durch die Handhabung eines Gesetzes, das seinem Wesen nach das Recht — bleibendes oder vorübergehendes — verkörpern sollte, der Haß sich immer tiefer ein und formales Recht gebar Unrecht. Ebenso wirkten unnötige Auflösungen und Verbote von Versammlungen. Die Beamten mußten ihre Pflicht thun, es ist aber nicht immer weise, wenn man

ihnen solche Pflichten auferlegt. Die ruhigeren Arbeiter wurden dadurch gereizt, die an sich stets gereizten immer mehr in die Erregung hineingejagt. Je mehr man die ganze Stimmung dieser Kreise kennt, desto eher kommt man zur Einsicht, daß diese Art der Bekämpfung im allgemeinen nutzlos gewesen sei.

Einunddreißigster Brief.

Fortentwicklung der sozialdemokratischen Strömungen. — Welche Schichten zunächst von ihnen ergriffen werden. — Die studierende Jugend und die Sozialdemokratie. — Spielart des Nihilismus. Sozialdemokratische Quartaner. — Die Entwicklung als rein psychologische Erscheinung. — Ethische Verrohung. — Wendung zum Anarchismus. — Das weibliche Geschlecht.

Ist einmal eine geschichtliche Bewegung eingeleitet, so steht sie nur still, wenn die inneren Triebkräfte ganz erloschen sind und auch das „Trägheitsmoment“ seine Wirkung nicht mehr äußert. So wie ein Schwungrad noch Umdrehungen macht allein durch die in ihm noch aufgespeicherte Kraft, wenn die Dampfmaschine lange schon stille steht, so ist's auch im öffentlichen Leben. Die bürgerliche Demokratie, hauptsächlich durch die Deutschfreisinnigen vertreten, bewegt sich nur mehr infolge des Beharrungsgesetzes, bei der Sozialdemokratie hingegen wirkt noch die Maschine unter starkem Hochdruck. Nur denkträge Optimisten können die Anschauung hegen, daß die Bewegung sich verlangsame und die Zeit der höchsten Kraftentwicklung vorüber sei. Nichts ist gefährlicher als Selbsttäuschung, als Vertuschung der vorhandenen Ge-

fahren. Wir dürfen Eins nicht vergessen: wir leben im innern Kriegszustande. Diese Thatsache wird durch alles, was der Staat für den Industriearbeiter gethan hat, wird durch all den edeln Feuereifer unseres Kaisers, durch den besten Willen der Arbeitgeber nicht im geringsten geändert, wenigstens nicht für die nächste Zeit. Was an Wahrheit in der sozialdemokratischen Bewegung lebt, wirkt durch den Wahrheitsgehalt, was Irrtum und Unvernunft ist, durch das Bündnis mit den Leidenschaften, und beides verquickt sich so ineinander, daß kaum eins vom andern zu trennen ist.

So breitet sich die Zahl der Anhänger langsam, aber stetig aus. Zunächst sind diejenigen Schichten dem Einfluß ausgesetzt, die, sei es durch Abkunft, Beruf oder durch die Wohnungsverhältnisse mit den Bekennern der Lehre vielfach in Berührung kommen. Eine Menge von kleinen Beamten der Stadt, des Staats und der Geschäfte müssen billig wohnen und sind deshalb auf die Hinterhäuser oder die Vorstädte gewiesen. Hiermit ergeben sich mannigfaltige Beziehungen, die sehr oft ganz harmlos sind, ebenso häufig aber der Beeinflussung günstigen Boden bieten. Ist bei uns auch die Einrichtung der gewerbsmäßigen Wühler, der „delegates“, wie sie in Amerika von den sozialistischen Arbeitervereinen ausgesandt werden — die Deutschamerikaner nennen sie „Bummelvögte“ —, noch nicht so stark entwickelt, so giebt es doch eine Unzahl freiwilliger, die jede Gelegenheit benutzen, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zu verbreiten und „Genossen“ anzuwerben. Was im Hause begonnen ist, wird in Kneipen fortgesetzt oder in den unzähligen kleinen „Gesangvereinen“ und „Rauchklubs“,

von denen die Vorstädte besonders wie mit einem Netze überzogen sind. Sie erscheinen ganz harmlos, sodaß der eingeführte Gast anfangs den Zweck nicht wahrnimmt, sind aber in Wirklichkeit nichts als Werkzeuge der sozialdemokratischen Wühlarbeit. Gäste, die „Nichtarbeiter“ sind — diese Bezeichnung kennzeichnet den einseitigen Standpunkt der sozialdemokratischen Arbeiter —, werden zwar nicht als Mitglieder aufgenommen, verfallen aber zumeist den Einwirkungen. Unter den zahlreichen Tagesschreibern, die nicht fest angestellt sind, unter den Boten der Post und Telegraphie, den Handlungsgehilfen der kleinern und großen Geschäfte, unter Kellnern, Droschkenkutschern, kleinen Gewerbsleuten, Dienstmännern giebt es heute schon eine große Zahl offener oder geheimer Anhänger der Partei, die sich ja großenteils der letzten Ziele der Bewegung, soweit solche im Geiste der Führer vorhanden sein mögen, entschieden nicht bewußt sind, aber sich eben der Strömung überlassen. Dazu gesellen sich in den hauptsächlich von Arbeitern bewohnten Vierteln die kleinen Händler, bei denen jene ihre Bedürfnisse einkaufen, Zigarrenverkäufer, Schänkwirte u. s. w. — viele aus bloßer Selbstsucht.

Die meisten dieser Leute machen es sich nicht einmal klar, daß der Zukunftsstaat ihnen die Selbständigkeit nehmen müßte. Sie machen sich überhaupt nichts klar.

Aber die Bewegung hat diese Kreise schon längst überschritten. Unter den Buchhandlungsgehilfen findet man Anhänger der Sozialdemokratie. Je oberflächlicher ihre Bildung, je geringer die Aussicht auf Selbständigkeit, desto mehr verbohren sie sich in den Anschauungskreis.

Weiter nach oben kommen die Hörer der Hochschulen in Betracht. Je fester ein Teil sich seit Jahren dem nationalen Gedanken und der Monarchie angeschlossen hat, desto weiter hat sich eine Minderheit davon entfernt. Nicht ohne Einfluß sind die hier studierenden Ausländer geblieben, besonders Russen und Angehörige der südamerikanischen Staaten. Die erstern sind wohl durchweg theoretische Nihilisten, die andern Feinde der Monarchie. Das Spiel mit der Politik, in einem großen Teil der Studentenschaft sehr beliebt und von „alten Herren" über Gebühr unterstützt, hat nicht günstig gewirkt. Man darf nun auch nicht vergessen, daß viele Studierende der Abstammung nach den wenig besitzenden Ständen angehören und mit Not zu kämpfen haben. Selbst wenn sie tüchtig für ihr Fach arbeiten, können sie sich dem Zauber nicht entziehen, den der Gedanke einer sozialen Reform ausstrahlt. Wenn bedächtige, gefestete Männer für das Berechtigte mancher Forderung eintreten und deren Erfüllung durch Staatsweisheit und Christentum für geboten erachten, wie kann es uns Wunder nehmen, wenn unerfahrene, leidenschaftliche Jugend sich dafür erhitzt und auch Unmögliches für möglich hält? In bemerkenswerter Weise hat sich in den letzten Jahren der sozialistische Gedanke mit dem religiösen Gefühl verknüpft, das hier überhaupt an Kraft gewonnen hat. Während ein Teil der jungen Leute ganz dem Materialismus verfallen ist, hat sich bei der Mehrheit die Abwendung von demselben vollzogen, aber nicht nur, wie man etwa meinen könnte, bei Theologen oder Juristen, sondern auch bei vielen der Heilkunde und der Naturwissenschaften Beflissenen. Dieses

junge Geschlecht, das da in der Weltstadt lebt, nimmt heute mit jedem Atemzug Keime sozialistischer Gedanken in sich auf. Wie es schon der „kaiserlichen Botschaft" Wilhelms I. zugejubelt hat, so den Kundgebungen des jungen Herrschers, dessen rascher Herzschlag mit dem ihrigen übereinstimmt. So haben sich in jenem nicht geringen Teile der studierenden Jugend, die für Vaterland und Kaisertum begeistert ist, zugleich sozialistische Gedanken entwickelt und sich mit dem deutschen, mit dem monarchischen und dem religiösen Gedanken in merkwürdiger Weise verknüpft. Sicher sind diese Kreise der Jugend nicht frei von eigennützigen Strebern — solche giebt es allüberall —, aber die Mehrheit meint es ehrlich mit ihrer Begeisterung.

Bei der zweiten, oben erwähnten Gruppe ist die Entwicklung der Stimmungen anders geartet. Sie steht zum Teil noch auf dem Boden des Deutschfreisinns, neigt stark zum Kosmopolitismus, verneint den religiösen Gedanken und vielfach den monarchischen. Andere spielen nicht nur mit den sozialdemokratischen, sondern auch mit den anarchistischen Anschauungen. Kurz, die Verneinung überwiegt, und es entwickelt sich hier, wenn auch anders gefärbt und nicht durch den Despotismus von oben erzeugt, wie in Rußland, eine Spielart des Nihilismus. Willensschwache, geistig zerfahrene Jünglinge sind schon dieser Krankheit verfallen. Obwohl unfähig, das wirkliche Leben zu überschauen und die waltenden Kräfte zu erkennen, maßen sie sich mit 18—20 Jahren schon ein Urteil über alles an. Sie durchblättern philosophische, volkswirtschaftliche, naturwissenschaftliche Schriften und

finden alles „überwunden", bis nichts übrig bleibt in ihren unreifen Gehirnen, als die wortreiche Verneinung. Nur bei wenigen spricht unklarer Herzensdrang mit bei der Verurteilung alles Bestehenden. In Arbeiterversammlungen sind solche Studenten durchaus keine seltene Erscheinung unter den Zuhörern; in jüngster Zeit beginnen sie auch als Redner aufzutreten. Bei einzelnen ist der Ehrgeiz groß und sie vollenden ihre Studien und treten dann, wenn sie Rechtsanwälte oder Ärzte geworden sind, offen oder geheim den Sozialdemokraten bei. Andere verlassen, da sie schon alles zu wissen glauben, die Hochschulen und werden „Schriftsteller", die dann in Novellen, Essays und Gedichten ihre Weisheit von sich geben und Vaterland, deutschen Geist, Religion u. s. w. mit Hohn und Spott übergießen.

Ein humoristischer Zug aus dieser Geschichte der Ausbreitung des Krankheitsstoffs: in der Quarta einer Berliner Lateinschule teilen sich die 12—13jährigen Schüler nach ihrer „politischen Farbe". Es giebt Liberale, Konservative und eine Minderheit, sieben, Sozialdemokraten, die vorläufig ihre „Überzeugung" stets mit Prügeln büßen. Es sind Söhne von Handwerkern und kleinen Kaufleuten. Sie plappern nach, was sie zu Hause hören, aber das Gehörte kann und wird sich zumeist zu festen Vorstellungen ausbilden.

Die ganze Entwicklung ist unleugbar von bestehenden Mißständen des wirtschaftlichen Lebens ausgegangen, die man, geblendet durch eine falsche volkswirtschaftliche Lehre und durch Selbstsucht, hat wachsen lassen. Wirken nun auch einige schwere oder gar nicht zu beseitigende Umstände

trotz aller Wohlfahrts-Einrichtungen weiter, so sind heute längst nicht mehr die Mißstände als Hauptursache der Bewegung zu betrachten.

Heute wohnen die wirkenden Kräfte zumeist schon in der Phantasie und in dem Empfinden der untern Stände; der psychische Inhalt derselben ist zum Teil ganz verändert, zum Teil in der Umwandlung begriffen. Das gilt besonders für jenen Teil der jüngeren Arbeiter, die von großstädtischen Arbeitern abstammen und unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Anschauungen aufgewachsen sind.

Wer gerecht denkt, wird sicher gern zugeben, daß in der ganzen Bewegung auch Bruchstücke idealistischer Denkweise vorhanden sind, etwas, was man ruhig als berechtigt bezeichnen darf. Aber die Führer haben sich wenig bemüht, die Massen in der Erkenntnis dieses Berechtigten zu erziehen, sondern im Gegenteil durch alle Mittel vornehmlich die rohen Regungen geschürt. Die Einbildungskräfte sind durch Vorspiegelungen unerreichbarer Ziele mit falschen Vorstellungen erfüllt worden; man hat durch Reden und durch Flugschriften, deren Gedankengehalt gleich Null, deren Ton nur auf die Leidenschaften berechnet ist, Haß, Neid und Unzufriedenheit gezüchtet und in dem Herzen alle überlieferten Ideale zu zerstören gesucht. Ist auch, wie ich in diesen Briefen mehrmals schon gezeigt habe, ein Teil der Arbeiter trotz des sozialdemokratischen Bekenntnisses brav und ehrenhaft, so ist der andere, besonders das jüngere Geschlecht, es gewöhnlich nicht. Man darf sagen, daß in diesem das sittliche Bewußtsein oft in Grund und Boden verderbt worden ist.

Welchem der Führer ist es jemals beigefallen, auf die ethische Erziehung dieser Schicht Einfluß zu gewinnen? Wer von ihnen hat es gewagt, dieser Masse rücksichtslos die Wahrheit zu sagen? Oh, Stoff wäre genug vorhanden gewesen. Vor allem aber sind es zwei Laster: die Neigung zum Trunk und zur geschlechtlichen Ausschweifung, beide bei den jüngern und jüngsten Sozialdemokraten Berlins so verbreitet, daß sie die Gesundheit schwer schädigen. Keiner der Führer hat den Mut und die Ehrlichkeit, es auszusprechen: „Ihr seid durch eure Unsittlichkeit selber oft schuld daran, daß eure Lage eine schlechte ist.“ Das dürfen ja die Herren gar nicht; sie müssen, um sich den Einfluß zu erhalten, stets vom „unzureichenden Lohn“ sprechen; sie dürfen gar nicht darauf hinweisen, daß eine andere Lebensführung auch eine andere wirtschaftliche Lage nach sich zöge, denn was die Erde dem Antäus, das ist für sie die Unzufriedenheit der Masse: aus ihr gewinnen sie die Kraft. Möge deshalb auch das Laster viele Tausende innerlich zerstören, das gilt den Führern nichts, es ist ihnen sogar angenehm, da es die Unzufriedenheit vermehrt.

Wohl sprechen die Wortführer in Versammlungen und in Schriften von der Notwendigkeit geistiger Fortbildung. Aber was haben sie für diesen Zweck gethan? Nichts, sie müßten denn die rohen Flugblätter als Bildungsschriften ansehen, diese, die für die erdrückende Mehrheit der Arbeiter neben den Parteizeitungen die einzige „geistige“ Nahrung bilden. Diese Nahrung kann wohl Leidenschaften erregen und den letzten Rest sittlich religiöser Anschauungen zerstören, aber Verstand und

Vernunft zu bilden oder Wissen zu vermitteln, dazu ist sie unbrauchbar.

Die „Debattier-Klubs“ und die Anstalten für Heranbildung von Rednern haben ebensowenig Wert, das sind bloße Phrasenzüchtungsanstalten.

Nun giebt es, wie schon öfters erwähnt worden ist, viele brave und gutmütige Menschen unter den sozialdemokratischen Arbeitern, die auch durch die wütendsten Aufreizungen nicht aus ihrem ruhigen Gang gebracht werden. Ihre Gemütseigenart bewahrt sie eben vor Fanatismus. Andere sind aber anders angelegt und bei ihnen wirkt deshalb die Aufreizung in anderer Art und gerade die jüngern und jüngsten Elemente, an sich schon meist angefault und zuchtlos, nehmen gierig das Gift in sich auf. Und nun vollzieht sich rein innerhalb des Vorstellungslebens die Wendung zum Anarchismus, der keine Folge der wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern eine in verschiedenen Formen auftretende Geisteskrankheit ist, als deren Mutter die Sozialdemokratie gelten muß. Alle Ideen — besonders die nur halbvernünftigen — haben den Drang, sich logisch bis zur äußersten Folgerung zu entwickeln; das ist ein psychisches Gesetz. So ist der Anarchismus auch nichts als die logische Fortsetzung der Sozialdemokratie. Mögen die Führer im Reichstage noch so feierlich jede Verbindung abweisen, der innere Zusammenhang ist eine unumstößliche Thatsache und ebenso die andere Erscheinung, daß sich auch in Berlin die Zahl der Anhänger des Anarchismus stetig vermehrt und mit ihr die Zuchtlosigkeit in einem nicht kleinen Teil der Arbeiterwelt. Beide Thatsachen werden von besonnenen, besonders ältern Arbeitern mit Bedauern zugestanden.

Daß die gutgemeinten Bestrebungen von Mitgliedern höherer Schichten, unter den Arbeitern „Bildung“ zu verbreiten, von geringem Werte sind, habe ich schon erwähnt. Aber selbst gegen diese Bewegung sind die Führer fast alle eingenommen und bekämpfen sie.

Daß sich das sozialdemokratische Bekenntnis auch unter den Arbeiterinnen immer mehr ausbreitet, ist schon ausgeführt worden. Vor allem unter den Fabriksmädchen. Doch tritt hier bei den Weibern eine Erscheinung zutage, die nicht ganz des Humors entbehrt. Standesunterschiede machen sich viel stärker geltend, als unter den Männern. Anständige Näherinnen und Plätterinnen, die doch wahrlich mühselig um das Brot kämpfen müssen, haben mit „Fabriksmächens“ nicht gern zu thun, da diese zumeist als unanständig gelten. Und die weiblichen Handlungsgehilfen aller Art fühlen sich auch wieder als höhere Schicht. Meiner Ansicht nach wehrt sich im Weibe ein unbewußtes, richtiges Gefühl gegen die Sozialdemokratie viel mehr als man anzunehmen pflegt.

Zweiunddreißigster Brief.

Die religiösen und religionsfeindlichen Strömungen. I. — Die sozialdemokratischen Arbeiter und die religiöse Frage.

In ihrer Art sehr bemerkenswert ist die jetzt so stark hervortretende religionsfeindliche Strömung, die breite Schichten der Industriearbeiter durchzieht. Schon mehrmals ist die religiöse Frage in diesen Schilderungen gestreift worden. Besonders hervorgehoben habe ich sie an einer Stelle, wo ich erwähnte, daß zwar im „Programm“ der Sozialdemokraten die Religion als „Privatsache“, aber in den mündlichen Erklärungen als vollkommen überwunden und überflüssig bezeichnet werde. Aber auch Flugschriften und Bücher aus diesem Lager haben es rückhaltlos ausgesprochen, teils mit sogenannter Wissenschaftlichkeit, teils in oft gradezu unflätigem Geschimpfe. Dazu kommen noch die Erklärungen einzelner Führer, die offen bekannten, daß die Partei auf „materialistisch-atheistischem Grunde“ stehe. Der Zwiespalt in dieser Frage wie in mancher andern ist nur in der Auffassung des Kampfes zu suchen. Die Rechte der Sozialdemokratie schmiegt sich den Verhältnissen an. Innerlich fast durchweg überzeugt, daß die Religionen in die Rumpel-

kammer der Geschichte gehören, kann sie sich doch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß sie Mächte darstellen. Und solche lassen sich eben nicht durch einen Federstrich beseitigen. Es gilt also — um einen ältern Ausdruck anzuwenden — zu diplomatisieren. Wo, wie in einzelnen Bergwerksgebieten oder in Bayern, am Rhein u. s. w., besonders das Landvolk noch mit dem kirchlichen Leben enger verbunden ist und am Glauben festhält, dort umgeht man die Frage oder stellt sie als Nebensache hin; anderswo, vornehmlich dem jüngern Geschlecht in den Großstädten gegenüber, wird die Verneinung kräftig betont. Die Linke aber, darin allen Linken gleich, will von keiner Rücksicht auf die bestehende Wirklichkeit etwas wissen und predigt den bedingungslosen Kampf. So bilden sich denn auch hier Gruppen, ähnlich den „Possibilisten“ und „Progressisten“ in Frankreich, und die Jüngern stehen knapp bei den Anarchisten. In der Stellung der Religion gegenüber giebt es zwischen diesen beiden letztgenannten Gruppen keinen Unterschied. Einer hat die Wendung gebraucht: „Atheismus ist die einzige für uns taugliche Religion“ — welcher Unsinn in den Worten steckt, hat weder er noch haben es die jubelnden Zuhörer geahnt.

Wenn man solche Redner und den Beifall, den sie finden, betrachtet, dann erscheint es merkwürdig, daß die Zahl der seit Oktober 1890 aus der Landeskirche Ausgeschiedenen so gering ist. Das könnte von vielen als ein Beweis angesehen werden, daß dieser lärmende Haß gegen die Religion nichts zu bedeuten habe.

Ich will es in folgendem versuchen, die Berliner Verhältnisse in dieser Frage zu schildern.

Ein großer Teil der gewerblichen Arbeiter stammt aus kleinen Städten oder vom flachen Lande. Diese Leute haben in der Kinderzeit Religionsunterricht empfangen und sind in Verhältnissen aufgewachsen, in denen Teilnahme am kirchlichen Leben als selbstverständlich erscheint, mag sich dasselbe auch mehr äußerlich als innerlich gestalten.

Sobald die Leute als Lehrlinge und Gesellen mit der Sozialdemokratie in Berührung treten, beginnen sich die überlieferten Zusammenhänge zu lockern und hören oft ganz auf. Der junge Sozialdemokrat hat Worte aufgeschnappt, die er nicht versteht, aber er glaubt besonders frei zu werden, wenn er mit jungenhafter Rüpelei gegen Kirche und Religion loszieht und sich einen „Atheisten“ nennt. Der menschlichen Natur gemäß bleiben in ihm in einem Winkel des Herzens doch gewisse Vorstellungen lebendig. Bei seiner Gottesleugnung ist's ihm nicht recht gemütlich, wenn er auch diesen Zwiespalt in sich nicht zugesteht.

Kommt er nun in große Städte, so kann es sein, daß er sich in der Verneinung durch den Umgang mit „reifen“ Genossen immer mehr befestigt. Er wirft dann meist auch andere sittliche Bedenken beiseite, er führt oft ein liederliches Leben und verbraucht den Lohn in Kneipen und mit Fabrikmädchen. Der Verdienst reicht nicht; je schlechter die Lage wird, desto sicherer erscheint es ihm, daß nur das verfluchte Lohnsystem, das verruchte Kapital, kurz, der „Unrechtstaat“ Ursache seiner mißlichen Umstände seien. Aus dieser Geistesverfassung ergiebt sich natürlich, daß er auch die Kirchen, die Religionen für

Einrichtungen ansieht, die von den Besitzenden geschaffen worden seien, um die untern Stände in geistiger und körperlicher Abhängigkeit zu erhalten. Zur Prüfung solcher Ansichten fehlt es den Leuten an der Bildung — sie glauben einfach an sie, wie sie als Kinder an irgend ein kirchliches Dogma geglaubt haben. Von diesem Standpunkt ist nur ein Schritt zum rohesten Atheismus, denn der Gottgedanke wird in das Licht der gleichen Betrachtungsweise gerückt und erscheint dann als „eine bloße Erfindung der herrschsüchtigen Stände". Weil die maßgebenden Stände sich viele Ungerechtigkeiten haben zu schulden kommen lassen, kann es eine gerechte Weltregierung nicht geben; weil die von ihnen gepflegte Wissenschaft materialistisch ist, muß der Materialismus die Wahrheit enthalten; weil Tausende der Gebildeten und Besitzenden zwar kirchlich sind, aber nicht christlich handeln, ist alles bloße Heuchelei; weil viele Männer der Wissenschaft jede sittliche Weltordnung, jedes Geisteswalten und die Realität des Gottgedankens unbedingt leugnen, so muß es auch so sein.

Das sind die Schlüsse, die, wenn auch in anderer Form und mehr empfunden als gedacht, gezogen werden aus den Vordersätzen, die sich durch leicht zu gewinnende Erfahrung ergeben.

Alles, was in „Bildungsvereinen" und durch Bücher den Arbeitern, die wissensbegierig sind, zugeführt wird, ist von Materialismus ganz und gar durchseucht. Was die strenge, ehrliche Wissenschaft der Natur in den letzten Jahrzehnten als bloß wissenschaftliche Annahme hingestellt hat, als bloßen Verstandes-, nicht Wirklichkeitsschluß, all das ist durch Hunderte von Schriften und durch Wanderredner in die untern Schichten geleitet worden, aber nicht als Annahme, sondern als unbedingte Wahrheit. Wer mit solchen Arbeitern verkehrt hat oder verkehrt, die in sich auch ein geistiges Streben besitzen, der wundert sich über die Menge von abgerissenen Schlagwörtern, die im Gedächtnis aufgespeichert sind. Sätze aus Schriften Lassalles, Marx', Darwins, Moleschotts, Büchners, Feuerbachs u. s. w. wirbeln wie Spreu im Winde durcheinander und selbst Giordano Bruno wird als Stütze für den Atheismus angeführt — ein Beweis, daß man ihn einfach nicht kennt. Diese Menschen, deren geistiges Streben an sich unbedingt Achtung verdient, nähren sich nur von der Verneinung; zum Studium fehlt ihnen die Zeit, darum nehmen sie fast alles aus zweiter, dritter Hand und glauben daran ohne jede Prüfung, weil es der allgemeinen Stimmung ihres Gemüts entgegenkommt. Sie halten diese Bruchstücke einer geistleugnenden Wissenschaft für unantastbare Wahrheiten, für der „Wahrheit letzten Schluß"; sie schwören darauf, weil diese Sätze ihnen recht geben für alles, was ihre Leidenschaft begehrt, während die Religion ihnen innere Schranken aufrichtet. Um aber solche zu ertragen, muß der Menschengeist innerlich frei sein, mehr als man denkt, diese Menschen aber sind innerlich, ohne es zu wissen, gebunden durch Leidenschaft und durch Vorurteile.

Die Gruppe dieser Sozialdemokraten, die nach ihrer Meinung eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung besitzen, verschwindet in der Menge derjenigen, die sich einfach vom Strome treiben lassen. Sie schimpfen in der

Kneipe und in Versammlungen über Religion und vermeiden es, in die Kirche zu gehen. Aber trotz allem sind sie in der Mehrzahl doch keine Atheisten. Die materialistischen Phrasen, die man ihnen eingetrichtert hat, werden von ihnen zwar im Munde geführt, aber ihrem innern Gemüt sagen sie gar nichts. Sie empfinden in sich recht wohl eine innere Leere, einen unklaren Drang nach religiösem Leben, und das metaphysische Bedürfnis ist bei ihnen durchaus nicht erstorben. Nur die Furcht vor andern wortgewandten Genossen hält sie zumeist davon ab, dem Zug des Herzens zu folgen.

Von größter Bedeutung ist bei dieser Gemütsverfassung die Ehe.

Heiratet ein solcher Arbeiter ein echtes, großstädtisches Proletarierkind, das schon von der Frühzeit an über Religion mit Spott und Hohn hat sprechen hören, so befestigen sich seine Ansichten. Nun aber ist es merkwürdig, daß die vom Lande stammenden Industriearbeiter Fabrikmädchen nicht besonders leiden mögen. Sie unterhalten „Verhältnisse“ lieber mit Dienstmädchen, die auch zumeist vom flachen Lande oder aus kleinen Städten nach Berlin kommen. Diese „Brautschaften“ haben sehr oft üble Folgen für die Mädchen, aber sehr oft führen sie auch zur Ehe. Wenn manche dieser Mädchen auch verdorben sind, so sind sie es doch nicht in jenem Maße, wie es bei den in Berlin selbst geborenen Töchtern der Industriearbeiter vielfach der Fall ist; nicht aus angeborener Verderbtheit, sondern infolge der Wohnung- und Arbeitverhältnisse. Ein solches Dienstmädchen verzichtet weder auf die kirchliche Trauung noch auf die Taufe der Kinder.

So übt sie sehr oft Einfluß auf den Mann aus, der sich zwar nach außen hin vielleicht noch immer als Atheist geberdet, das Weib aber gewähren läßt. Diese Art von Frauen sind in sehr vielen Fällen die Ursache, daß die Männer nicht aus dem Verbande ihrer Kirche austreten; sie vor allen erhalten den Rest religiösen Lebens in diesen Ständen lebendig und pflanzen die Empfindung für dasselbe weiter fort.

Leider ist's nicht abzuleugnen, daß auch in der weiblichen Bevölkerung die Gleichgültigkeit dem Religiösen gegenüber sehr zugenommen hat. Ich komme noch darauf zurück.

Erheblich anders gestalten sich die Verhältnisse in jener Schicht der Industriebevölkerung, die sich aus Inzucht in Berlin selbst vermehrt, wenn auch Ausnahmen genug vorhanden sein mögen. Knaben und Mädchen sind früh schlechten Einflüssen ausgesetzt, schon weil sie mehr auf der Straße leben als in der Wohnung und weil sie in dieser Dinge hören und sehen, denen die Sprossen der Bessergestellten entzogen bleiben. In den großen Miethäusern der Vorstädte wohnen nicht nur thätige Arbeiter, sondern auch oft unanständige Leute männlichen und weiblichen Geschlechts. Dazu kommen die vielen Schänken, manche mit Mädchenbedienung, dann das Schlafstellenunwesen, die unterste Prostitution mit ihren Zuhältern. Die Kinder werden so früh gewitzt und oft sehr früh verderbt; selbst wenn die Eltern brav sind, vermögen sie die schädlichen Einflüsse nicht fernzuhalten.

Nun erhalten die Kinder wohl Unterricht in der Religion. Aber leider wird derselbe meistens so erteilt,

daß der Stoff nur dem Gedächtnis, nicht aber dem Gemüt überliefert wird, sodaß er gegenüber den sonstigen Einflüssen gewöhnlich wirkungslos bleibt.

Tritt nun der Junge in die Fabrik, so ist er fast immer ein schwankendes Rohr oder schon von Haus aus Sozialdemokrat. Viele Eltern lassen dem unreifen Burschen nun eine Freiheit, die über das vernünftige Maß hinausgeht. Er besucht bald Kneipen und Versammlungen und geht oft genug mit 16, 17 Jahren ein Verhältnis ein. Während dieser Jahre hat er fast nur die Weisheit der Genossen gehört, selten genug etwas anderes gelesen als Parteischriften und Schundromane. Wenige besuchen nach der Einsegnung noch eine Kirche, sodaß bald auch der äußere Zusammenhang mit dem religiösen Vorstellungskreise gelöst ist. Im Arbeitssaal in den Ruhepausen, in der Schänke oder oft auch zu Hause vernimmt er nur Spott oder hört Worte des Hasses; er nimmt vielleicht wahr, wie irgend ein nichtsozialdemokratischer Arbeiter verhöhnt wird, weil man weiß, daß er religiöse Versammlungen und den Gottesdienst besucht, wie man sich sogar über diejenigen lustig macht, die Vorträge der freien Gemeinden anhören, trotzdem diese schon auf atheistischem Standpunkte stehen.

Will man sich unter diesen Umständen noch wundern, daß ein großer Teil des jungen und jüngsten Geschlechts das Religiöse überhaupt nicht einmal der Beachtung wert hält? Daß er alle Gläubigen entweder für Heuchler oder Dummköpfe hält? Er fühlt nicht einmal das Bedürfnis, sich im Sinne jener oben geschilderten Gruppen zu „bilden“, um Waffen für den Kampf zu gewinnen; er blickt mit dem Bewußtsein roher Kraft auf die Gebildeten hinunter. Aus dieser Schichte vor allem wirbt sich die Anhängerschaft des Anarchismus, der auch hier seine Abkunft von der Sozialdemokratie nicht verleugnen kann.

Demselben Teile der Arbeiterkreise entstammt die Mehrzahl jener Frauen und Mädchen, die auch mit Atheismus prunken und deren manche schon als Rednerinnen aufgetreten sind. Bei ihren Ergüssen wird man von Mitleid mit dieser Gemüts- und Geistesstörung ergriffen, die sich in solchem thörichten Gerede kundgiebt.

Wenn also auch die Zahl derjenigen, die aus der Landeskirche ausgetreten, eine geringe ist, so ist es doch verfehlt, zu schließen, daß die Religionsfeindschaft nur auf diese wenigen beschränkt sei. Denn gefährlicher als diese erscheint mir die völlige Gleichgültigkeit allem Religiösen gegenüber, die weiter gegriffen hat, als man anzunehmen pflegt.

Diese Gleichgültigkeit geht mit wachsender Verdumpfung des sittlichen Bewußtseins Hand in Hand, und aus dieser entwickelt sich Gemütsverrohung.

Der größere Teil dieser jugendlichen Fabrikarbeiter besitzt in seinem Innern kaum einen Funken geistigen Lebens im höhern Sinne. Jeder Ausblick auf eine andere Ordnung der Dinge, als auf die sinnlich wahrnehmbare — die sie auch nicht verstehen —, ist ihnen versperrt; das Bestehende halten sie für durchaus schlecht, von dem, was kommen soll, haben sie unbestimmte Vorstellungen, die vor allem ihren Leidenschaften schmeicheln. So leben sie geistig — sozusagen — in der Luft und wurzeln sonst mit

ihrem Dasein ganz im Boden der sinnlichen Triebe. Sie arbeiten wohl, aber gar häufig mit innerm Widerstreben, ohne das Bewußtsein der Pflichterfüllung. Wenn sie dann Freizeit haben, so drängt nichts in ihnen nach einem edlern Vergnügen, sondern nur nach körperlichem Genuß. Es herrscht bei diesem Teil der jungen Arbeiter dieselbe Sittenlosigkeit wie bei der „goldenen Jugend" der besitzenden Stände, nur sind die Genußmittel roher und billiger. In verschiedenen Kneipen der stark von Arbeitern bewohnten Viertel bedienen Mädchen im „Baby"-Kleide mit entblößten Armen und ganz kurzen Röckchen die Gäste. Dieselben Regungen werden hier wie in den ähnlichen Gastwirtschaften im Westen und Südwesten geweckt und genährt und das Laster wird Gewohnheit.

Kann bei solcher Gemüts- und Geistesverfassung sich ein religiöses Gefühl erhalten? Ist's ein Wunder, wenn es bis zur Wurzel ausgerottet wird? Wenn das sittliche Bewußtsein langsam abstirbt, die wilden Ehen zunehmen, Roheit und Gewaltthätigkeit sich mehren? Wenn die Vorstellung vom Zukunftstaat in Tausenden von wirren Köpfen sich mit der Vorstellung eines ungehemmten Sinnenlebens verknüpft?

Wer mit offenem Herzen diese Verhältnisse betrachtet, wird nicht Haß und Verachtung, sondern vor allem Mitleid empfinden. Denn diese schwachen Intellekte sind nicht imstande gewesen, der Strömung Widerstand zu leisten; sie sind Opfer der sozialdemokratischen Gedanken, durch dieselben um jedes tiefere Gefühl, um jedes höhere Streben betrogen und preisgegeben dem Leidenschaftleben, in dem das religiöse Bewußtsein ersticken mußte.

Nun könnte wohl mancher zu dem Schlusse gelangen, daß die Religionsfeindlichkeit nur das Ergebnis der sozialdemokratischen Bewegung sei. Viele, besonders Geistliche, haben auch diesen Schluß gezogen. Das aber ist ein Irrtum, und ein gefährlicher, da er jedes weitere Forschen nach den wirklichen Quellen verhindert, da er gar leicht zu der Meinung, frei von Schuld zu sein, verführt und natürlich dazu drängt, sich im Kampfe falscher Waffen zu bedienen. Falsche Waffen aber liefern uns wehrlos dem Gegner aus.

Wo sind denn nun die Beweggründe zu suchen?

Dreiunddreißigster Brief.

Die religiösen und religionsfeindlichen Strömungen. II. — Einfluß der volkswirtschaftlichen Lehren auf die religiösen Anschauungen der untern Schichten. — Wie die sogenannte „volkstümliche Wissenschaft“ gewirkt hat.

Die religionsfeindlichen Strömungen haben verschiedene Quellen, wie überhaupt sehr selten eine geschichtliche Bewegung sich klipp und klar nur aus einem einzigen Grunde, nur von einer einzigen Persönlichkeit, und seien beide noch so mächtig, herleiten läßt. Es ist etwas ähnliches bei jedem einzelnen Menschen. Wenn er nach dem Grunde einer Handlung, einer Stimmung forscht, wird sich fast immer zeigen, daß sich in diesem mehrere Vorstellungen zu einer Gruppe vereinigt haben, die nur in der Willensrichtung als Einheit erscheinen.

Untersucht man nun diese Religionsfeindschaft in den untern Schichten, so mag es wohl anfänglich so scheinen, als sei sie nur aus der Sozialdemokratie hervorgegangen. Aber in Wahrheit sind gar verschiedene Anlässe mit thätig gewesen, die Bewegung hervortreten zu lassen.

Der erste waren die volkswirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich unter Einfluß der Manchesterlehre entfaltet haben. Das „freie Spiel der Kräfte“ war ebenso

eine Wahnvorstellung wie das „eiserne Lohngesetz“ eine ist, eine Schlagwort, das sich logisch ja recht gut begründen ließ. Aber das nur Logische ist noch lange nichts Wirkliches, es wird nur scheinbar zu einem solchen, wenn es Glauben findet. Die gepriesene „Selbsthülfe“, ein Kind des einseitigen Liberalismus, hat unbestreitbar ihren Wert. Aber nur ist dabei vergessen, daß zur Selbsthilfe Kraft gehört und daß im wirtschaftlichen Leben es eine Menge von Schwachen giebt, die dann dem Starken ausgeliefert werden, umsomehr, je mehr dem Staate jedes Eingreifen in das Wirtschaftsleben als Verbrechen angerechnet wird. Unter der Herrschaft jenes Dogmas vom Geschehenlassen wurde der einseitige Liberalismus befangen, selbstsüchtig, politisch und sittlich, und er machte den Staat antisozial, indem er ihn zum „Nachtwächter“ erniedrigte. Diese Haltung mußte sofort zu einer Art von Staatfeindlichkeit werden, als der Staat selber begann, sich seiner sozialen Aufgabe zu besinnen und den Glaubenssatz vom freien Spiel der Kräfte fallen ließ.

In den Jahrzehnten vorher war nun die Lage der Industrie-Arbeiter so, daß sie thatsächlich auf eine Besserung ihres Loses nicht zu hoffen hatten. Der Stand der Industrie war nicht besonders gut. Obwohl es einzelne Arbeitgeber gab, die, mancher in großartiger Weise, Wohlfahrteinrichtungen aller Art schufen, fand das gute Beispiel wenig Nachahmung, und so wuchs denn immer mehr das Mißtrauen, ja, die offenbare Abneigung gegen die Unternehmer. Ich sehe ganz davon ab, daß die reine Selbstsucht wirklich oft zur Ausbeutung der Menschenkräfte geführt hat. Sicher aber war die Meinung, daß

die Arbeiter sich selber helfen müssen und können, schon deshalb nicht geeignet, den Arbeitgeber zum Eingreifen zu veranlassen, weil sie sehr bequem war. Unter ihrem Einfluß lösten sich zumeist die menschlichen Beziehungen zwischen den beiden Teilen, die Arbeit sank thatsächlich zur Ware hinunter und verlor ihren sittlichen Wert ganz und gar. Je mehr gewerbliche Anlagen zum Gegenstande des Börsenspiels wurden, desto mehr mußte die gegenseitige Entfremdung steigen, da der Besitzer ja nur noch ein Rechtsbegriff, aber nicht mehr ein fühlender Mensch war und die Leiter vor allem darnach zu streben hatten, den möglich größten Gewinn zu erzielen.

Richtete sich nun das steigende Mißvergnügen zunächst gegen die Arbeitgeber und die Besitzenden, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß es weiterhin den Staat als solchen traf, der einfach als Beschützer der Besitzenden erschien und thatsächlich auch fast nur als solcher gelten konnte. Die vorhandenen Einrichtungen zu gunsten des Arbeiters genügten in keiner Weise, um in ihm ein Gefühl der Sicherheit zu erzeugen — in Krankheitsfällen, im Alter, ja während der Arbeit selbst war er mehr oder minder ohne Schutz. Unter solchen Umständen hätte es nicht einmal der Sozialdemokratie, die in den Anfängen stand, bedurft, um ihn innerlich vom Staatsganzen loszulösen. Er fühlte sich nur selten als Glied der Gesamtheit, die ihn stiefmütterlich behandelt und so, ohne es zu wissen, den Zusammenhang selber lockerte.

Die Gesittung- und Bildungmittel mußten ihm, da er nur wenige erreichen konnte, erscheinen als nur für

die höhern Stände bestimmt. Die sittlichen Gesetze sah er auf sich nur in geringerm Maße angewandt; die religiösen Bestimmungen, soweit sie den Verkehr unter Einzelnen und Ständen regeln sollten, wurden auf ihn gar oft nicht angewandt. So war es einfach eine psychologische Notwendigkeit, daß seine Achtung vor ihnen sich stetig verminderte. Zwischen der überlieferten und gepredigten sittlich-religiösen Weltanschauung und der Lebensübung klaffte ein Abgrund, der sich dem Blick der untern Schichten aufdrängen mußte. Das Wort war ja schön und edel, aber die Thaten waren es selten. Mußte nicht der Glaube an die Gültigkeit jener Gesetze, jener Weltanschauung immer mehr sich auflösen? War es nicht natürlich, daß die Religion als eine bloß äußerliche Einrichtung erschien, die zum Besten der höhern Schichten erfunden sei, um die Begehrlichkeit der untern im Zaume zu erhalten? Mußte nicht auch die Vorstellung Gott in Tausenden zu einem inhaltlosen Worte erblassen?

Diese Vorgänge im geistigen Leben der sogenannten Arbeiterklasse wurden durch die sozialdemokratischen Lehren nicht erzeugt, aber beschleunigt. Im Kerne ergaben sie sich als logisch notwendiges Erzeugnis aus den bestehenden Verhältnissen, als Gegenstoß auf den Druck der herrschenden volkwirtschaftlichen Ansichten, die trotz aller Bemäntelung mit Freiheitphrasen thatsächlich nur für die Starken, für den Besitzenden vom Vorteile waren.

So hatte sich Mißtrauen zu offener Feindseligkeit umgewandelt, schon damals, als man von oben das allgemeine Wahlrecht bewilligte. Das sich dieses mit der

Zeit zu einer Waffe gegen den Staat gestalten mußte, haben schon damals viele erkannt und ausgesprochen. Das Ansteigen der Unzufriedenheit und das Wachsen der Staatsfeindlichkeit wurden dadurch nicht verhindert. Es stieg auch das Mißtrauen des „vierten Standes“, der durch die Sozialdemokratie zu immer engerm Zusammenschluß geführt wurde, sich immer mehr von den andern Ständen schied und nun auch mit offener Abneigung allen Sozialreformen entgegentrat.

Er sah und sieht in ihnen nur einen Köder, nur eine Abzahlung auf das Ganze. Versöhnlicher gestimmt hat ihn das alles nicht. So ist in ihm auch die Abneigung gegen alle übrigen Einrichtungen nicht geringer geworden; der Haß gegen die Weltanschauung der Bourgeois und damit auch die Religionsfeindlichkeit hat sich eher gemehrt als gemindert.

Eine zweite Wurzel der Religionsfeindlichkeit führt zurück zu der „popularisierenden“ Wissenschaft. Man übersetzt das Wort mit „volkstümlich“, es müßte aber oft mit „verpöbelt“ wiedergegeben werden.

Vorsicht und Ruhe in Rückschlüssen aus Erfahrungthatsachen ist ein Hauptkennzeichen der Männer von echt wissenschaftlichem Geiste. Denn die Erfahrung lehrt sowohl, daß die gleichen Thatsachen in verschiedenen logischen Schlußreihen andern Wert erhalten können, als auch die Unbeständigkeit der Hypothesen.

Es ist ebenso eine unbestreitbare Thatsache, daß verschiedene der ersten Köpfe auf wissenschaftlichem Gebiete, ich nenne nur Gauß und Liebig, das Religiöse in seiner eigenartigen Selbständigkeit erkannt und anerkannt haben.

Nicht minder Thatsache ist es, daß jene Annahmen, die in den letzten 30 bis 40 Jahren die Gährung beschleunigten, die Affenabstammung, die materialistische Auffassung des Geistigen, die Auffassung des Lebens als eines nur mechanischen Vorgangs u. s. w. innerhalb der strengen Wissenschaft nicht nur nicht unbestritten dastehen, sondern zum Teil sogar als widerlegt gelten müssen.

Daß sich nun einzelne Männer des wissenschaftlichen Stoffes bemächtigten, um ihn in einer verständlichern Sprache weitern Kreisen zu vermitteln, ist begreiflich und in gewissen Grenzen wohl auch nützlich. Nun aber begnügten sie sich nicht, das Thatsächliche übersichtlich zusammenzufassen. Sie, die oft, wie z. B. Büchner, eine höhnende Verachtung der Philosophie zur Schau trugen, führten selber luftige Gebäude auf, als deren Grundstein sie jene Annahmen benützten, die für ihren Zweck am meisten tauglich erschienen. Dieser Zweck war mehr oder minder unverhüllt ausgesprochen, den Materialismus zum Herrscher zu machen, eine sogenannte rein „wissenschaftliche Weltanschauung“ zu begründen und so die Bedeutung der christlich-religiösen Weltanschauung zu vernichten. Manche dieser Sendlinge des „Stoffs“ meinten es ehrlich, andere aber benützten nur die Strömung für ichsüchtige Bestrebungen oder folgten ihr einfach, ohne sich die Mühe zu geben, selber zu denken. Vielfach verquickten sich damit politische und sozialistische Gedanken der äußersten Linken und das jüngst bei der Zusammenkunft in Halle so selbstbewußt klingende, übrigens aus dem Französischen gestohlene Wort: „Keine Autorität im Himmel und auf Erden“ ist in den Gedankengängen

dieser „volkstümlichen Wissenschaft“ oft ganz deutlich vernehmbar, bis es zuletzt als führende Melodie offen hervortritt.

Während die mechanisch-materialistische Weltauffassung jede Erscheinung des Naturlebens als Ergebnis eines Zwanges darstellt oder doch darstellen will, predigen ihre Vertreter, sobald es sich um den Menschen handelt, gegen alle Autorität. Sie möchten den Menschen „souverän“ machen. Anderseits — ein zweiter Widerspruch — nennen sie ihn ein „soziales Tier“. Je mehr aber die Einzelnen eine Einheit bilden sollen, desto mehr müssen sie von der „Souveränität“ opfern, desto sicherer müssen sich, auch wenn die alten „Autoritäten“ fallen sollten, neue bilden, die viel stärkere Zwangsmittel nötig hätten, als jene, um sich behaupten zu können. Die Verhandlungen in Halle bilden eine köstliche, ironisierende Erklärung zu dem Rufe: „Keine Autorität“ — der Redner hat die Worte: „außer der unserigen“ wohlweislich ungesprochen gelassen. Das nebenbei.

Jene Wissenschaft ist nun in vielen Büchern, darunter sehr erfolgreichen, in das Volk getragen worden; man hat von ihrem Standpunkte aus Tausende und Tausende von Vorträgen gehalten, vor Menschen, die fast alle weder Kenntnisse noch Urteilsfähigkeit besaßen. Unter dem Strich wurden in allen Zeitungen, die in die untern Schichten drangen, Stoffe des Naturwissens behandelt, aus den nach Absicht aufgefaßten Thatsachen geistleugnende Folgerungen gezogen und Annahmen als Wahrheiten hingestellt mit einer solchen Bestimmtheit, als sei darüber jeder noch so geringe Zweifel einfach ausgeschlossen.

Es sind sicher auch viele unbestreitbare Thatsachen so in weite Kreise gedrungen, deren einzelne im wirklichen Leben benutzt werden konnten; mancher wurde dahin gebracht, seine Aufmerksamkeit Dingen zuzuwenden, die er früher nicht zu beachten pflegte; mancher ist wohl auch dazu geführt worden, sich näher mit der Sache zu beschäftigen, und hat sich ein zusammenhängendes Wissen erworben. Im allgemeinen aber darf man behaupten, daß durch die Mehrzahl dieser Vorträge mit der Wissenschaft Schwindel getrieben worden ist, daß man sie zu Zwecken mißbraucht hat, die nichts mit ihr zu thun haben, daß durch sie der flachste Materialismus in das Volk hineingetragen worden ist. Unter dem Leitwort „Bildung macht frei“ hat man die gefährlichste Halb- und Viertelbildung gezüchtet, die zumeist nur aus abgerissenen Sätzen besteht. Und diese werden dann in denkensungeübten Köpfen zu Dogmen, und werden, je mehr sie andern Strebungen entgegenkommen, festgehalten durch den Glauben.

Was für Sätze nun sind es gewesen, die man in dieser Weise glaubte und glaubt?

Der Mensch ist ein Tier, das nur durch Benutzung seines Verstandes eine höhere Stufe erreicht hat. Im Leben herrscht der Kampf ums Dasein und der Stärkere gewinnt den Sieg. Das Gehirn ist der Geist, also ist er Stoff und geht mit dem Stoff zugrunde. Eine Freiheit des Willens besteht nicht, darum eigentlich auch keine Verantwortlichkeit, die nur durch das Interesse der Gesamtheit gefordert und von außen her festgesetzt wird.

Solche und ähnliche Sätze ankerten sich nun in

Tausenden von Köpfen fest, wo sie natürlich zu Schlußfolgerungen und Rückschlüssen Anlaß geben mußten. Diese aber mußten ihre Wirkungen auf den religiösen Teil des Vorstellungskreises zunächst äußern, da sie diesem vor allem sich entgegenstellten.

Mag immerhin das Gemüt sich bei vielen gewehrt haben, im allgemeinen aber wurde die kirchlich-religiöse Anschauung mindestens stark erschüttert und sehr oft ganz umgeworfen. Das geschah um so leichter, wenn die wirtschaftliche Lage schlecht war und die oben gekennzeichneten volkswirtschaftlichen Lehren im Grunde durchaus unsittliche und den wahrhaft christlichen Geist verhöhnende geworden sind. Wie hätte sich da der Glaube an eine sittliche Weltordnung befestigen können? Die Verneinung gewann scheinbar an Berechtigung; der Schwache schien dem Stärkern wirklich preisgegeben; das Religiöse mußte im Werturteil sinken, da es machtlos geworden war.

Wir sehen, wie sich die bis jetzt geschilderten Anschauungskreise gegenseitig unterstützten, wie aus ihnen unvermeidlich sich die religionsfeindliche Stimmung erzeugen mußte als Ergebnis psychologischer Vorgänge.

Aber damit sind noch nicht alle Wurzeln aufgedeckt. Wir haben noch zu untersuchen, wie sich die Kirchen der Strömung gegenüber verhielten, und wie das Beispiel der höhern Schichten gewirkt hat.

Vierunddreißigster Brief.

Die religiösen und religionsfeindlichen Strömungen. III. — Was haben die Kirchen verfehlt? — Wie das Beispiel eines Teils der Gebildeten und Besitzenden in religiösen Dingen gewirkt hat.

Die dritte Wurzel der religionsfeindlichen Strömungen ist in den Kirchen zu suchen.

Ich bemerke nochmals, daß ich nicht als Ankläger schreibe, sondern als Berichterstatter, der ohne Vorurteile die Erscheinungen untersucht und nach Maßgabe seines Wissens der Wahrheit dienen will, soweit er sie erkannt zu haben glaubt. Möge darum niemand in Worten, die ihn unangenehm berühren, die Absicht zu beleidigen vermuten.

Die Kirchen der christlichen Bekenntnisse haben das Anschwellen des materialistischen Geistes zu wenig beachtet und es selten und nicht mit richtigen Mitteln bekämpft. Es fehlt dazu auch jede Vorbereitung, denn in beiden christlichen Bekenntnissen ist nach einer Richtung hin die Erziehung schon im Beginne verfehlt. Die Theologen, besonders die in Priesterhäusern erzogenen, erhalten zumeist eine ganz einseitige Fachbildung, sodaß ihnen das Wesen jener Zeit, in der sie wirken, deren Strömungen

sie zuweilen bekämpfen sollen, vollkommen fremd bleibt. Sie sollen von Beruf aus z. B. die Gedanken des Materialismus bestreiten, kennen aber dessen Erscheinungsweisen nicht. Sie wissen nichts von Berechtigung und Übertreibungen naturwissenschaftlicher Annahmen, fremd ist ihnen die Entwicklung der Volkswirtschaftslehre; man lehrt sie nicht einmal gründlich Psychologie und Erziehungkunde. Der Feind läßt sich nur mit eigenen Waffen bekämpfen, nur auf seinem Gebiete; man muß seine Gedankengänge und Irrgänge kennen, um imstande zu sein, ihnen zu folgen und die Schwächen aufzuweisen. Das ist fast gar nicht geschehen. Man hat einerseits den Feind gar nicht beachtet, ja, ihn selbst dort, wo er das Recht hatte, gehört zu werden, verachtet — oder man kämpfte mit falschen, vielleicht mit stumpfen und verrosteten Waffen. So verlor das Priestertum im allgemeinen jeden Zusammenhang mit der Zeit und damit das Verständnis ihrer Wahrheiten und Irrtümer. Damit aber schuf es unmittelbar und selber Feinde der Religion an sich.

In der Berufsübung trat das Dogma immer stärker zutage, weil man nur zu oft dessen Werdegang vergaß, dessen psychologische Entwicklung nicht begriff. Die Vorbedingung des Glaubenssatzes ist eine Erregung des religiösen Gefühls, eine besonders geartete Stimmung des Gemüts. Es sucht für seinen I n h a l t nach F o r m und findet diese mit Hilfe der Einbildungkraft in einem B i l d e, das etwas b e d e u t e t, aber dieses Etwas n i c h t e r s c h ö p f t. In der Weiterentwicklung übernimmt der Verstand die Führung, mit Hilfe der Logik baut er nun Schlüsse, die

den Ausgangspunkt so behandeln, als sei er nicht nur ein Deutbild (Symbol), sondern ein Wirkliches. In diesen Schlüssen ist nun nicht mehr das ursprüngliche religiöse Gefühl lebendig — wenn es sich ihrer auch bemächtigen kann. Darum aber geschieht es auch, daß Dogmen, je ferner sie vom Ausgange stehen, um so weniger auf die Gemüter innerlich wirken, daß sie meist nur vom Gedächtnis aufgenommen werden und darum auf das sittlich-religiöse Verhalten des Einzelnen keinen Einfluß ausüben.

In jener Einrichtung der Kirchen, die Gelegenheit zum Kampfe gegen Zeitirrtümer geboten hätte, in der Predigt, machte sich leider nur zu oft das Dogma allein geltend. Die Berufung auf das Menschengemüt, diesen Mutterboden der religiösen Vorstellungen, trat zurück oder verschwand oft gänzlich, sehr oft vielleicht nur, weil vielen Priestern bei ihrer Unkenntnis des Seelenlebens der Schlüssel zu den Menschenherzen fehlte. Der Glaube hat gar oft die Liebe geknechtet; besonders in einzelnen Richtungen des Protestantismus, die sich den „guten Werken“ fast feindlich bezeugten, zum Unterschied vom Katholizismus, der wieder in der Auffassung der guten Werke vielfach in Irrtümer verfallen ist.

Bei kleinern Gemeinden, besonders auf dem Lande und in kleinen Städten, ließen sich die menschlichen Beziehungen zwischen Priester und Gemeinde aufrecht erhalten bis zur Gegenwart, viel weniger in großen Orten, am wenigsten in einer Weltstadt wie Berlin. Der Zusammenhang lockerte sich immer mehr und ging oft, besonders bei den Industriearbeitern, ganz verloren. Hier hat weder Protestantismus noch Katholizismus richtig

gehandelt, wenn auch der letztere sich oft rühmt, daß katholische Länder von der Sozialdemokratie freier geblieben seien. Ein Blick auf Belgien und Frankreich bestätigt das Gegenteil; Spanien kommt wegen des geringen Gewerbfleißes nicht in Betracht.

Die „innere Mission" hat gewiß, ebenso wie die ihr entsprechenden katholischen Vereine (Vincenz- und Bonifacius-Verein) vielfach mit großer, anerkennenswerter Opferwilligkeit Gutes gestiftet. Es liegt mir fern, das Verdienst zu schmälern. Aber eine Thatsache bleibt für Berlin unleugbar bestehen: die Sendlinge der innern Mission haben in den Kreisen der Fabrikarbeiter sehr wenig erreicht, ja, sie gelten zumeist als komische Erscheinungen, über die man sich lustig macht, wie ich mit eigenen Augen es mehrmals gesehen habe. Gewisse Wohlthaten werden ja angenommen, aber eine erziehliche Wirkung haben sie selten, und ich glaube kaum, daß ein Sozialdemokrat sich ihretwegen von seinen Ansichten abbringen läßt. Die übrigen Bestrebungen von hochkirchlicher Seite haben nur kurze Zeit in einzelnen Stadtvierteln die Sozialdemokratie etwas eingedämmt; der Erfolg hat nicht lange gedauert.

Die ungleiche Behandlung von arm und reich bei Spendung der kirchlichen Gnadenmittel hat in Berlins untern Schichten oft böses Blut gemacht. Die Religion, die alle Menschen vor Gott gleich hinstellt, ist in der Amtsübung der Priester sehr wenig demokratisch. Den Höhepunkt erreicht die fabrikartige Lieferung von Gnadenmitteln bei den Massentaufen und Massenverehelichungen. Hier drängte sich der Unterschied von arm und reich in

verletzender Gemütlosigkeit in das Bewußtsein der untern Stände. Das läßt sich nicht einmal durch den Mangel an Kräften rechtfertigen.

Aber auch Streitigkeiten zwischen den Bekenntnissen und innerhalb derselben haben das Ansehen der Religion schwer geschädigt. Der Sachlage nach vornehmlich im Protestantismus. Man hat scheulos mit Waffen gekämpft, deren Anwendung den Grundgedanken des Christentums schlechthin verneint. Die streng kirchlichen wie die freiern Richtungen haben gleichmäßig gesündigt. Das geschah zumeist so öffentlich, daß es auch den untern Volksschichten nicht verborgen bleiben konnte.

Sogar die Kenntnis von den Kämpfen innerhalb der wissenschaftlichen Theologie sickerte hinunter, viel tiefer als man denkt. Die Gegensätze auf dem Gebiete haben sich sehr zugespitzt; bei manchen Vertretern dieses Wissensgebietes ist das Religiöse erstarrt, bei manchen hat es sich verflüchtigt bis zum bloßen „anthropologischen Problem". Die Versuche, es durch Logik zu stützen, haben wenig Bedeutendes hervorgebracht; die richtige psychologische Begründung hat man kaum versucht.

Es ist nicht zu bemänteln: es giebt Theologen, bei denen der Gottesbegriff jeder Wurzel im Gemüt vollständig entbehrt, die eigentlich religiösen Beweggründe im Gefühl erloschen sind und in deren Schriften „Gott" nur mehr als leeres Wort herumgespenstert. Brocken derartiger Erörterungen verirren sich in die Tageszeitungen und zuletzt tauchen sie als Wortbomben in Versammlungen religionsfeindlicher Sozialdemokraten auf. Die streng kirchlich-gläubige Theologie ist aber ebensowenig geeignet, die

Sache Gottes zu fördern; sie kann das Glaubenssystem lehren, aber der Glaube für sich ist noch nicht die Religion.

Die letzte, aber nicht kleinste Sünde, muß in der Art gesucht werden, in der den Kindern der Glaubensstoff vermittelt wird. In Zeiten, wo das öffentliche und häusliche Leben mehr kirchlich gefärbt war, mochte es genügen, den Stoff äußerlich dem Gedächtnis zu übermitteln. Heute aber ist's, besonders in Großstädten, ein Verbrechen an der Religion, wenn man sie so lehrt wie es geschieht, im Protestantismus noch dazu in einer zum Teil so veralteten Sprache, daß die Kinder, trotz aller Erklärungen der Lehrer, den Sinn nicht fassen. Alle Väter können die gleiche Erfahrung machen, wie die Kinder Glaubenssätze, Lieder und Sprüche, ohne die Worte klar fassen zu können, mit Mühe sich zu eigen machen. Aber die religiöse Empfindung, die Ahnung des Zusammenhangs mit Gott und dem Göttlichen bleibt fast ungeweckt. Zuletzt sei der Mißbrauch der Bibel erwähnt. Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht begreifen wird, wie man je das unverkürzte alte Testament Kindern hat in die Hand geben können, Kindern der Großstädte vor allem, die alles Häßliche und Unreine sich, soweit sie es verstehen, aussuchen und einander auf die anstößigsten Stellen aufmerksam machen. Darin handelt der Katholizismus viel weltklüger.

Kurz: Die Kirchen haben im allgemeinen es nicht verstanden, die ihnen durch die Zeit gestellten Aufgaben zu begreifen und zu erfüllen, sonst flutete nicht plötzlich von unten her die Schmutzwelle des blödesten Atheismus gegen sie heran.

Haben aber zuletzt wir, die Gebildeten und Besitzenden, unsere Aufgabe dem Religiösen gegenüber erfüllt? Ist unser Leben in Wort und That ein solches gewesen, daß es hätte den untern Ständen zum Vorbild dienen, in ihnen das Bewußtsein jenes brüderlichen Zusammenhangs erhalten können? Tausende haben es gethan, Hunderttausende nicht.

Für viele galt das Religiöse als ein Überwundenes. Aber aus Weltklugheit stellten sie sich mit der Kirche auf den Besuchfuß. Es erschien ihnen als „schicklich“, sich den äußern Formen zu fügen. Außerhalb dieses beschränkten Kreises handelten sie nur, wie Leidenschaft und Ichsucht es vorschrieben. Ihr ganzes Christentum war Scheinwesen und selbst das Gute, das sie thaten, wurzelte nicht im Bewußtsein sittlich-religiöser Verpflichtung, sondern im gesellschaftlichen Schicklichkeitsgefühl, in der Eitelkeit oder bestenfalls in einer mattherzigen Empfindsamkeit, die sich mit der Vorstellung von fremdem Elend abfinden will, um ungestörter die Vorteile der eigenen Lage genießen zu können.

Mit diesem versteckten Materialismus wuchsen in weiten Kreisen die Überschätzung der äußern Güter und die Genußsucht, die besonders in Großstädten, am meisten in Berlin, gradezu aufreizend und zugleich verführend wirken mußte. Sie weckte Nachahmung in den untern Schichten, wo sie sich vergröberte, und weckte zugleich Haß und Neid.

Ebenso verlor das Wohlthun seine Weihe durch das Herz. Man sang, tanzte, lachte und „flirtete“ zu wohlthätigen Zwecken. Es ist aber nicht gleichgültig, wie die

Mittel zum Wohlthun zusammenkommen; diese Art wirkte wenigstens in Berlin nicht versöhnend.

Anderseits trat die Religionsfeindlichkeit ohne jede Umhüllung hervor. Was andere nur dachten, sprach man hier unverhüllt aus: die Religion ist eine ganz veraltete Einrichtung; wie es keine Seele giebt — außer als „Leben" im physiologischen Sinne —, so giebt es keinen Gott, deshalb keine Beziehung zwischen beiden, deshalb keine Religion. Möglich ist nur eine Moral, die sich auf einem mechanischen Wege durch den Ausgleich der wirkenden Einzelkräfte innerhalb der Gesellschaft ergiebt.

Mochten sich diese Ansichten auch bei sehr vielen mit einer achtungswerten Lebensführung verbinden, so dienten sie doch noch öfter als innere Begründung des sittlichen Materialismus, der nichts kennt, als das Ich und dessen Befriedigung. Auch er trat vor allem in Berlin im Geschäfts- und Genußleben, am stärksten nach den tollen Jahren der Gründerzeit hervor. Und grade das Treiben seiner Gefolgschaft, die sich aus allen höhern Ständen zusammensetzte, war am meisten sichtbar, während das Leben der sittlich gesunden Geister naturgemäß nicht so in das Licht des Tages und vor die Menge hintrat.

So kann es nicht verwundern, wenn die untern Stände an die „Religion" der obern nicht glaubten, und wenn sie nach den Thaten derselben urteilen, wo nicht schon das Wort ihnen zum Beweise diente, daß ja die Gebildeten und Besitzenden auch nur ein Scheinchristentum oder gar keinen Glauben mehr besaßen.

Überblickt man die vier Hauptwurzeln, deren Ursprung ich zu verfolgen bestrebt war, so verliert die Religionsfeindschaft eines Teils der handarbeitenden Stände alles Überraschende und es wird offenbar, daß sie allein genügen, die Erscheinung zu erklären, und daß die Sozialdemokratie nur als Hebamme thätig gewesen sei. Offenbar wird, daß wir Vertreter der Bildung oder des Besitzes — stets Ausnahmen zugestanden — einen größern Teil der Schuld tragen, als wir gerne zugeben.

Daß manche der Ursachen heute erkannt worden ist, beweist die Sozialreform, an der die besten Kräfte des Volks mit der Regierung und dem Herrscher gemeinsam arbeiten und weiter arbeiten werden.

Aber zu ihr muß sich, wenn sie nicht Stückwerk bleiben soll, aus den Kreisen der Bildung, des Besitzes und der Macht eine sittlich-religiöse Erneuerung und Vertiefung gesellen.

Überschauen wir die heutigen Verhältnisse, so ergiebt sich, wie ich glaube, nach meiner Schilderung, das Recht zu meinem Ausspruch: wir haben es nicht nur mit einer wirtschaftlichen, sondern noch mehr mit einer psychischen Bewegung zu thun. Nun hört man wohl, daß geistige Waffen allein den Sieg erringen können. Das Wort ist zu einem geflügelten geworden. Auf den vorliegenden Fall hat man dessen Berechtigung bis jetzt noch nicht untersucht.

Fünfunddreißigster Brief.

Geistige Waffen. — Sind sie anwendbar? — Was ist noch zu thun? — Die stärkste Waffe.

Unsere menschlichen Wahrheiten haben die Eigentümlichkeit, halb unrichtig zu sein. Das gilt auch von dem Ausspruch, den man heut in Beziehung auf die Sozialdemokratie häufig angewendet hört: Ideen können nur mit geistigen Waffen bekämpft werden. Der Satz ist unbestreitbar, so lange die Ideen nur in der geistigen Luft wohnen, über dem Getriebe der greifbaren Wirklichkeit. Wer sie dort bekämpfen will, muß auch wieder geistige Truppen absenden, da sich sonst die Kämpfer nicht auf gemeinsamer Walstatt begegnen können.

Wohl hat es von je auf gewissen rein geistigen Gebieten Kämpfe gegeben, die sich eben nur im Äther des Gedankens abspielten, ohne etwas an der Lage der wirklichen Welt zu ändern. Aber selbst die geistigsten Gedanken haben oft in sich den Drang nach Verkörperung in der Welt der Thatsachen, sie streben nach **Macht**. Dieses Streben verändert nun ihre Wesenheit beträchtlich, indem sie aus dem Haupte in das Herz niedersteigen, müssen sie einen Bund mit dem Willen schließen. Der

Wille aber weckt sofort *Leidenschaften*. Wie die wirkliche Welt eben beschaffen ist, sind es nicht die reinen Ideen, die da wirken, sondern die Leidenschaften, und sie werden es umsomehr, je mehr sich die Ideen an die *Menge* wenden. Gewiß giebt es in dieser eine nicht geringe Anzahl von begabten, wenn auch vielleicht meist ungeschulten Menschen, die imstande sind, durch *vernünftige* Erwägungen die Leidenschaft in das richtige Strombett zu leiten, sodaß sie zwar als *bewegende* Kraft erhalten bleibt, aber ihr *zerstörender* Urtrieb gebändigt wird.

Diese Anzahl aber bleibt stets in der Minderheit, die überwiegende Mehrheit besitzt jene leitende Vernunft nicht, sondern verfällt immer mehr in den Bann der Leidenschaft. Alle niedern Triebe werden entfesselt; die Gärung steigt zu blindem Grimm. Und hat dann die Menge erst einmal das Bewußtsein ihrer rohen Kraft gewonnen, dann kommt über sie der Blutrausch; die „Gemäßigten" fallen und über sie hinweg braust in rasendem Zerstörungstaumel die Woge der vernunftlosen Naturkraft und tötet die „Idee" oder vertreibt sie wieder in das Reich des abgezogenen Gedankens. Dann aber kommt das eiserne Gesetz wieder zur Geltung: die rohe Kraft, ledig der leitenden beschränkenden Vernunft, geht an sich selbst zugrunde. Vielleicht zeigt dann eine zertrümmerte Kultur und vernichtete Gesittung den Schauplatz des erschöpften Kampfes. Oder mitten aus den Wirren der Zeit taucht eine Gestalt mit eisernem Willen auf, setzt der Gewalt doppelt Gewalt entgegen und bändigt die Menge unter Zustimmung auch derjenigen, die vor dem

Ausbruch mit den „neuen Gedanken" gespielt haben, ohne die letzten Schlüsse aus denselben zu ziehen.

Es ist eine müßige Frage, woher die Sozialdemokratie gekommen sei. Man kann ja sagen, daß die Grundsätze derselben in Frankreich zuerst eine schrifttümliche Gestalt gewonnen hätten. Der Code de la Nature des Geistlichen Morelly ist ja schon 1755 erschienen, und ein Adeliger, G. de Mably, war es, der schon 1748 Gedanken verfocht, in denen fast alle Sätze der heutigen Sozialdemokratie im Keime, viele vollkommen ausgestaltet enthalten sind. In demselben Jahre, wo Mablys Hauptwerk „De la législation" herauskam, 1776, erschien in England Smiths Buch, dessen Erfolg bekanntlich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stieg. Auf demselben Boden entstanden die Bestrebungen eines Robert Dale Owen, die vielfach vollkommen das enthalten, was später und heute die Anarchisten anstrebten und anstreben: Gemeinbesitz, Auflösung des Staats in kleine Fabrikgemeinden u. s. w. So könnte man wieder meinen, daß England Hauptquelle der Bewegung sei. Aber auch Italien, Deutschland, Rußland haben das ihrige beigetragen, zuletzt Nord-Amerika. Es ist eben ein Beweis von Kurzsichtigkeit, die Schuld einem Lande oder gar einem Volksstamm (wie März 1890 im preußischen Abgeordnetenhause), den Juden aufzubürden, weil etwa die Gebr. Rodriguez, Marx, Lassalle und Andere Juden von Geburt waren. Mit größerem Recht könnte man die Schuld auf die Dampfmaschine schieben. Das erste Dampftriebwerk, das Massenarbeit ermöglichte, hat das Industrie-Zeitalter eingeleitet und jene Verhältnisse begründet, aus

denen später die sozialdemokratischen Gedanken sich mit Naturnotwendigkeit entwickeln mußten.

Die Gerechtigkeit hat uns gezwungen, mehrmals anzuerkennen, daß vielenorts durch die Selbstsucht der Arbeitgeber an den Arbeitern gesündigt worden ist, und einzelne Beispiele edlerer Denkungsart bis in die neuere Zeit nicht viel Nacheiferung erweckten. Aber das „Laissez faire, laissez aller" beherrschte die Geister und so zerrissen allmählich alle menschlichen Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitern. Unter dem Vorwand, daß die Freiheit des Arbeiters unantastbar sei und Selbsthilfe allein seiner Menschenwürde entspreche, wurde die Menschenkraft oft rücksichtslos ausgebeutet. Unrecht aber erzeugt Unrecht, Lieblosigkeit den Haß. Wenn wir die Sünden im feindlichen Lager verurteilen wollen, müssen wir den Mut haben, die eignen vorher unumwunden zu bekennen.

Vergleichen wir nun die Stimmung, die in den sozialdemokratischen Kreisen herrscht mit den allgemeinen Sätzen, die am Eingang unsrer Betrachtung stehen.

Als erstes Ergebnis tritt uns die Thatsache entgegen: die Zeit des rein geistigen Kampfes liegt Jahrzehnte hinter uns. Wer das Schrifttum des Sozialismus kennt, weiß, welcher Schwärmergeist darin oft zutage getreten ist. Am klarsten tritt das überall dort hervor, wo der Sozialismus als eine Art von Religion sich darstellt, besonders in der Gedankenbewegung, die man als Saint-Simonismus bezeichnet und die sich von Anfang des Jahrhunderts bis etwa 1839 erstreckt, in welchem Jahr Blancs „Organisation du travail" erschienen ist. In ihm herrscht noch, trotz der Erkenntnis

der zu lösenden Aufgabe, ein oft gradezu weltflüchtiger Idealismus. Der Sozialdemokrat von heute, dessen Geist gewöhnlich mit flachmaterialistischem Gedankenhäcksel genährt worden ist, bräche in ein Hohngelächter aus, wenn er z. B. „Nouveau Christianisme" läse, wo das einleitende Gespräch zwischen dem Anhänger des Alten und dem „Neuerer" (novateur) beginnt, wie folgt:

Der Konservative: Glauben Sie an Gott?

Der Neuerer: Ja, ich glaube an ihn.

Der Konservative: Glauben Sie an den göttlichen Ursprung des Christentums?

Der Neuerer: Ja.

Die Grundsätze, um die sich das „neue Christentum" bewegten, erweckten heute zumeist nur Spott. Sie lauteten:

„Les hommes doivent se conduire en frères à l'égard les uns des autres" und

„La religion doit diriger la société vers le grand but de l'amélioration la plus rapide du sort de la classe la plus pauvre."*)

Was ist der großen Massen der heutigen Sozialdemokratie die Religion?

Seitdem hat sich, begründet in dem Wandel, den die Lehre durch L. Blanc, später durch Marx, Engels u. s. w. erhielt, der tiefgehende Umschwung vollzogen; die „Gedanken" sind aus ihrer luftigen Heimat in die Willenswelt hinabgestiegen; die Lehre hat thatsächliche Macht gewonnen, die Leidenschaften sind geweckt.

*) „Nouveau Christianisme" (Paris, au bureau du „Globe". 1832). Seite 20.

Stets muß man, um die mögliche Wirkung von Gedanken berechnen zu können, die geistige Verfassung derer feststellen, von denen sie aufgenommen werden.

Es ist nun schon zugestanden worden, daß es auch in den sozialdemokratischen Arbeiterkreisen geistig begabte Menschen giebt, die rein leidenschaftliches Bildungsstreben besitzen. Selten jedoch ein ruhiges Denken. Woher nehmen sie ihren Erfahrungsstoff, den sie verarbeiten zu ihren abgezogenen Schlüssen? Aus ihrem eignen Kreise. Sie sehen da teils wirkliche Mißstände, teils solche Verhältnisse, die von ihnen ungerechterweise als von der Gesellschaft verschuldet angesehen werden und doch im Wesen des Menschlichen begründet sind. Sie leiden mit den Leidenden — bestenfalls —, leiden vielleicht selbst und suchen nun zu bessern Verhältnissen zu gelangen. Der übrige Teil des Gesamtlebens des Volks ist ihnen vollständig fremd oder nur selten bruchstückweise bekannt. Sie sehen nicht, daß größerer Besitz, höhere Bildung, geistige Arbeit wieder mit einem Maß von Leiden verknüpft sind, das zwar für die äußere Anschauung minder groß erscheinen mag, in Wahrheit aber mindestens ebenso schwer zu tragen ist, vielfach aber die Tiefen des Gemüts und des Geistes noch mehr aufregt. Daß die „Besitzenden" — und dazu rechnen sie jeden, der nicht körperlich arbeitet — auch des Mitleids wert sein könnten, diese Vorstellung kommt kaum zu einem. So sehen sie nur die Krankheiten an einem Gliede und beachten den andern Körper nicht. Als Heilmittel nehmen sie nun die „Lehre", die, selbst wenn man sie als logisch aufgebaut gelten läßt, ideologisch ist durch und durch, d. h. ein

bloßes Gedankenwerk, das schon in seinen Grundzügen der Natur widerstreitet. Es giebt keine Gleichheit; wäre sie dennoch künstlich für einige Zeit zu verkörpern, dann könnte es keine Freiheit geben, da sich aus dieser Ungleichheit erzeugen müßte. Wäre die unbedingte Freiheit zu verkörpern, müßte man sofort auf die Gleichheit verzichten, denn das Maß der Kraft gestaltete sich zum Maße des Rechts. Soll gar ein Staat auf Freiheit und Gleichheit errichtet werden, dann ist es ein Wolkenbau; denn die Gleichheit fordert den Verzicht auf den größten Teil jener sogenannten Freiheit; sie machte jede vernünftige Leitung, die niemals ganz des Zwanges entbehren kann, unmöglich. Da aber dieser Staat ja doch mit Menschen aufgebaut werden soll, kann er die Leidenschaften nicht ausschließen. Und diese, die heute jenen Staat für sich verlangen, die gleichen Leidenschaften müßten ihn wieder zerstören, da er, obwohl in der Lehre mit so viel naturwissenschaftlichen Lappen aufgeputzt, der Natur einfach Hohn spricht und dem Geisteswesen der Menschheit ebenfalls.

Nun sind auch diese geistig begabten Schwärmer und Ideologen von Leidenschaft beherrscht, mancher von ihnen von Selbstsucht und brennendem Ehrgeiz getrieben, andere so sehr von ihrer „Lehre“ befangen, daß sie außerhalb dieses Gedankenkreises vollkommen blind sind.

Wie denkt man sich nun den „geistigen Kampf“ mit ihnen? Ist's überhaupt denkbar, daß man sie durch Wort und Schrift von der Unrichtigkeit ihres Denkens, von ihren Fehlschlüssen überzeugen könnte? Würden sie etwa belehrende Schriften lesen? Wohl kaum einer. Wie will man denn aber dann den geistigen Kampf mit ihnen ausfechten, wenn sie aus ihren Verschanzungen überhaupt nicht herauskommen? Wenn sie gar oft mit dem Starrsinn der Halbbildung es überhaupt ablehnen, einen Gegner nur ruhig anzuhören?

Mit dieser Gruppe ist also der geistige Kampf nicht möglich.

Betrachten wir eine zweite, jene der sonst ruhigen Arbeiter, die jedoch mehr oder minder unter dem Zwange der Genossen stehen, teils, weil sie von der Lehre eine bleibende Besserung ihrer Lage hoffen, teils, weil ein falsches Ehrgefühl es ihnen als Pflicht vorspiegelt, sich von den „Genossen“ nicht zu trennen. Man findet in dieser Schicht mit die besten Vertreter der Arbeiterkreise: fleißige, ehrliche Menschen von gutmütiger Sinnesart, brave Gatten und Väter, Leute, tüchtig in ihrem Fach. Sie sind an sich durchaus nicht umsturzsüchtig, aber leider durch die ihnen stets vorgesprochenen „Grundsätze“ im Denken und Fühlen irregeleitet. Das klingende Wort macht auf ihren etwas schwerbeweglichen Geist tiefen Eindruck, und jedes Übel, das durch ungünstige materielle Lage über sie verhängt wird, gilt ihnen als Bestätigung der „Lehre“. Wohl mögen nun einzelne von ihnen klaren Vernunftgründen zugänglich sein, aber wer vermöchte solche jedem dieser Schicht zu vermitteln? Ihre geistige Nahrung schöpfen sie doch zumeist nur aus den Zeitungen und Flugschriften ihrer Sippe oder aus Gesprächen mit „vorgeschrittenen“ Genossen. Alles andere wird abgelehnt, denn es kommt ja doch nur aus den Kreisen der „Besitzenden“ und „Genießenden“, es will den Arbeitern nur

Sand in die Augen streuen. Glaubt nun jemand wirklich, daß sich dieser Wall von Vorurteilen durch billige Schriften brechen lasse? Sie werden einfach nicht gekauft und, wenn geschenkt, nicht gelesen oder verspottet. Wie stellt man sich also in diesem Falle den geistigen Kampf eigentlich vor? Unsere Einbildungskraft ist zu schwach, um der Forderung zu genügen.

Nun die dritte Gruppe. Sie wirbt sich zumeist aus den Arbeitern der großen Mittelpunkte des Gewerblebens an, zu dem größten Teile aus solchen, die als Kinder von Arbeitern unter stetem Einfluß der sozialdemokratischen Strömung, man darf sagen, als echte Proletarier aufgewachsen sind. Oft von Kindheit an ohne jede innere Einwirkung religiös-sittlicher Gedanken groß geworden und Zeugen von Elend, Laster, Liederlichkeit, dabei gewitzte Kinder der Groß- oder Weltstadt, so treten sie schon als halbwüchsige Jünglinge in die Reihen der Sozialdemokratie. In ihrer Geistesverfassung sind sie zuerst Opfer der Verhältnisse, vielleicht verderbt durch Beispiel, verroht durch Mangel an Erziehung. Und in diese anfangs beklagenswerten Gemüter, denen oft jeder Glaube an ein Höheres fehlt, fallen nun wie lohende Blitze die prunkenden Worte der neuen Lehre. Es ist ein unwandelbarer Zwang in der Menschennatur: sie muß ihrem Wesen nach etwas glauben. Und so wird die Lehre Glaubenssache, wird mit der Leidenschaft verschmolzen unter der Stichflamme der Begierden, des Hasses, der Genußsucht — selten nur bemächtigt sich in solchen jungen Großstadtpflanzen ein schwärmerischer Idealismus des neuen Glaubens, denn die Verhältnisse und Einflüsse der

Umgebung machen eine solche reine, wenn auch irrende Begeisterung zu einer seltenen Erscheinung.

Wie sich in den höheren Ständen Vorurteile erzeugen, so auch hier. „Die Besitzenden sind Ausbeuter, sie genießen, trinken feine Weine, essen gute Sachen, ziehen sich schön an und thun nichts oder nur Scheinarbeit. Wenn sie für den Arbeiter zu sorgen vorgeben, ist's bloße Wortmacherei, denn diese Leute sind ja durchweg selbstsüchtig, von Lastern durchseucht, begierig nach Herrschaft. Sie mästen sich von unserm Schweiß und Blut und verzehren, was uns gehört, was wir, wir allein geschaffen haben. Gott und Religion, Staat und Gesetz, Eigentum und Geld, Ehe und Familie u. s. w., das sind alles nur Einrichtungen, die von den Besitzenden erfunden wurden zu dem Zweck, um ihre Vorrechte zu beschützen und die Enterbten im Zügel zu erhalten."

Es bringt zuweg die allergrößte Wirrnis
Ein Wahrheitskorn in einem Scheffel Irrnis.

Die ganze Weltanschauung dieser Menschen — die meisten besitzen von ihr übrigens nur ein dumpfes Gefühl — zeigt einiges Wahre mit sehr viel des Schiefen und Falschen so verknotet, daß eine Scheidung einfach nicht möglich ist. Eine Kluft hat sich zwischen diesem Teil des Volkes und dem andern, der doch die Mehrheit bildet, aufgethan, soweit, daß sie uns andere überhaupt nicht mehr verstehen. Wohl haben wir viele Worte gemeinsam, aber diese decken ganz verschiedene Begriffe.

Nun aber vergegenwärtige man sich, daß diese Halbgedanken und unklaren Verstellungen ihren Mutterboden in den Leidenschaften haben, in Trieben und Begehrungen;

daß diese durch die Verhältnisse meist auf wenig reine Ziele gerichtet sind. Im Hintergrund der Worte, die so gut klingen, lauern Neid, Genußsucht, Haß, oft in ihren rohesten Formen, weil diese Gruppe eine wahrhaft veredelnde Erziehung hat gar nicht erhalten können. „Mitgenuß an allen Kulturgütern", so lautet die eine Forderung der Lehre. Gut und schön. Aber hat diese dritte Gruppe von echter Kultur überhaupt eine Vorstellung? *Nein.* Als Kultur erscheint ihr wohl Genuß, aber nicht auf Höheres, sondern nur auf das Sinnliche ist das Streben gerichtet und von dem Adel der Arbeit besitzen die wenigsten eine Vorstellung.

Eine schöne Frau der höhern Stände ging unlängst durch eine Straße Berlins. Ein Rudel junger Arbeiter kam ihr entgegen; einige riefen sich zotige Bemerkungen zu, andere drängten sich an die Frau, die erschreckt vom Bürgersteig auf den Fahrdamm flüchtete, und da schrie ihr einer mit gemeinem Lachen nach: „Jotte doch, thun Sie man nich so! Et wird nich mehr lange dauern, *dann jehören alle feinen Damens uns.*" Und die andern Burschen brachen in johlendes Gelächter aus.

Ein Fall, wird man sagen, beweist nichts. Ja, aber es ist eben einer von vielen ähnlichen.

Man gehe zu den Stunden, wo sich die Arbeitsstätten entleeren, in die Straßen der Vorstädte. Dann betrachte man sich aufmerksam, aber unauffällig die Gesichter. Da sind einige: festgebaute, intelligente Stirnen, lebhafte, feurige Augen mit etwas unruhigem Blick; das sind die Begabten der ersten Gruppe. Wieder andre: mehr schlaue, als kluge Gesichter; den Hut oder die Mütze

im Nacken, selbstbewußter, sogar selbstgefälliger Blick. Das sind die Brauchbaren, die von den Führern oder Vertrauensmännern öfters benutzt werden, werdende Schürer, vertraut mit den wirksamsten Schlagworten. Dann eine größere Zahl meist älterer Leute, im Gehen ein wenig vorgebeugt, teils gesunden Aussehens, teils etwas verbraucht und abgespannt, ehrliche Augen mit ernstem, zuweilen traurigem Blick, ruhig in ihren Gebärden. Die zweite der gekennzeichneten Gruppen. Und nun die Mehrzahl der dritten: Burschen und junge Männer von 16 bis 25 Jahren. Die Gesichter nicht selten fahl, freche Augen, verrohte Züge, selbst bei ursprünglich schöner Anlage derselben, cynisches Lachen, tiefe Spuren gemeiner Genußsucht bei oft noch ganz unreifen Burschen.

Wenn man sie nun auch vom Standpunkte der höchsten Gerechtigkeit nicht als schuldig verdammen darf, so mindert sich deshalb nicht die Gefahr. Gerade diese Gruppe, die stärkste, weil meist rücksichtslose von allen, stellt in der Bewegung den blinden Willen dar, der in *allen* aufrührerischen Bewegungen, von denen die Geschichte weiß, den Sieg errungen hat, nur um an ihm zugrunde zu gehen, da es ihm an aufbauendem Geiste vollständig mangelt.

Nun trete man vor diese Verkörperer des blinden Willens und predige ihnen: „Unsere Vorfahren und wir haben teils aus eig[illegible]r Selbstsucht, teils unter dem Zwange des Zeitgeistes an den Arbeitern uns verschuldet, wir wollen alles gut machen, soweit es Menschenkraft und Menschenvernunft vermögen" — sie werden ant-

worten: „Dann sollt ihr dafür büßen — jetzt wollen wir herrschen“. Man versuche sie durch Wort und Schrift zu belehren, daß die Grundgedanken ihrer Heilslehre unausführbar sind und an der Wirklichkeit scheitern müssen — sie werden unsere Weisheit verlachen. Man spreche ihnen vom christlichen Geiste und predige Frieden — sie werden uns verhöhnen.

Man spreche von Gott — sie werden johlen.

Wie denkt man sich nun den geistigen Kampf mit dem blinden Willen, der vernunftlosen Leidenschaft? Der Aufruf, den die Anarchisten jüngst in Paris zur Verbreitung unter den Arbeitern aller Länder verfaßt haben, sagt: „Ihr seid die Zahl, d. h. die Kraft“. Und Kraft wird nur von Kraft besiegt.

Also soll man die geistigen Waffen einfach beiseite legen? Nein, denn es giebt eine geistige Waffe, die sich nicht im Worte erschöpft: die That, die von Gerechtigkeit, Liebe und Vernunft beseelt wird.

Diese That ist aber eine doppelte, eine bejahende und eine verneinende.

Die bejahende begreift in sich zunächst den Ausbau aller Vorkehrungen für das materielle Wohl des Arbeiters, also die Sozialreform im engern Sinne, die Wohnungsfrage eingeschlossen, alles so weit geführt, als es möglich ist, ohne den Wettbewerb und die Leistungsfähigkeit der Industrie unmöglich zu machen und die Besitzer zu enteignen.

Zweitens. Sorge für das geistige Wohl der Arbeiter und die Veredlung seiner Vergnügungen. Man komme dem Bildungsdrang entgegen, biete jedoch nicht Steine statt belebenden Brots und bedenke, daß Brocken von bloßem Wissen noch keine Gesittung in sich enthalten.

Drittens. Man strebe Vereine zu bilden, in denen Vertreter aller Stände mit den Arbeitern in Berührung kommen, damit jene Kluft überbrückt werde, die heute noch klafft, damit die Volksgenossen ihr Gemeinsames erkennen und sich verstehen lernen.

Viertens. Man unterstütze alles, was zwischen Arbeitgebern, besonders der Großbetriebe, und Arbeitnehmern wieder sittliche Gemeinschaften begründen kann in der Art, wie es vornehmlich im Düsseldorfer Bezirk geschehen ist. Dort waren die Mustersatzungen, die F. Brandt (in M.-Gladbach) nach seinen Erfahrungen im Verein mit andern entworfen hat, von großem Segen*) und haben geradezu erziehend gewirkt.

Einen fünften Punkt spare ich für den Schluß auf.

Und nun die verneinende That.

In den Jahrzehnten vor der französischen großen Revolution war plötzlich ein Geist empfindsamer Menschenliebe wach geworden, der sich bei dem Könige, bei Herzögen und Prinzen, bei reichen Bürgern, Gelehrten, Schöngeistern und sogar bei einzelnen Generalpächtern in Thaten verwandelte. Toqueville und Taine haben die Nachweise beigebracht. Und trotzdem half es nichts. Warum jedoch? Weil der Staat schwach war.

*) Siehe Serings „Gutachten, Berichte, Statuten der Arbeiterausschüsse in der deutschen Industrie“. (Leipzig, Duncker und Humblodt, 1890.)

Nur ein starker Staat ist heute imstande, den Weg der Reform zu betreten und ihn bis zum Ziele zu wandeln. Denn er wird nötig haben, zerstörende Kräfte niederzuhalten, Leidenschaften zu Boden zu zwingen. Wenn ein Feuer ausbricht, genügt es zum Löschen nicht, das Wort Wasser zu murmeln, man muß wirkliches Wasser anwenden. An solchem Flackenfeuer wird es nicht fehlen. Dann aber ist die Macht nicht Zwangs-, sondern Rechtsmittel und ihr Ziel ein sittliches; dann wird die materielle Waffe zu geistiger, da die Gerechtigkeit sie gereicht hat und die Pflicht, nicht der Übermut das Schwert anwendet.

Wir wünschen aus tiefster Seele Frieden — aber es kann uns durch den „blinden Willen“ Krieg aufgezwungen werden. Ihr, in deren Hände es gegeben ist, sorgt dafür, daß der Staat stark bleibe!

Aber alle Verbesserungen werden vergeblich sein und alle Macht wird im Augenblicke der Entscheidung kraftlos zusammensinken, wenn nicht noch eins hinzutritt:

Die besitzenden und gebildeten Stände müssen an sich selber die Gesittungsarbeit vollziehen. Die Gier nach Gewinn und äußeren Erfolg, der fieberhafte Sinnenhunger, der sie immer mehr der rohen Genußsucht in die Arme trieb, die rein materialistische Weltansicht: das waren die Giftsporen in der Luft, die von den meisten Angehörigen aller Stände eingeatmet worden ist. Wenn wir „Sozialreform“ betreiben, während in unsern Herzen die Ichsucht weiter herrscht, also aus „Angst“, wenn wir Brot bieten, um uns ungeschmälert den Braten zu erhalten, dann ist unabwendbar der Tag, an welchem Schuldige und Schuldlose begrabend, die Wogen der Rache über uns hinwegbrausen. Der „blinde Wille“ der leidenschafterregten, giergepeitschten Menge wählt nicht zwischen beiden, er vernichtet, wie eine entfesselte Naturgewalt.

Eine sittlich-religiöse Erneuerung der höheren Schichten, herausgeboren aus dem warmen Gemüt, aus der Erkenntnis des tiefsten Wesens christlichen Geistes: das ist die mächtigste Waffe im Kampfe.

Daß die Verhältnisse so geworden sind, wie sie vor uns stehen, hat seine Gründe eben darin, daß die Herrschenden, Besitzenden, Gebildeten so selten der leidenden Brüder gedachten; nicht gerade aus Härte, sondern verblendet von Meinungen des Tages. Verschüttet war das Gemüt, dieser Mutterborn der Gottes- und Menschenliebe, der Quell alles wahrhaften Lebens. Wir waren blind — nun aber sehen wir. Und weil wir sehen, müssen wir helfen nach Menschenkraft, müssen öffnen des Geistes Ohren, um wieder die Worte des Gemüts zu vernehmen. Die frohe Botschaft aber muß zur That werden, sie muß entzünden mit Gottesflammen begeisterte Liebesthatenfreudigkeit und Opferbereitschaft. Dann erst werden wieder von dem Bilde Gottes die deckenden Schleier fallen, und sein Auge wird segnend leuchten in die Dämmerungen unsrer Herzen.

Leise Menschenfrühlingsahnung weht schon, wenn auch nur von einigen gespürt, durch unsre Tage und kündet eine bessere Zeit, mag immerhin noch ein Sturm sich erheben. Ein hohes Glück ist's zu leben und zu kämpfen in solchen Tagen der Erneuerung, die nicht blind-

wütig den alten Stamm vernichtet, sondern wartet der Stunden, wo Keime neuen Lebens sich auf ihm zeigen, Vorboten der Blüten, Vorzeugen kommender Frucht.

Sich an dieser Erneuerung zu beteiligen als Glied der Gesamtheit, mit wägender Vernunft und warmherziger Liebe, mit unerschütterlicher Thatkraft und eiserner Ausdauer — wahrlich, das ist eine Aufgabe so groß und schön, daß sie die besten Kräfte unseres Volks, Männer und Frauen und die feurige Jugend zur Begeisterung entflammen kann. Gelingt das Werk der Versöhnung der Volksgenossen, dann hat das Gemüt des deutschen Volks eine That vollbracht, die eine Erneuerung der Menschheit bedeutet und die leuchten wird in unvergänglichem Glanze vor allen Thaten, die seinen Werdegang bis heute bezeichnen.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

